



# Braunschweigische Heimat

Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e. V.

76. Jahrgang · 1990



Bitte zur Beachtung:

Korrekturen

Äußerer Heftumschlag: 77. Jahrgang 1991 statt 76. Jg. 1990

Titelseite: 77. Jahrgang 1991 statt 76. Jg. 1990

S. 78, Photonachweis: 1-24: Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel statt 0-23  
25: Aus: Bund bildender Künstler Karlsruhe 1982 statt 24  
26-28: Aus: Siegm. Holsten 1990 statt 25-27

S. 115, 3. Absatz: Bernhard Hoetger - ein Eklektiker? statt "Elektriker"

S. 117, 3. Absatz unter "Braunschweiger Theaterzettel": die Präsentation ist  
bestechend statt "bestehend"

S. 117, 4. Absatz unter "Braunschweiger Theaterzettel": sich gebärdender  
Enzyklopädismus statt "gebärender"

UB Braunschweig 84



2703-9083

ST00

2703 - 908 3



# Braunschweigische Heimat

Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e. V.

76. Jahrgang · 1990/1

## Inhalt

Birgit Pollmann Die Braunschweigische Landschaft	3
Friedrich Wagnitz Ein Wolfenbütteler Fürstenschicksal im Dreißigjährigen Kriege Würdigung von Herzog Friedrich Ulrich anlässlich des 400. Geburtstags	5
Falko Rost Daten zur Baugeschichte der Kirche in Lehre	35
Dirk Meyer Der Pastor Johann Friedrich Falke (1699–1753) als Interessent für Crinoiden aus dem Muschelkalk des Braunschweiger Landes	43
Christian Juranek Die magische Welt der Literatur wird Kunst Beobachtungen in der Buchillustration von Georg Scholz (1890–1945)	47
Wolfgang Winkel Zur Nutzung von Nistkästen durch Kleinvögel im Jahreslauf Befunde aus dem Braunschweiger „Höhlenbrüterprogramm“	79
Wolfgang Winkel Langfristige Bestandstrends Befunde aus dem Braunschweiger „Höhlenbrüterprogramm“	84
Gerd Biegel 1891–1991. Das Braunschweigische Landesmuseum wird 100 Jahre.	90
Buchbesprechungen	115
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1990	120

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz e. V.  
Schriftleitung Wolf-Dieter Steinmetz  
Braunschweig 1991

27. R+



---

© Braunschweiger Landesverein für Heimatschutz

Geschäftsstelle: Kanzleistraße 3, W-3340 Wolfenbüttel

Schriftleitung: Wolf-Dieter Steinmetz, Kanzleistraße 3, W-3340 Wolfenbüttel

Titelbild: Das Kleine Schloß in Blankenburg

Foto: Dieter Heitefuß, Braunschweig

Umschlagentwurf: Klaus Grözing, Braunschweig

Alle Zuschriften sind an den Schriftleiter zu richten; ebenfalls Besprechungsexemplare und Sonderdrucke von Aufsätzen, die im Literaturteil angezeigt werden sollen.

Für die einzelnen Beiträge sind jeweils die Verfasser verantwortlich.

Der Zweck des Vereins ist mit Bescheid des Finanzamtes Braunschweig-Stadt vom 14. 5. 1982 (AZ.IV-231-Gen LNR.: B 41) als förderungswürdig im Sinne der Steuergesetze anerkannt. Für Zuwendungen über den Mitgliedsbeitrag hinaus können deshalb Spendenbescheinigungen erteilt werden.

Anmeldungen über die Geschäftsstelle Kanzleistraße 3, 3340 Wolfenbüttel.

Postgirokonto des Braunschweiger Landesvereins für Heimatschutz: Hannover Nr. 44065-308.

Bankkonto: Norddeutsche Landesbank Nr. 111 690, Braunschweig

Gedruckt mit einem Zuschuß der Stadt Braunschweig



Druck: Waisenhaus-Druckerei GmbH, Braunschweig

Birgit Pollmann

## Die Braunschweigische Landschaft

1990 trat die Braunschweigische Landschaft e. V. an die Öffentlichkeit. Die sechs Gründungsmitglieder des Vereins, die Landkreise Goslar, Helmstedt, Peine und Wolfenbüttel sowie die Städte Braunschweig und Salzgitter folgten damit dem Beispiel anderer Regionen Niedersachsens, die diesen Schritt längst getan hatten, wie z. B. Ostfriesland, Emsland, Osnabrück, Oldenburg, Stade. Der rechtliche Status, der Organisationsform und die Aufgaben dieser Landschaften unterscheiden sich voneinander, dies ist nicht zuletzt Ausdruck ihrer Geschichte. So blickt die Ostfriesische Landschaft auf eine mehr als 500-jährige Geschichte zurück, während andere erst in den 60er oder 70er Jahren dieses Jahrhunderts gegründet worden sind.

Die ursprüngliche Bezeichnung „Landschaft“ geht auf die vordemokratische Zeit zurück und bezeichnet die in die gleichberechtigten Kurien gegliederten Landstände, die ein Territorium, eine Landschaft gegenüber den Landesherren vertraten. In diesem Sinne existieren auch in Braunschweig noch historische Wurzeln einer „Landschaft“. 1832 wurde die Neue Braunschweigische Landschaftsordnung erlassen, die als Verfassung des Landes bis 1918 Geltung hatte.

Über die Pflege dieser historischen Traditionen hinaus haben die Landschaften im letzten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts wichtige Aufgaben hinzugewonnen. In einer Europäischen Gemeinschaft, die sich über eine Wirtschafts- und Währungsunion anschießt, der politischen Einigung schrittweise näherzukommen, hat die kulturelle Dimension eine herausragende Bedeutung in diesem Prozeß bekommen und damit auch die Regionen. Dieser sich formierende europäische Bundesstaat blickt auf seine kulturellen Wurzeln, versteht sich als ein „Europa der Regionen“ und bezieht aus dieser Vielfalt seine Legitimation.

Diesen Gedanken der Pflege und Weiterentwicklung der regionalen kulturellen Identität in einer traditionsreichen historischen europäischen Kernlandschaft haben auch die Gründungsmitglieder der Braunschweigischen Landschaft und die Vereine, insbesondere die Arbeitsgemeinschaft der Braunschweigischen Heimatvereine und Verbände, aufgegriffen. Nach langen Bemühungen, zunächst über den Weg eines Landesgesetzes, beschlossen die Landkreise und kreisfreien Städte schließlich nach mehr als zwei Jahrzehnten, einen Verein zu gründen.

Satzungsgemäß ist ihm die Aufgabe gestellt, an der Pflege und der Förderung der kulturellen und historischen Belange der Region Südostniedersachsen mitzuwirken. Insbesondere ist gedacht an die Förderung wissenschaftlicher Bestrebungen, vor allem im Bereich der Geschichte, an die Förderung kultureller Bestrebungen von Verbänden, Gruppen und Vereinigungen, an die Förderung von Kunst und Kunsthandwerk, an die Erhaltung und Entwicklung der örtlichen und regionalen historisch gewachsenen kulturellen Ausdruckformen sowie auch an die Förderung des Natur- und Denkmalschutzes.

Bei der Erfüllung dieses sehr umfangreichen Aufgabenkataloges ist die Braunschweigische Landschaft auf die Mitarbeit der vielen Vereine in Südostniedersachsen angewiesen. Deshalb ist die große Resonanz aus dem Kreis der Vereine, die im Heimatpflege-, Kultur-, Kunst-, Denkmalpflege-, Natur- und Umweltschutzbereich arbeiten, so erfreulich. Bereits unmittelbar nach Gründung der Landschaft stellten über 80 Vereine und Verbände einen Aufnahmeantrag und sind inzwischen auch als sonstige Mitglieder in den Verein aufgenommen worden.

Die Beratung der Projekte und des Jahresprogramms der Braunschweigischen Landschaft erfolgt zunächst in den Arbeitsgruppen und im Plenum des Beirates, dem die Mitglieder alle angehören. Damit ist erstmals in Südostniedersachsen ein Forum geschaffen, in dem nicht nur über gemeinsame kulturelle und Naturschutzaktivitäten diskutiert werden kann, sondern auch in der Einigung auf ein Jahresprogramm die kulturpolitischen Prioritäten in der Region öffentlich deutlich werden. Der Beirat wird somit auch zu einem wichtigen Bindeglied zwischen dem ehrenamtlichen Element der Kulturpflege und den entsprechenden staatlichen und kommunalen Institutionen.

In dieser Doppelfunktion einer Informationsbörse und eines kulturpolitischen Forums der Region erschöpfen sich selbstverständlich die Aufgaben des Beirates nicht. Es wird auch darauf ankommen, die Landschaft nicht nur in der Region bekanntzumachen und im Bewußtsein der Bürger und Bürgerinnen fest zu verankern, um auf diese Weise die gemeinsamen kulturellen Wurzeln bewußt zu machen und „*Identität zu stiften*“, wie es Kulturpädagogen ausdrücken würden, sondern auch die Leistungen und die Bedeutung der Landschaft außerhalb der engeren Heimat zu dokumentieren, in den alten, einst zum Lande Braunschweig gehörigen Teilregionen (wie Blankenburg, Holzminden) ebenso wie in benachbarten partnerschaftlich verbundenen Kulturlandschaften wie z. B. Magdeburg oder Hannover, in der deutschen Hauptstadt, in unseren europäischen Partnerstädten bzw. -kreisen.

Diese Aufgaben, den kulturellen Reichtum Südostniedersachsens nach innen und außen zu dokumentieren, stehen in einem engen Zusammenhang mit dem zunächst genannten Schwerpunkt, die Kommunikation unter den Vereinen und Verbänden zu fördern.

Im Rahmen dieser Tätigkeitsbereiche werden sich auch die Projekte und das Jahresprogramm 1991 bewegen. Im Gründungsjahr hat die Braunschweigische Landschaft nach der Konstituierung ihrer Organe (Mitgliederversammlung, Vorstand, Beirat und Geschäftsführung) die Arbeit aufgenommen. 1990 hat sie zwei Projekte im Bereich des Aufbaues einer eigenen „*kulturellen Infrastruktur*“ in Angriff genommen, sie hat eine mobile Bühne (einschließlich Beleuchtung und Tonanlage) sowie ein variables Ausstellungssystem angeschafft. Diese Einrichtungen können an die Mitglieder, an die Gemeinden, Kreise und Städte ebenso wie an die Vereine und Verbände, für Veranstaltungen und Ausstellungen zur Verfügung gestellt werden. Die ersten Anfragen zeigen, daß in diesem Bereich eine große Nachfrage besteht.

Das Jahresprogramm 1991 ist derzeit in der Vorplanung, wir sind für Anregungen zu allen Aufgabenbereichen dankbar, sei es für den Bereich Forschung und Weiterbildung von ehrenamtlich Tätigen in den Vereinen und Verbänden, sei es im Bereich von Projekten und überörtlichen Veranstaltungen/Ausstellungen/Vortragsreihen oder Präsentationen der kulturellen Vielfalt der Landschaft innerhalb und außerhalb der engeren Region.

Anschrift der Verfasserin:  
Prof. Dr. Birgit Pollmann  
Stadt Braunschweig  
Postfach 3309  
3300 Braunschweig

Friedrich Wagnitz

# Ein Wolfenbütteler Fürstenschicksal im Dreißigjährigen Kriege

Würdigung von Herzog Friedrich Ulrich anlässlich des 400. Geburtstags

## Inhalt

### Vorwort

1. Die politische Situation um 1600	5
2. Ein Anfang ohne Vorbereitung	9
3. Heirat und Ehe Friedrich Ulrichs	12
4. Braunschweig als Platz der Bewährung	15
5. Der Verlust von Grubenhagen	19
6. Die Regierung der Landdrosten	20
7. Fürsten um Friedrich Ulrich	23
8. Versuch und Scheitern eines Neubeginns	26
9. Verdienste um die Universität Helmstedt	27
10. Am Ende des Lebens	32

### Vorwort

In den bisherigen Darstellungen ist Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel fast durchgängig schlecht beurteilt worden<sup>1)</sup>. Diese Arbeit hat zum Ziel, sein Ansehen aus Anlaß der 400. Wiederkehr seines Geburtstages am 5. 4. 1991 wiederherstellen zu helfen.

Eine ausführliche Biographie müßte umfangreicher sein als diese Studie. Das Material an Briefen und Akten aus jener Zeit ist so reichhaltig, daß eine vollständige Auswertung zu einer vielfachen Länge des Berichts führen würde. Es wurde jedoch bewußt auf unnötige Weitschweifigkeit verzichtet, um einem größeren Leserkreis die Bereitschaft zur Anteilnahme am Schicksal dieses Fürsten nicht zu erschweren.

Indem geschichtliche Zusammenhänge erläutert, Phasen der Landesverwaltung skizziert und Verbindungen von Personen aufgezeigt sind, kann auch in diesem Rahmen der Nachweis erbracht werden, daß Herzog Friedrich Ulrich besser war als sein Ruf, und das man ihm bei Kenntnis seiner Lebensumstände eine Anerkennung nicht gut versagen darf<sup>2)</sup>.

## 1. Die politische Situation um 1600

In den Jahren um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert veränderten sich die politischen Verhältnisse in Deutschland und darüber hinaus in Europa ständig und mit wachsender Geschwindigkeit. Gewachsene Ord-

<sup>1)</sup> L. F. SPEHR in ADB<sup>2</sup>, Berlin 1968, Band 7, 501: *Friedrich Ulrich „war einer der schwächsten und untauglichsten Regenten aus dem Stamme Heinrichs des Löwen“*. – A. BRAUCH in NDB, Berlin 1961, Band 5, 502: *„Friedrich Ulrich ist der unglücklichste und unfähigste aller Welfenherzöge in Braunschweig-Wolfenbüttel“*. – A. WESKAMP, Herzog Christian von Braunschweig und die Stifter Münster und Paderborn, Paderborn 1884, 5: *„... Friedrich Ulrich, welcher 1613 die Regierung der väterlichen Erblände antrat, zeigte sich als willenloser Schwächling, ohne eigenes Urteil und Selbstvertrauen, ohne Arbeitskraft und Ausdauer, ein Spielball in den Händen unwürdiger Günstlinge, die Schwierigkeiten seiner Zeit durchaus nicht gewachsen“*. – W. HAVEMANN, Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg, Göttingen 1857, Band 2, 445: *Friedrich Ulrich „war nicht ohne fürstliches Wesen, aber ohne Tatkraft, ohne Ernst, ohne Bewußtsein der als Landeserben ihm gestellten Aufgabe“*.

<sup>2)</sup> An dieser Stelle möchte ich Frau Prof. Dr. Mager in Göttingen für wertvolle Hinweise danken. Desgleichen bin ich Herrn Dr. Arnold von der Herzog August-Bibliothek, sowie Herrn Dr. Matthes vom Niedersächsischen Staatsarchiv in Wolfenbüttel für ihre Beratung bei wichtigen Schritten der Arbeit zu Dank verpflichtet.





*Frederick Ulrick by der gratie Gods Hartoch van Bruijns.,  
wijck ende Lunenburg, Administrator tot Halberstadt.*

Herzog Friedrich Ulrich · Stich eines niederländischen Meisters aus dem Besitz der Universitätsbibliothek Helmstedt.

nungen wurden durch die Ereignisse überholt und in Frage gestellt. Man koppelte die nationalen oder die territorialen Anliegen mit den kirchlichen Interessen der jeweiligen Region und stand sich zunehmend unversöhnlich gegenüber. M. Heckel hat nachgewiesen, daß der 1618 ausbrechende Krieg von den Zeitgenossen zuvörderst nicht als die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln, sondern als Durchsetzung des Rechts durch die Reichsexekution bzw. als das evangelische Widerstandsrecht verstanden wurde<sup>3)</sup>. Hinter der Verteidigung eigener Rechte stand die Frage nach der Existenz-Berechtigung und der effektiven Macht.

Die deutschen Stände hatten bereits 1495 die Einsetzung des neutralen Kammergerichts als oberster Rechtsinstanz im Reich erwirkt, doch Kaiser Maximilian I. gab deshalb die eigene Rechtsprechung nicht einfach auf. Unter ihm und seinen Nachfolgern wurde sie ausgeübt durch den Hofrat; dies war ein Kollegium aus Fürsten oder adligen Herren und Rechtsgelehrten, das katholisch zusammengesetzt war und entsprechend urteilte. Nach der Reformation sorgte dieser Brauch für immer stärkere Spannungen. Daß zur Zeit von Kaiser Rudolph II. (1576–1612) Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel als Protestant zum Präsidenten des Geheimen Hofrats avancierte, war eine absolute Ausnahme, deren Ursachen und Auswirkungen eine eigene Untersuchung verdienen. Die evangelischen Stände, Städte und Fürsten forderten wiederholt eine Auflösung dieses Hofrats, durch den sie sich nicht zu Unrecht benachteiligt fühlten. Die Weigerung von kaiserlicher Seite ließ bei den Protestanten den Wunsch nach Gründung eines neuen Bündnisses zu Schutz und Förderung der eigenen Interessen wachsen<sup>4)</sup>.

Schon einmal hatten sie ein solches Bündnis gehabt, ab 1526 „*Magdeburger Bund*“, und ab 1530 „*Schmal-kaldischer Bund*“ genannt. Vorangegangen war 1524/5 auf katholischer Seite die Gründung des „*Regensburger*“ bzw. „*Dessauer Bundes*“, aus dem sich die Katholische Liga entwickelte<sup>5)</sup>. Feldhauptmann der Liga war in ihren Anfängen Herzog Heinrich d. J. von Braunschweig, der Urgroßvater von Friedrich Ulrich.

Neben der Sorge um das Recht wurde das Vordringen der Gegenreformation zu einem weiteren Anlaß für die protestantischen Unionsbestrebungen. Die Gegenreformation war zunehmend aggressiver und erfolgreicher geworden. Als praktisch ausgelöscht gelten mußte das evangelische Bekenntnis seit 1571 in Bayern, seit 1590 in Niederösterreich, seit 1596 in Oberösterreich, seit 1603 in Kärnten und in der Steiermark; die Bistümer Mainz, Würzburg, Bamberg, Hildesheim u. a. folgten<sup>6)</sup>. Melchior Klesl, Bischof von Passau und späterer Kanzler des Kaisers Matthias (1612–1619), ging davon aus, daß Nichtzugehörigkeit zur Katholischen Kirche Erregung öffentlichen Ärgernisses und Widerstand sei, die von Kirche und Staat gemeinsam zu beseitigen wären. Er riet Rudolph II. zu einem Vorgehen, das Protestanten nur die Wahl zwischen freiwilliger oder zwangsweiser Unterwerfung lasse<sup>7)</sup>.

Am auffälligsten und folgenschwersten kam das zum Tragen in Böhmen, wo der Große Krieg nicht zufällig seinen Anfang nahm. Um 1600 gehörten in Böhmen neun Zehntel der Bevölkerung und des Adels der evangelischen Konfession an. Für sie hatte bereits Kaiser Maximilian II. 1575 die Gültigkeit des Augsburger Bekenntnisses zugelassen. Rudolph II., der in Prag residierte, verweigerte Zugeständnisse zunächst mit großer Härte, räumte diese dann aber doch im Jahre 1609 in sogenannten „*Majestätsbrief*“ ein. Man mutmaßt, daß dieser auf Herzog Heinrich Julius zurückgehe, doch war der eigentliche Anlaß wohl die Tatsache, daß die böhmischen Stände neben dem Adel über die Steuergelder des Landes und nicht zuletzt über die Mittel für die kaiserliche Hofhaltung verfügten<sup>8)</sup>. Unter Rudolphs Nachfolger Matthias wurden die Rechte der Protestanten

<sup>3)</sup> M. HECKEL, Die Krise der Religionsverfassung des Reiches und die Anfänge des Dreißigjährigen Krieges in: Krieg und Politik 1618–1648 – Europäische Probleme und Perspektiven, hg. von K. REPGEN, München 1988, 107.

<sup>4)</sup> M. RITTER, Geschichte der deutschen Union 1598–1612, Schaffhausen 1867, Band 1, 35f. – Vgl. M. HECKEL, a. a. O., 110.

<sup>5)</sup> H. BRUNOTTE und O. WEBER, Evangelisches Kirchenlexikon, Göttingen 1962, Band 3, 818f.

<sup>6)</sup> H. TREVOR-ROPER, Die Zeit des Barock, Eltville 1986, 67.

<sup>7)</sup> M. RITTER, a. a. O., Band 2, 76.

<sup>8)</sup> W. SCHÖNE, Der Aviso des Jahres 1609, Leipzig 1939, Nachwort S. 5.

mehr und mehr eingeengt, es wurden Kirchen gesperrt, Begräbnisse verweigert und zum Empfang der katholischen Kommunion gezwungen. Von den über 3 Millionen Bewohnern, die man in Böhmen vor Kriegsbeginn zählte, blieben nach Ausweisung oder Tod noch 800 000 übrig<sup>9)</sup>.

Besonders scharf wandte sich die Gegenreformation gegen den Calvinismus, den man von der Duldung des Augsburger Religionsfriedens auszuschließen trachtete. In der Folge bekam Heidelberg Bedeutung als Sammelpunkt für den wachsenden Widerstand<sup>10)</sup>. Als der Kaiser 1593 aus Anlaß eines Großangriffs der Türken in Ungarn das Reich um Unterstützung bat, weigerte sich die Pfalz und legte Berufung ein. Von hier aus suchte man dann auch Gleichgesinnte als Bundesgenossen zu gewinnen und sandte im Jahr 1606 die „*Treuherzige vermanung der pfälzischen Kirchen an alle andere evangelische kirchen in Deutschland*“<sup>11)</sup>. Zu einem weiteren Anstoß des Zusammenrückens wurde die Unterwerfung der evangelischen Reichsstadt Donauwörth im Dezember 1607 durch Herzog Maximilian von Bayern.

Beim Reichstag in Regensburg 1608 verlangten die Protestanten eine eindeutige Bestätigung ihrer Rechte<sup>12)</sup>, und weil die katholische Seite diese Garantie nicht aussprach, verließen die Vertreter der Pfalz und ihre Freunde jene Versammlung. Der Bruch war da: im gleichen Jahre wurde im fränkischen Auhausen die Protestantische Union gegründet<sup>13)</sup>.

Von kaiserlicher Seite versuchte man, hinhaltend zu beschwichtigen, was zur Folge hatte, daß viele einen Aufstand gegen den Kaiser für unnötig, wenn nicht gar für unerlaubt hielten<sup>14)</sup>. Kursachsen als größtes evangelisches Land stand traditionell auf der Seite der Habsburger, zudem fürchtete man dort den Calvinismus mehr als die Gegenreformation. „*Die kursächsische Landesuniversität hat es beispielsweise noch nach dem Restitutionsedikt (1629) fertiggebracht, Ferdinand als den Beschützer der lutherischen Kirche zu feiern*“<sup>15)</sup>. Landgraf Moritz von Hessen-Kassel stand zwar persönlich auf der Seite der Union, wurde aber durch seine Landstände an einer aktiven Unterstützung gehindert<sup>16)</sup>. Herzog Heinrich Julius hat sich der Union erst angeschlossen, als er über die fehlende Hilfeleistung des Kaisers gegen die aufsässige Stadt Braunschweig verärgert war<sup>17)</sup>. Eine solche Uneinigkeit unter den Fürsten konnte Herzog Friedrich Ulrich später kaum dazu bewegen, sich dem Kampf gegen kaiserliche Politik und kaiserliche Truppen anzuschließen, zumal ihm für lange Jahre die Möglichkeit zu einer eigenen Entscheidung auch noch genommen wurde.

Eine führende Position in der Union übernahm dagegen um 1610 Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz. Er war Schwiegersohn des englischen Königs Jakob I., zudem ein Neffe von Moritz von Nassau-Oranien, dem Feldherrn der Niederländischen Generalstaaten, welcher am Hof in Heidelberg erzogen worden war. Die Niederlande wurden ein weiterer Schwerpunkt in der politischen Eskalation. Die spanischen Habsburger hatten einen jahrzehntelangen und letztlich erfolglosen Krieg geführt, der den wirtschaftlichen und kulturellen Aufstieg der Niederlande nicht zu verhindern mochte, wobei die Kaufmannschaft – zumindest im Norden – zur führenden Kraft wurde<sup>18)</sup>.

Der Einsatz spanischer Soldaten hatte mehr negative, als positive Wirkungen. Unvergessen war ihr Auftre-

<sup>9)</sup> E. ORTHBANDT, Deutsche Geschichte, Baden-Baden 1955, 519. – Vgl. Fr. UHLHORN, Geschichte der deutsch-lutherischen Kirche, Leipzig 1911, Band 1, 165f.

<sup>10)</sup> G. PARKER, Der Dreißigjährige Krieg, Frankfurt/M. 1987, 87f.

<sup>11)</sup> H. GUNKEL und L. ZSCHARNACK, Die Religion in Geschichte und Gegenwart, 2. Aufl. Tübingen 1927, Band 2, 77.

<sup>12)</sup> M. HECKEL, a. a. O., 116f.

<sup>13)</sup> G. PARKER, a. a. O., 90f.

<sup>14)</sup> D. BÖTTCHER, Propaganda und öffentliche Meinung im protestantischen Deutschland 1628–1636 in: der Dreißigjährige Krieg – Perspektiven und Strukturen, Darmstadt 1977, 326.

<sup>15)</sup> D. BÖTTCHER, a. a. O., 327.

<sup>16)</sup> D. ALBRECHT, Die Kriegs- und Friedensziele der deutschen Reichsstände in: Krieg und Politik 1618–1648 (wie Ziffer 1), 243.

<sup>17)</sup> M. RITTER, a. a. O., Band 1, 210f.

<sup>18)</sup> H. TREVOR-ROPER, a. a. O., 64.

ten in Württemberg um 1550<sup>19)</sup>). Als unerhört empfunden wurde ihr Einfall in das Herzogtum Jülich im Herbst 1598. Der Statthalter Spaniens in den Niederlanden, Erzherzog Albrecht, hatte dafür die Weisung gegeben, als er zur Eheschließung mit einer Tochter König Philipps II. abreiste. Mit unvorstellbarer Grausamkeit wüteten die Spanier unter der Bevölkerung am Niederrhein<sup>20)</sup>).

Wie stark sich Spanien damals noch fühlte und deshalb willens war, die Politik in Europa mitzugestalten, wird nicht nur erkennbar an der Entsendung der Armada, deren eigentliche Aufgabe war, die in den Niederlanden stationierten spanischen Truppen für eine Besetzung Englands aufzunehmen, die dann aber mit Zerstörung der Armada 1588 hinfällig wurde. Lange versuchte man zudem mit Zustimmung von Papst Clemens VIII., Kaiser Rudolph II. zu veranlassen, seinen Thron für Erzherzog Albrecht zu räumen. „*Das Entsetzen darüber, daß der Papst und Spanien ihm nach der Krone griffen, und seine Räte mit diesen Mächten verschworen seien, trieb ihn nun in den eigentlichen Wahnsinn hinein, der sich durch plötzliche Wuthausbrüche Luft zu machen pflegte*“<sup>21)</sup>. Spanien stellte übrigens zu jener Zeit 100000 Gulden für den Kampf gegen die Protestanten in Böhmen zur Verfügung, und die brandenburgischen und kursächsischen Gesandten am Hofe mühten sich vergebens, ihren Glaubensbrüdern zu helfen<sup>22)</sup>).

Der „*Bruderzwist im Hause Habsburg*“ endete für Rudolph erschütternd. Die eigenen Verwandten nötigten ihn, die Regierung der Länder Mähren, Ungarn und Oesterreich dem Bruder Matthias zu übertragen, der dann bald danach noch Böhmen und Schlesien übernahm, so daß Rudolph am Ende zwar noch die Kaiserkrone besaß, aber über nichts mehr regierte. Als 1619 Ferdinand II. Kaiser wurde, endeten in Böhmen die letzten Freiheiten. Man verweigerte ihm dort deshalb die Anerkennung und wählte am 26. August Friedrich V. von der Pfalz zum böhmischen König.

Im Norden und Osten des Reiches waren Dänemark und Schweden für geraume Zeit miteinander beschäftigt gewesen im Streit um die Vorherrschaft im Ostseeraum. Schweden war überdies in einen Krieg mit Polen verstrickt. Erst nach dessen Ende fühlte sich Gustav II. Adolf imstande, um der Sache des Protestantismus willen in die deutschen Auseinandersetzungen einzugreifen. Dänemark war ohnehin dem Niedersächsischen Kreis zugewandt, weil sein König zugleich Herzog von Holstein war. Im Westen strebte Frankreich, dessen Politik ab 1624 durch Richelieu gelenkt wurde, nach einer anhaltenden Schwächung des Kaisers und hat dies mit finanzieller Hilfe für seine Gegner schließlich auch erreicht.

## 2. Ein Anfang ohne Vorbereitung

Friedrich Ulrich wurde am 5. April 1591 als erster Sohn aus der zweiten Ehe des Herzogs Heinrich Julius geboren. Die erste Frau, Dorothea – Tochter des Kurfürsten August von Sachsen, war nach zweijähriger Ehe verstorben. Die einzige Tochter aus jener Ehe, Dorothea Hedwig, starb 1609 als Fürstin von Anhalt-Zerbst. Herzog Heinrich Julius ging am 10. 4. 1590 die zweite Ehe ein mit Elisabeth, Tochter des Königs Friedrich II. von Dänemark. Sie war die Schwester von König Christian IV., sowie der englischen Königin Anna, Gattin des Königs Jakob I.

Friedrich Ulrich hatte vier Brüder, die er aber alle überlebte. Heinrich Julius II. (geboren 1597) starb als Kind, Heinrich Karl im Jahre 1615 (geboren 1609), Rudolph im Jahre 1616 (geboren 1602) und Christian im

<sup>19)</sup> G. BOSSERT, Das Interim in Württemberg in: Verein für Reformationsgeschichte, Halle/Saale 1895, 50: „... die stete Bedrohung des Volkes und der Prädikanten mit der spanischen Faust, die rohen Gewaltthaten, wie den unübersehbaren Schaden, den sie anrichteten ...“.

<sup>20)</sup> M. RITTER, a. a. O., Band 1, 89f.

<sup>21)</sup> M. RITTER, a. a. O., Band 1, 250.

<sup>22)</sup> W. SCHÖNE, a. a. O., Nachwort S. 4.



Jahre 1626 (geboren 1599). Von den fünf Schwestern starb eine ebenfalls als Kleinkind, vier erreichten ein höheres Alter: Sophie Hedwig (geb. 1592 verst. 1642) war Gattin von Graf Ernst Kasimir von Nassau-Diez; Elisabeth (geb. 1593 verst. 1650) war verheiratet mit Herzog August von Sachsen (in 2. Ehe mit Herzog Johann Philipp von Sa.-Altenburg); Dorothea (geb. 1596 verst. 1643) war Ehefrau von Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg, von dem noch zu berichten sein wird. Anna Augusta schließlich (geb., 1612 verst. 1673) wurde die Gattin des Fürsten Georg Ludwig von Nassau-Dillenburg.

Nachdem der Vater Heinrich Julius 1578 mit 14 Jahren als Administrator des Bistums Halberstadt inthronisiert war, bezog er die bischöfliche Residenz in Gröningen. Herzog Julius hat den Sohn dort oft besucht und äußerte bereits 1579 dem Hofmeister gegenüber sein Mißfallen am „ungebärdigen“ und leichtfertigen Verhalten von Heinrich Julius<sup>23)</sup>. Vier Jahre später hat Herzog Julius diesen Vorwurf in Gröningen in Gegenwart seiner Räte nachdrücklich wiederholt und Heinrich Julius ermahnt, auf das zu achten, was einem Fürsten wohl anstünde<sup>24)</sup>. Offensichtlich war der Erfolg solcher Mahnungen nicht groß, so daß Julius drohen mußte, er werde den Sohn bei der Erbfolge übergehen, wenn keine Besserung eintrete<sup>25)</sup>. Ab 1586 betrieb Heinrich Julius den Ausbau des Gröninger Schlosses, den der kursächsische Baumeister Chr. Trendeler ausführte und wobei an nichts gespart wurde<sup>26)</sup>. Die Schloßkirche erhielt z. B. eine Orgel, die als die drittgrößte in Deutschland gerühmt wurde nach den Orgeln in St. Marien zu Danzig und in St. Lambrecht zu Lüneburg, und zu deren Vorstellung im Jahre 1596 Heinrich Julius 53 Kirchenmusiker aus allen Gegenden Deutschlands einlud<sup>27)</sup>. In die Hofkapelle wurde 1589 Michael Praetorius aufgenommen, der dann ab 1594 als Organist in Gröningen und Wolfenbüttel tätig war.

Der Tod des Vaters (1589) forderte die Anwesenheit von Heinrich Julius in Wolfenbüttel, doch hielt er sich weiterhin am liebsten in Gröningen auf, wo auch zwei der Söhne (Heinrich Julius II. und Christian) geboren sind<sup>28)</sup>. Friedrich Ulrich lernte also von Kind an beide Residenzen kennen und hatte dabei den Rahmen der aufwendigen Hofhaltung des Vaters vor Augen. Über diesen Aufwand hat der Kammermeister Lorenz Berkelmann am 10. 12. 1613 berichtet<sup>29)</sup>. Hatte Heinrich Julius anfangs noch die Hofbeamten des Vaters und damit eine geordnete Verwaltung der Güter und Finanzen behalten, so richtete er sich zunehmend nach der Meinung jüngerer Freunde, die ihn zu einer Nutzung seiner Rechte überredeten, wodurch es nicht nur zur Verwendung, sondern zu einer Verschwendung der vorhandenen Mittel kam. *„Hofhaltung und Regierung wurden ansehnlicher, als sie unter Julius gewesen . . . Seitdem fragte man nur, was statlich sei, und die, welche danach fragten, ob es auch ratsam, sahen sich verlacht. So wurde der Schatz von neun Tonnen Goldes zerstreut, desgleichen die auf dem Schlosse Herzberg vorgefundene Barschaft und die wiederholte Steuer der Stände ohne Nutzen fürs Land verbraucht“*<sup>30)</sup>. H. Samse bestätigt in seiner Untersuchung der Verwaltung in den südwestfälischen Landen, daß die Zeit von Heinrich Julius bereits den Beginn des Abstiegs mit sich brachte, der dann vollends eintrat unter der Regierung der Landdrosten (1616 bis 1622)<sup>31)</sup>.

Unbestritten bleiben die großen Begabungen und bekannten Leistungen von Heinrich Julius. So war er ein vorzüglicher Kenner des Rechts und künstlerisch ungemein aktiv. *„Zu seiner Ergötzung“*, so berichtet Leuck-

<sup>23)</sup> E. BODEMANN, Herzog Julius von Braunschweig in: Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte – Neue Folge, Jahrgang IV 1875, 331 f.

<sup>24)</sup> E. BODEMANN, ebenda, 337 f.

<sup>25)</sup> R. FRIEDENTHAL, Herzog Heinrich Julius als Dramatiker, Diss. phil. München 1924 (HAB WF 29. 4°190), 18.

<sup>26)</sup> J. G. LEUCKFELD, Antiquitates Gröningenses Oder historische Beschreibung der vormahligen Residentz Gröningen in itzigem Fürstenthum Halberstadt, Quedlinburg 1710, 146.

<sup>27)</sup> W. GURLITT, Michael Praetorius Creuzburgensis, Sein Leben und seine Werke, Diss. phil. Leipzig 1915 (HAB WF Db 3593), 102 f. und 127 ff.

<sup>28)</sup> W. GURLITT, ebenda, 101.

<sup>29)</sup> W. HAVEMANN, a. a. O., Band 2, 446.

<sup>30)</sup> W. HAVEMANN, ebenda.

<sup>31)</sup> H. SAMSE, Die Zentralverwaltung in den südwestfälischen Landen vom 15. bis zum 17. Jahrhundert in: Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens Band 49, Hildesheim und Leipzig 1940, 141.

feld<sup>32)</sup>, hatte er dreizehn Handwerke erlernt. Unter seiner Regierung begann Wolfenbüttel, sich von einem unbedeutenden Platz in der Provinz zu einer ansehnlich und bekanntwerdenden Residenzstadt zu entfalten, obgleich vorangegangene Bemühungen nicht übersehen werden sollen<sup>33)</sup>. Aber ihm fehlten die Beharrlichkeit und Bescheidenheit des Vaters. Je mehr er mit einer Überforderung der Möglichkeiten im Lande auf Grenzen und Widersprüche stieß, desto weniger war er bereit, nachzugeben und mit verminderten Ansprüchen weiterzuregieren. Sein Weg an den kaiserlichen Hof in Prag, wo er von 1606/7 mit kurzen Unterbrechungen bis zum Tode 1613 blieb, war die Konsequenz. *„Hier fand er im Vertrauen mit Kaiser Rudolf II. ein weites Betätigungsfeld in der Reichspolitik; sie bedeutete einen willkommenen Ausgleich für die wachsenden Schwierigkeiten im eigenen Lande, die ihm seinen Aufenthalt in Wolfenbüttel mehr und mehr verleidet hatten“*<sup>34)</sup>. *„Sein auch in Prag immenser Aufwand ruinierte indessen seine Länder völlig“*<sup>35)</sup>.

Es mag durchaus interessant sein, Herzog Heinrich Julius unter dem Aspekt seines Einflusses auf die Reichspolitik während der Prager Jahre zu beschreiben. Die Entwicklung der Geschichte bezeugt allerdings, daß seiner dortigen Wirksamkeit keine anhaltende Bedeutung beschert wurde. Und im eigenen Lande verursachte sein Fehlen ein Vakuum mit gefährlichen Folgen. Außer der nachweislichen Verunsicherung der Familie wurde die wachsende Eigenmächtigkeit vor allem unter dem Adel heraufbeschworen. Dies mußte zu Schäden führen, die dann durch den Ausbruch des Krieges noch beschleunigt und vergrößert wurden.

Als der Vater das Fürstentum verließ, war Friedrich Ulrich rund 15 Jahre alt. An geeigneten Erziehern hat es kaum gefehlt. So lesen wir in dem herzoglichen Bestallungsrevers für M. Praetorius als Hofkapellmeister, dieser solle *„des Vor- und Nachmittags vor Hohermeldter Unser herzlichsten Gemahlin, Unsern geliebten Söhnen, Töchtern und fürstlichen Fräulein nach Unser oder Unser vielgeliebten Gemahlin L. Anordnung zur Hand gehen und I.L.L.L.L. auf Instrumenten-Schlagen unterrichten und anweisen“*<sup>36)</sup>. Vom Jahre 1603 an war Friedrich Ulrich als Student in Helmstedt, wo in jenen Jahren ein später Humanismus mehr Melanchton als Luther zu folgen begann, was den jungen Fürsten bleibend beeindruckte. Ein kurzer Aufenthalt im herzoglichen Kollegium zu Tübingen folgte. Danach wäre seine Vorbereitung für die spätere Übernahme der Regierungsverantwortung erforderlich gewesen, doch dafür fehlte der Vater. Und die Reisen an die Fürstenhöfe in Frankreich und England, die damalige Kavalierstour, die er bis 1610 unternahm, boten für das Wissen und Können eines künftigen Herzogs kaum einen Ersatz. Die von ihm Ende Januar 1611 in Wolfenbüttel veranstalteten Ritterspiele, von denen der Großvoigt Thomas Grote in seinen Erinnerungen berichtet<sup>37)</sup>, waren nichts weiter als nutzloser Zeitvertreib, in dem der Prinz lebte.

Die Herzogin Elisabeth sah sich verpflichtet, den abwesenden Gatten zu ersetzen, was nicht zu ihrer Beliebtheit beitrug. Weil sie alleine nicht zurechtkam, holte sie sich nicht nur Rat beim Hofprediger Basilius Sattler, sondern beriet sich häufig mit Philipp Sigismund, dem jüngeren Bruder von Heinrich Julius, der als Administrator der Bistümer Verden und Osnabrück wirkte<sup>38)</sup>. Vor allem aber schaltete sie mehr und mehr ihren Bruder ein, den dänischen König Christian IV. Man sprach deshalb bald von einer *„dänischen Partei“* am Hofe

<sup>32)</sup> J. G. LEUCKFELD, a. a. O., 64.

<sup>33)</sup> So die Versuche von Herzog Julius für die Gründung der Großstadt Gotteslager, denen jedoch so gut wie kein Erfolg beschieden war. – Vgl. H. WISWE, Handel und Wandel in Wolfenbüttel vor dem Dreißigjährigen Kriege in: Beiträge zur Geschichte der Stadt Wolfenbüttel, hg. von J. KÖNIG, Wolfenbüttel 1970, 24f.

<sup>34)</sup> W. SOMMER, Gottesfurcht und Fürstenherrschaft – Studien zum Obrigkeitsverständnis Johann Arndts und lutherischer Hofprediger zur Zeit der altprotestantischen Orthodoxie, Göttingen 1988, 236. – Vgl. O. von HEINEMANN, Aus der Vergangenheit des Welfischen Hauses, Wolfenbüttel 1881, 93f.

<sup>35)</sup> H. RÖSSLER, und G. FRANZ, Biographisches Wörterbuch zur deutschen Geschichte, München 1973, 1092.

<sup>36)</sup> W. GURLITT, a. a. O., 137. – Mit dem Weggang von Heinrich Julius nach Prag endete für M. Praetorius allmählich seine Tätigkeit in Wolfenbüttel. Er war viel auf Reisen, und nach Rückkehr von einem mehrjährigen Aufenthalt in Dresden 1619 wurde seine Anstellung von den Landdrosten nicht mehr verlängert. – Vgl. MGG, Kassel 1962, Band 10, 1561/2.

<sup>37)</sup> Denkwürdigkeiten aus dem eigenhändigen Tagebuch des 1657 verstorbenen Großvoigts Thomas Grote in: Vaterländisches Archiv für hannoverisch-braunschweigische Geschichte, Jahrgang 1834, 77.

<sup>38)</sup> E. L. T. HENKE, Georg Calixtus und seine Zeit, Halle 1853, Band 1, 101.

Wolfenbüttels, deren Einfluß erst 1626 mit dem Tode der Herzogin Elisabeth nachließ und 1629 ganz schwand, als König Christian IV. nach dem Lübecker Friedensschluß seine deutschen Expansionswünsche aufgeben mußte.

Der Ruf des Dänenkönigs in Norddeutschland war denkbar schlecht. Hier strebte er schon vor 1618 nach einer Ausweitung seiner Herrschaft, was ihm mit einiger Skrupellosigkeit des öfteren gelang<sup>39</sup>). Um Hamburg, das sich ihm widersetzte, als Elbhafen zu schädigen, gründete er z. B. Glückstadt am holsteinischen Elbufer, das ihm gehörte. Aber nicht nur die Hansestädte hatte er sich zu Feinden gemacht<sup>40</sup>). In seiner Ablehnung war man sich im Norden lange einig, sogar die eigene Holstein-Gottorper Verwandtschaft bezog gegen ihn Stellung und hielt sich an Schweden. Daß man ihn in Wolfenbüttel brauchte, konnte Christian IV. nur recht sein. Jede sich bietende Gelegenheit wurde von ihm genutzt, sich in die Regierung der Fürstentums einzuschalten und auf diesem Wege auch Einfluß auf das Geschehen in Deutschland auszuüben. Die Schwester, Herzogin Elisabeth, konnte zuerst auf seine Hilfe nicht verzichten. Am Ende vermochte sie dann nicht, ihm Einhalt zu gebieten.

Für Friedrich Ulrich muß leider gelten, was Henke berichtet<sup>41</sup>): es war „so viel und von so vielen und so verschieden an ihm erzogen, unter anderem während der häufigen Abwesenheit seines Vaters unter dem Einfluß seiner ganz anders denkenden Mutter, daß ihm dadurch . . . der Wille gebrochen, und er nun lebenslang wechselnder und dadurch sehr leidensvoller Herrschaft anderer über ihn unterworfen wurde“. Es ist in den Zeugnissen jener Zeit schwer auszumachen, wann die Bevormundung Friedrich Ulrichs begonnen hat, die später dazu führen sollte, daß man ihm zweimal die Regierungsgewalt entzog, nämlich 1616–1622 und im 1. Halbjahr 1626. Sehr wahrscheinlich hat er nach dem Weggang des Vaters nach Prag keine Gelegenheit mehr bekommen, für längere Zeit eine Eigenständigkeit einzuüben. Als er 1621 als Mitglied in den Palmenorden aufgenommen wurde, erhielt er den Ordensnamen Der Dauerhafte, und sein Emblem wurde Cedernholz mit der Erklärung In allem Wetter<sup>42</sup>). Embleme und Ordensnamen wurden nicht zufällig vergeben, sondern im Blick auf vorhandene Eigenschaften. Aus Friedrich Ulrich hätte mehr werden können bei einem Anfang mit Vorbereitung.

Erwähnung verdient hier die bedauerliche, schon angedeutete Tatsache, daß sich der Adel im Lande während der jahrelangen Abwesenheit von Heinrich Julius eine Unumschränktheit seiner Befugnisse angewöhnte, die dem Hof und dem 1613 nachfolgenden Herzog erheblich zu schaffen machte<sup>43</sup>). Nur so ist die Eigenmächtigkeit der Landdrosten, die ab 1616 nach Willkür schalteten und walteten, zu erklären. Es ist eine traurige Feststellung, die Herzog Heinrich Julius wenig Ehre macht, wenn W. Havemann nach Durchsicht der Quellen schreibt: „Der Abgeschiedene wurde weniger von seinen Unterthanen, als von den kaiserlichen Räten und den Ständen des Reichs betrauert“<sup>44</sup>)

### 3. Heirat und Ehe Friedrich Ulrichs

Als am 4. 9. 1614 die Ehe zwischen Friedrich Ulrich als Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel und der Prinzessin Anna Sophia von Brandenburg (geboren am 17. 3. 1598) geschlossen wurde, war die Braut trotz ihrer Jugend schon einmal verlobt gewesen. Ihr Vater Johann Sigismund, Kurfürst von Brandenburg, hatte als

<sup>39</sup>) V. SCHWEITZER, König Christian IV. und die niederdeutschen Städte in: Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, Jahrgang 1904, 99 ff. – Vgl. G. PARKER, a. a. O., 143.

<sup>40</sup>) G. WINTER, Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, Berlin 1893, 287.

<sup>41</sup>) E. L. T. HENKE, a. a. O., Band 1, 158.

<sup>42</sup>) G. NEUMARK, Der neu-sprossende teutsche Palmbaum, Repr. München 1970, 233.

<sup>43</sup>) E. L. T. HENKE, a. a. O., Band 1, 226.

<sup>44</sup>) W. HAVEMANN, a. a. O., Band 2, 442.

künftigen Ehemann Wolfgang Wilhelm von der Pfalz-Neuburg ausgewählt und hatte dafür seine besonderen Gründe.

Die mächtigste Herrschaft am Niederrhein war Jülich, 1356 durch Kaiser Karl IV. zum Herzogtum erhoben und zusammengeschlossen mit den Herzogtümern Berg und Kleve, sowie den Markgrafschaften Mark und Ravensberg. Ab 1592 regierte dort Johann Wilhelm, der geistig umnachtet und kinderlos war. Gemäß einem Privileg aus der Zeit Kaiser Karls V. waren in solchem Falle die Neffen erberechtigt<sup>45</sup>). Johann Wilhelm hatte vier Schwestern, deren älteste, Marie Eleonore, mit Herzog Albrecht Friedrich von Preußen verheiratet war. Diese übertrug das Erbe an ihren Schwiegersohn: Kurfürst Johann Sigismund. Die zweite Schwester, Anna, war Gattin des Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg und benannte ihren Sohn Wolfgang Wilhelm als rechtmäßigen Erben.

Der Erbfall trat ein mit dem Tode von Herzog Johann Wilhelm am 9. 5. 1609. Johann Sigismund und Wolfgang Wilhelm besetzten das Erbland und einigten sich durch Vermittlung des Moritz von Nass. Oranien u. a. auf eine gemeinsame Verwaltung<sup>46</sup>). Die Landstände erklärten ihr Einverständnis mit der Auflage, daß allen Konfessionen Toleranz gewährt werde. In jene Zeit fällt das Verlöbnis, von dem oben die Rede ist, und das ohne Frage gedacht war als Besiegelung einer friedlichen Verständigung.

Kaiser Rudolph II. sah in dieser Regelung eine voreilige Eigenmächtigkeit und beauftragte Erzherzog Leopold mit militärischem Eingreifen, wofür dieser umgehend Truppen zu werben begann<sup>47</sup>). Im Gegenzug wandten sich Johann Sigismund und der angehende Schwiegersohn um Hilfe an König Heinrich IV. von Frankreich und an die Niederlande. Die französischen Aktivitäten nahmen ein plötzliches Ende mit der Ermordung Heinrichs IV. im Jahre 1610. Brandenburg besetzte nunmehr das ganze Erbland und überwarf sich dadurch mit Pfalz-Neuburg.

Hinzu kam, daß beide Fürsten, von Haus aus zum Luthertum gehörig, nun auch konfessionell auseinanderstrebten, um damit zu Verbündeten zu kommen. Johann Sigismund trat am 25. 12. 1613 mit seinem Sohn und dem Hofrat zum Calvinismus über<sup>48</sup>). Fast gleichzeitig, am 19. 12. 1613, konvertierte Wolfgang Wilhelm zur Katholischen Kirche und heiratete danach eine Schwester des bayerischen Herzogs. Die Verlobung mit Anna Sophia endete also abrupt. Bei einer Begegnung in Düsseldorf soll Johann Sigismund dem jungen Pfalzgrafen eine öffentliche Ohrfeige verabfolgt haben<sup>49</sup>). Eine kriegerische Auseinandersetzung wurde durch Vermittlung Englands und Frankreichs verhindert. Im Vertrag von Xanten wurde Brandenburg am 12. 11. 1614 Kleve mit Mark und Ravensberg zugesprochen, Neuburg erhielt Jülich mit Berg.

Vor diesem Hintergrund erfolgte die Eheschließung Anna Sophias mit Friedrich Ulrich. Anna Sophia war alt genug, um Gründe und Gegengründe durchschauen zu können. Sie hatte nicht eben ein harmonisches Leben im Elternhaus kennengelernt, denn der Vater mußte dem Sohn im November 1619 vorzeitig die Regierung überlassen, weil er durch „Völlerei und Trunk . . . praktisch regierungsunfähig“<sup>50</sup>) war. Streitigkeiten zwischen den Eltern endeten mitunter mit zerbrochenem Geschirr und Glas. Anna Sophia hatte unter solchen Umständen eine Verbitterung angenommen, die sie später nicht mehr verlor. Die ihr aufgenötigte Ehe hat sie offen-

<sup>45</sup>) B. GEBHARDT, Handbuch der deutschen Geschichte, Stuttgart 1970, Band 2, 155.

<sup>46</sup>) Dies fand seinen Niederschlag im Dortmunder Vertrag aus dem gleichen Jahre.

<sup>47</sup>) G. PARKER, a. a. O., 91.

<sup>48</sup>) B. BEUYS, Der große Kurfürst, Reinbek 1984, 53: „Wichtigster Berater des Kurfürsten Johann Sigismund . . . war der Burggraf Abraham von Dohna aus Preußen. Der erhielt seine militärische Ausbildung zusammen mit seinen Brüdern und Vettern bei Moritz von Oranien in den Niederlanden . . . Graf Dohna hatte wesentlichen Einfluß auf den Konfessionswechsel des Kurfürsten . . .“

<sup>49</sup>) F. WENCKER-WILDBERG, Der Treppenwitz der Weltgeschichte, Berlin 1967, 305 f.

<sup>50</sup>) H. W. KOCH, Geschichte Preußens, München 1980, 65. – Vgl. S. HAFFNER, Preußen ohne Legende, Hamburg 1979, 62.



kundig von Anfang an innerlich nicht annehmen wollen, und in der Folge hat sie im Verhalten ihres Gatten nur noch die Fehler als Bestätigung ihrer Erwartungen und als Bestärkung ihrer Ablehnung zu sehen vermocht. Friedrich Ulrich aber war zu bieder im Gemüt und zu weich im Charakter, um ein derart massives Mißtrauen überwinden zu können. Unter so grundverschiedenen Vorzeichen war diese Ehe von vornherein zum Scheitern verurteilt; nur die Art des Scheiterns war ein Skandal, für den Anna Sophia allein verantwortlich war.

Aus den Quellen ist nirgendwo ersichtlich, daß Friedrich Ulrich seine Gattin hintergangen oder provoziert hat. Sie muß aber maßlos verärgert gewesen sein über das Regiment der Schwiegermutter, die durch die Entmachtung des Sohns zwei Jahre nach der Hochzeit die Mißwirtschaft der Landdrosten ermöglicht hatte, wie über ihren Mann, der solche Demütigung hinnahm. Jedenfalls wandte sie sich mit eindeutiger Zuneigung dem Herzog Julius Ernst von Sachsen-Lauenburg zu, der mit seinem Bruder Franz Albrecht zu Beginn der zwanziger Jahre auf kaiserlicher Seite kämpfte. Briefe wurden gewechselt, und in einem dieser heißt es am 17. 1. 1623 aus der Feder Anna Sophias, es wäre besser, wenn der Schafkopf (gem.: ihr Mann) statt des Beines den Hals gebrochen hätte<sup>51)</sup>. Sie wollte gerne alles, was sie in der Welt habe, drum geben, wenn es geschehen wäre. Um Gottes willen möge doch das „Künsteln“ erfolgen, denn dies sei hoch vonnöten. Mit solchem „Künsteln“ war ein Anschlag auf das Leben gemeint<sup>52)</sup>, und es wurde der Herzogin denn auch versichert, Friedrich Ulrich solle die Pistole hinter das Ohr gesetzt werden.

So unbegreiflich dieser Vorgang ist, so ungewöhnlich war die Art der Entdeckung des Komplotts. Herzog Franz Albrecht befahl eine Vorhut der Armee Tillys. Diese Vorhut wurde durch Truppen Christians von Halberstadt 1623 in der Herrschaft Plesse in Nordhessen überfallen und zerstreut. Nach den Kampfhandlungen fand ein Bauer ein Bündel Briefe, die er bei Christian ablieferte<sup>53)</sup>. Darunter war der besagte Briefwechsel, den Christian an seine Mutter in Wolfenbüttel weiterleitete, und durch sie erhielt Friedrich Ulrich davon Kenntnis. Mitte Juli 1623 verließ Anna Sophia fluchtartig Wolfenbüttel und reiste an den Hof des Bruders Georg Wilhelm nach Berlin.

Friedrich Ulrich fühlte sich aufgrund der Beweise berechtigt, seine Ehe auflösen zu lassen, und die Theol. Fakultät von Wittenberg stimmte dem Antrag in einem Gutachten vom 6. 11. 1623 zu<sup>54)</sup>. Kurfürst Georg Wilhelm wies als Bruder der Beschuldigten jedoch alle Vorwürfe als unbegründet zurück. Und weil der Kaiser einer Ehescheidung widersprach und stattdessen den sächsischen Kurfürsten mit einer Vermittlung zur Wiederherstellung der Ehe beauftragte, zog sich das Verfahren ohne Ergebnis hin.

„Am 26. Dec. 1625 unterzeichnete Friedrich Ulrich ein Document, in welchem seine Gemahlin unbeschadet ihrer hohen Ehre und fürstlichen Abkunft Abbitte zu leisten versprach, und Friedrich Ulrich dagegen seine Verzeihung zusicherte. Die Herzogin entsagte ihren Rechten und Ansprüchen, wogegen der Herzog ihr drei Häuser zum Leibgedinge auswies. Allein das Schriftstück trägt keine brandenburgische Unterschrift und hat demgemäß die Sache noch nicht entschieden“<sup>55)</sup>. Unter dem 12. 8. 1628 berichtete Friedrich Ulrich dem Kurfürsten von Sachsen, sein Land sei inzwischen verödet und zugrunde gerichtet. Er habe Gott alles anheimgestellt. Doch was die Gattin angehe, die könne er nicht bei sich aufnehmen, weil sie eine böse Affektion in ihrem Herzen habe und er seiner Person dann nicht mehr sicher sei<sup>56)</sup>. Es berührt schon eigenartig, wenn Anna Sophia unter solchen Vorzeichen am 6. September gleichen Jahres dem „herzlich geliebten Herrn und Gemahl“ schreibt, sie müsse erleben, wie er sich von leichtfertigen Leuten persuadieren lasse, doch Gott werde einem jeden schließlich nach seinen Werken vergelten<sup>57)</sup>.

<sup>51)</sup> St. A. WF 1 ALT 23 Nr. 180.

<sup>52)</sup> Dies bestätigt J. O. OPEL in seiner etymologischen Untersuchung dieses Ausdrucks im besagten Brief: J. O. OPEL, Der Niedersächsisch-Dänische Krieg, Halle 1872ff. Band 1, 582f.

<sup>53)</sup> PH. J. REHTMEYER, Braunschweigisch Lüneburgische Chronica, Braunschweig 1722, Band 2, 1263.

<sup>54)</sup> J. O. OPEL, a. a. O., Band 1, 582.

<sup>55)</sup> ebenda wie <sup>54)</sup>.

<sup>56)</sup> St. A. WF 1 ALT 23 Nr. 191.

<sup>57)</sup> ebenda wie <sup>56)</sup>.

Herzogin Anna Sophia überlebte ihren Gatten um 25 Jahre, nachdem sie sich mit Unterstützung brandenburgischer Soldaten im Schloß zu Schöningen eine kleine Residenz eingerichtet hatte. In Schöningen wird noch jetzt gerühmt, daß sie für den Ort durch kluge Verhandlungen im 30jährigen Kriege weitgehende Versöhnung vor Schaden erwirkt hat. Auch die dortige Gründung einer Lateinschule geht auf sie zurück. Aber das Lob für ihre Taten wird erheblich gemindert durch den Sachverhalt, daß und unter welchen Umständen sie in einer ungewöhnlich schweren Zeit ihren Gatten im Stich gelassen hat. E. L. T. Henke hat sie in seiner Beschreibung „*geistreich und frivol*“ genannt<sup>58</sup>). Es spricht im Vergleich für Friedrich Ulrich, daß er seinem Hofprediger Tuckermann trotz aller traurigen Erfahrungen kurz vor dem Lebensende ausdrücklich Grüße an die Gattin aufgetragen hat<sup>59</sup>).

#### 4. Braunschweig als Platz der Bewährung

Seitdem Albrecht der Feiste wegen Streitigkeiten mit der Stadt Braunschweig im Jahre 1308 die Residenz nach Wolfenbüttel verlegt hatte, kam es in den folgenden Jahrhunderten immer neu zu Auseinandersetzungen zwischen Herzögen und Stadt. Bis zur Eroberung im Jahre 1671 behauptete Braunschweig seine Unabhängigkeit, was desto erstaunlicher ist, als es innerhalb der Stadt des öfteren erhebliche und blutige Zwistigkeiten gab und auf die Unterstützung der Hanse, deren Mitglied die Stadt war, mit schwindender Bedeutung immer weniger Verlaß war<sup>60</sup>).

Man hatte sich Heinrich d. Ä. in der Großen Stadtfehde 1492–95 erfolgreich widersetzt. Im Jahre 1528 schloß sich Braunschweig der Reformation an, obwohl Herzog Heinrich d. J. streng katholisch blieb, und die Stadt konnte sich 1550 und nochmals 1553 gegen ihn behaupten. Der Sohn Julius erreichte kein wesentlich besseres Verhältnis, obschon er 1568 im Lande die Reformation durchführte. Erst nach langen Verhandlungen leistete man ihm den Huldigungseid, ohne ihm einen Einfluß in die inneren Angelegenheiten einzuräumen. Als Julius seine Söhne 1578 im Kloster Huysburg zum Zweck der Übernahme geistlicher Territorien durch Abt Johannes tonsurieren ließ, litten sogar die gerade geschaffenen kirchlichen Verbindungen Schaden. Die Tatsache, daß nur die Stadt Braunschweig die lutherische Konkordienformel annahm, während im Lande das Corpus doctrinae Julium eingeführt wurde, hat hier eine entscheidende Ursache<sup>61</sup>). Nach dem Tode von Julius verweigerten die Braunschweiger das Kirchengeläut, sowie die Entsendung einer Abordnung zur Teilnahme am Begräbnis<sup>62</sup>).

Als Herzog Heinrich Julius die Stadt als Gevatterin zur Taufe des Erbprinzen Friedrich Ulrich am 17. 4. 1591 einlud, lehnte der Rat diese Bitte rundweg ab<sup>63</sup>). Man dachte nicht daran, die Oberhoheit des Herzogs anzuerkennen. Jahrelang behinderte man sich mit Strafaktionen und Repressalien<sup>64</sup>). Schließlich setzten die Braunschweiger sogar eine Belohnung von 10000 Talern auf die Ergreifung des Herzogs aus, und sie hätten ihn am 4. 4. 1605 in einem Hinterhalt nahe Dettum fast in ihre Gewalt gebracht<sup>65</sup>).

Heinrich Julius war nicht der Mann, so etwas einfach hinzunehmen. Nachdem herzogliche Soldaten zunächst vergeblich versucht hatten, mit List in die Stadt einzudringen, wurde eine Belagerung Ende 1605 be-

<sup>58</sup>) E. L. T. HENKE, a. a. O., Band 1, 226.

<sup>59</sup>) P. TUCKERMANN, Parentatio oder Christliche Leichpredigt Bey deß Weyland Durchleuchtigen und Hochgeborenen Fürsten und Herren/Friedrich Ulrich Hertzog zu Braunschweig und Lüneburgk, Braunschweig 1635.

<sup>60</sup>) H. L. REIMANN, Unruhe und Aufruhr im mittelalterlichen Braunschweig, Braunschweig 1962, besonders 112f.

<sup>61</sup>) K., von HELMOLT, Tilemann Heßhusius, Leipzig 1859, 109f.

<sup>62</sup>) G. HASSEBRAUK, Herzog Heinrich Julius und die Stadt Braunschweig in: Jahrbuch des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig, Jahrgang 1910, 66f.

<sup>63</sup>) G. HASSEBRAUK, wie (3), 75.

<sup>64</sup>) G. ZIMMERMANN, Heinrich Meiboms Chronik des Klosters Mariental 1138–1629, Braunschweig 1988, 84.

<sup>65</sup>) G. HASSEBRAUK, wie (3), 100. – Vgl. F. A. LUDEWIG, Heinrich Julius – Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, Helmstedt 1833, 41ff.

gonnen, die aber selbst nach Aufstauung der Oker ergebnislos endete<sup>66)</sup>). Diese Erlebnisse waren ausschlaggebend für die Reise von Heinrich Julius an den kaiserlichen Hof in Prag<sup>67)</sup>). Braunschweig wurde kurz darauf mit der Ächtung bedroht und konnte sich einstweilen nur mittels einer Verzögerungstaktik und unter vielen Opfern vor der betreffenden Erklärung bewahren. Zu der entscheidenden Verhandlung auf einem Kreistag in Halberstadt am 27. 6. 1611, bei der auch kaiserliche Vertreter zugegen waren, erschien dann aber nur ein einziger Gesandter, der Braunschweig derart ungenügend repräsentierte, daß noch am gleichen Tage die Stadt „mit Trompetenschlag“ öffentlich als geächtet erklärt wurde<sup>68)</sup>). Mit dem Vollzug dieser Reichsacht zeigten die kaiserlichen Behörden danach allerdings keine Eile.

Dies war die Situation nach dem Tode von Heinrich Julius und beim Regierungsantritt von Friedrich Ulrich im Jahre 1613. Verständlicherweise forderte der letztere unter dem Vorzeichen der Acht die Rechte ein, die man dem Vater und dem Großvater verweigert hatte. Der Rat erklärte sich grundsätzlich zu einer Huldigung bereit, wenn die *declaratio rebellionis* aufgehoben werde und der Fürst die Privilegien anerkenne, die zur Zeit von Herzog Julius Geltung hatten. Zugleich suchte man um Unterstützung nach bei den Hansestädten Lübeck, Hamburg, Bremen, Lüneburg und Magdeburg, sowie bei Herzog Christian von Celle, der den Wolfenbütteler Vettern wegen der Annektion von Grubenhagen gram war. Darüber hinaus hatte Braunschweig gute Kontakte zu den Niederländischen Generalstaaten, einen ständigen Agenten in Prag und Freunde im Hofrat.

Es sah innerhalb der Stadt jedoch nicht gut aus. Bis hin zu den Ratsangehörigen gab es im Blick auf die Entscheidungen geteilte Meinungen, es gab gegenseitige Vorwürfe und haßerfüllte Handgreiflichkeiten<sup>69)</sup>). Man konnte hören: „Wir wollten den schwarzen Adler vor den Toren haben (d. h. Freie Reichsstadt werden), der sollte den Löwen daraus beißen; da ist nun ein Kuhstall draus geworden“<sup>70)</sup>). Die untereinander zerstrittenen Bürger lud Friedrich Ulrich am 25. 1. 1614 zu Verhandlungen nach Wolfenbüttel ein. Obwohl mit Anschlag gewarnt wurde, wer sich ohne Wissen des Rats und der Stände zum Herzog begeben werde mit „Weib und Kind auf ewig verfestet“<sup>71)</sup>, machte sich ein Bürgerausschuß auf den Weg und wurde am 11. 7. 1614 in der Residenz vorstellig. Natürlich konnte eine gültige Regelung nicht zustandekommen, und Friedrich Ulrich stellte ärgerlich fest, man habe seinen Vater und ihn nun lange genug an der Nase herumgeführt.

Anfang August 1614 fuhren Friedrich Ulrich und der Schwiegervater, Kurfürst Johann Sigismund, in einer Kutsche nach Riddagshausen. Den zahlreich dorthin gekommenen Braunschweigern erklärte Friedrich Ulrich, wenn man ihn als Landesherrn anerkenne, solle man an ihm einen guten Fürsten haben. Der Schwiegervater ermahnte die Bürger, sich endlich vom aufsässigen Rat loszusagen und dem Herzog die gebührende Ehre zu geben<sup>72)</sup>.

Tatsächlich kam es zu einer Auflehnung gegen den Rat, und am 4. August erschien eine Bürgervertretung in Wolfenbüttel mit dem Angebot einer Huldigungsgabe in Höhe von 80000 Talern. Die Antwort des Fürsten war hart. Solch ein Betrag sei wie eine Handvoll Wasser gegen die Oker und man solle ihm damit nicht nochmals vor Augen treten. Der Rat sah sich in einer fatalen Lage, denn einerseits hatte man die Bevölkerung nicht mehr hinter sich, andererseits drängten die verbündeten Hansestädte zum Nachgeben, weil man dem geächteten Braunschweig nicht unbegrenzt helfen konnte.

<sup>66)</sup> H. MACK, Die Belagerungen der Stadt Braunschweig vom 15. bis zum 17. Jahrhundert in: *Vaterländische Geschichten und Denkwürdigkeiten der Lande Braunschweig und Hannover*, hg. von F. Fuhse, Repr. Frankfurt/M., 1978, Band 1, 114.

<sup>67)</sup> W. SOMMER, a. a. O., 236

Vgl. O. von HEINEMANN, a. a. O., 93f.

<sup>68)</sup> Denkwürdigkeiten. Thomas Grote., a. a. O., 77.

<sup>69)</sup> M. ZEIDLER, Chronik der Stadt Braunschweig, Braunschweig 1980, 85.

<sup>70)</sup> G. HASSEBRAUK, wie <sup>62)</sup>, 104.

<sup>71)</sup> G. HASSEBRAUK, Herzog Friedrich Ulrich und die Stadt Braunschweig in: *Jahrbuch des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig*, Jahrgang 1911, 160.

<sup>72)</sup> G. HASSEBRAUK, wie <sup>71)</sup>, 163.

Für Friedrich Ulrich führte hauptsächlich der Kanzler, Dr. König, die folgenden Verhandlungen. Am 26. 9. 1614 trug er die Erwartungen des Herzogs vor: Anerkennung seiner Oberhoheit, Zusicherung der Vermeidung von Zwistigkeiten und eine ausreichende Huldigungsgabe. Innerlich richtete man sich schon auf diese Bedingungen ein. Unglücklicherweise wurde im Oktober 1614 der Kommandant der Festung Wolfenbüttel, Oberst von Wustrow, Verhandlungsführer. Ihn nannte man den bösen Genius Friedrich Ulrichs<sup>73</sup>). Er trat schroff mit Forderungen auf und bereitete den Rat darauf vor, daß Braunschweig in seinen Mauern eine Residenz dulden müsse und jeglicher Waffengebrauch von der Genehmigung des Herzogs abhängig sei. Nun merkte man, daß eine vollständige Unterwerfung der Stadt angestrebt wurde, und die Stimmung schlug um. Anfang 1615 legte der Bürgerausschuß seine Tätigkeit nieder und der Rat gewann seine Autorität zurück.

Noch einmal verhandelte Kanzler König im Mai und Juni 1615, die Stadt war vertreten durch Bürgermeister Dr. Breitsprach, auch waren 4 Vertreter der Hanse zugegen. Die Braunschweiger erklärten sich bereit zur Abbitte und zur Huldigung, wogegen sie für sich u. a. die Beibehaltung der Gerichtshoheit und der kirchlichen Selbständigkeit erwarteten. Am 15. Juli bot man zudem als Gabe 100000 Taler, einer Forderung des doppelten Betrages wurde jedoch widersprochen. Letztlich daran scheiterten die Einigungsversuche, und die Gespräche endeten mit dem 31. 7. 1615. In einem Brief aus Prag vom 23. August heißt es: „*Der dem Herzoge dazu gerathen, ist entweder nicht recht klug oder meint es nicht gut mit Ihrer Fürstlichen Gnaden*“<sup>74</sup>).

Im August 1615 begann die Belagerung der immer noch geächteten Stadt, die bis in den November gleichen Jahres dauerte, und bei der der o. a. Oberst von Wustrow sein Leben verlor. Die Hanse hielt sich an ihr Hilfsversprechen und sandte gemeinsam mit den Niederländischen Generalstaaten Truppen. Friedrich Ulrich mußte in einen Vergleich einwilligen, der unter dem 21. 12. 1615 in Steterburg geschlossen wurde, und bei dem er nichts gewann. Möglicherweise war die Disziplin seiner Soldaten mangelhaft gewesen, denn nur fünf Jahre später berichtet ein Chronist: „... *wolt Gott das alle Officirer ihren Pflicht und Eyden nach/das ihre gethan/so hette es nirgend an gemangelt*“<sup>75</sup>) Bedauerlicher als das Versagen der Soldaten war indes das Versagen des Herzogs, der mit weiser Einsicht in das Maß realer Möglichkeiten, mit Verzicht auf schlechte Ratgeber und der Wahl des rechten Augenblicks für seine Entscheidung einen erheblich größeren Vorteil unter einem geringeren Einsatz hätte erzielen können.

Abgesehen von der Tatsache, daß auch große Herrscher Torheiten begangen haben, muß daran erinnert werden, daß Friedrich Ulrich die Weisheiten des Regierens nicht hat lernen können. Seine Mutter hat ihn zum Handeln gegen Braunschweig getrieben, und es ging deshalb in der Stadt von ihr ein Spottlied um, in dem es hieß:

„... *sie sollte nähen und spinnen,  
nicht solche Sachen beginnen;  
die Kriege führen lan,  
die es besser gelernet han*“<sup>76</sup>).

Und daß sich ihr Bruder, König Christian IV. von Dänemark, immer wieder an die Stelle des Vaters drängte und die Politik beeinflusste, hat Friedrich Ulrich keinen Nutzen gebracht. J.O. Opel kommt zu dem Ergebnis: „*Da der wolfenbüttelische Neffe Christians IV. fast während seiner ganzen Regierungszeit unter dem Einflusse seines Oheims stand, so wird auch jene Unternehmung gegen Braunschweig anfangs seinen Beifall gehabt haben*“

<sup>73</sup>) Diese Bezeichnung darf wohl nicht überbewertet werden, denn ähnlich war schon der Kanzler von Herzog Heinrich Julius, Johann Jagemann, beschrieben worden: „... *bei Süänden und Bürgern gehaßt als der böse Dämon des Herzogs*“.  
G. HASSEBRAUK wie <sup>62</sup>), 64.

<sup>74</sup>) G. HASSEBRAUK, wie <sup>71</sup>), 172.

<sup>75</sup>) H. BÜNTING und H. MEYBAUM, *Neue/Volstendige/Braunschweigische und Lüneburgische Chronica*, Magdeburg 1620, 363.

<sup>76</sup>) G. HASSEBRAUK, wie <sup>62</sup>), 64f.



und vielleicht sogar auf seinen Rath hin ausgeführt sei. Wenigstens erschien der König sofort in Wolfenbüttel und suchte Antheil an der Gestaltung dieser Verhältnisse zu gewinnen<sup>77)</sup>.

Man kann sich unschwer vorstellen, wie sich Friedrich Ulrich unter den Ratschlägen guter und schlechter Helfer und unter den Ermunterungen der Angehörigen zu bewähren versucht hat. Die Anlässe waren vorhanden, und eine nach der Ächtung eroberte Stadt hätte das Ansehen des Herzogs und den Wohlstand des Landes erheblich vergrößert. Doch es fehlten ihm die Erfahrungen. Die Familie hätte dies bedenken müssen und die Ansprüche nicht überziehen dürfen. Das Scheitern fiel ihr zumindest ebenso zur Last.

Die Chronik berichtet davon, daß Friedrich Ulrich am 6. 2. 1616 auf dem Altstadtmarkt die Huldigung der Stadt entgegennehmen konnte<sup>78)</sup>, wonach die Ächtung aufgehoben wurde. In der Folge ließ er die Burg Dankwarderode und das Löwenstandbild herrichten<sup>79)</sup>. Am 7. Februar hielt der Hofkaplan P. Tuckermann im Dom die Festpredigt. Einige Passagen verdienen eine Erwähnung. Herrschern, so heißt es, gebühre Respekt und Gehorsam. „Obrigkeiten aber/weil sie Gottes Reichs Amptleute und Diener seyn/sollen sich ihres Standes nicht überheben und einbilden/sie mögen thun was sie wollen . . . wenn sich schon der Frieden bißweilen verbirgt/ sol man ihn nicht stecken lassen/sondern wir sollen ihn suchen/biß wir ihn finden“<sup>80)</sup>.

Eine Erinnerung an überhöhte Forderungen des Herzogs und eine Mahnung für die Zukunft steht in den Worten: „. . . einem guten Hirten ists wol vergünnet, die Wolle abzuschneiden/aber die Schafe nicht gantz und gar mit Wolle und Fell abzustreifen/das thut kein guter Hirt/sondern ein Wolff . . . Gott hat einmahl durch einen Esel geredet/darumb ist kein Mensch zu verachten/ wie gering er ist. Wiederumb hat er lassen den höchsten Engel vom Himmel fallen/darumb ist auff keinen Menschen zu vertrauen/wie klug/heilig/oder groß er sey“<sup>81)</sup>. Zeitlos gültig ist auch Tuckermanns Feststellung: „Wer wovon nutz hat/der muß auch den schaden dabey für lieb nehmen“.

Nur vier Tage später hielt der alte Hofprediger Sattler aus gleichem Anlaß eine Festpredigt in Wolfenbüttel, die er deshalb für nötig befand, weil im Volk die Rede war, Friedrich Ulrich habe ihn und weitere vornehme Personen gefangennehmen und hinrichten lassen. Sattler bezeugt in dieser Predigt, er habe weder zum Kriege geraten, noch den Frieden verhindert. Untertanen und Obrigkeit sollten an die beiden Ziegen denken, die sich auf schmalem Steg begegneten und beide ins Wasser fielen, weil keine der anderen ausweichen wollte. Er gab dem Herzog die Weisung auf den Weg: „. . . es sol die Obrigkeit auch den Unterthanen was zu gut halten. Man muß bisweilen sehen und nicht sehen/man muß nicht alles kratzen was einem jucker“<sup>82)</sup>.

Zur Zeit dieser Festgottesdienste war die Entscheidung über das Schicksal Friedrich Ulrichs anderweitig gefallen. In den Augen der Familie hatte er seine Bewährungsprobe nicht bestanden und Untauglichkeit für die Regierung bewiesen. Folglich wurde schon im Oktober 1615 im Familienrat veranlaßt, daß er die Regierung an verlässliche Beamte übertragen und sich zurückzuziehen habe<sup>83)</sup>. Es war eigentlich ein unerhörter Vorgang, daß sich ein regierender Landesfürst fast aller seiner Rechte entäußerte, sich mediatisieren und gleichsam entmündigen lassen mußte zugunsten von Räten und Verwaltern<sup>84)</sup>. Erst überforderte man den jungen Herzog, danach wurde er für das Mißglücken des Experiments unverhältnismäßig hart bestraft. Eine derartige Familienpolitik konnte nur Schaden für ihn und für das Land zur Folge haben.

<sup>77)</sup> J. O. OPEL, a. a. O., Band 1, 55 f.

<sup>78)</sup> Denkwürdigkeiten . . . Thomas Grote . . . a. a. O., 83.

<sup>79)</sup> PH. J. REHTMEYER, a. a. O., Band 2, 1249.

<sup>80)</sup> Im Sammelband HAB WFT 732, Helmstedt 1616.

<sup>81)</sup> Ebenda.

<sup>82)</sup> Ebenda.

<sup>83)</sup> H. SAMSE, a. a. O., 34. – Vgl. W. HAVEMANN, a. a. O., Band 2, 584.

<sup>84)</sup> A. BRENNEKE und A. BRAUCH, Geschichte des Hannoverschen Klosterfonds – Die Calenbergischen Klöster unter Wolfenbütteler Herrschaft, Göttingen 1956, 226 f.

## 5. Der Verlust von Grubenhagen

Das Fürstentum Grubenhagen war 1279 durch Aufteilung des Erblands nach dem Tode von Herzog Albrechts I. entstanden. Bereits 1322 wurde bei einer weiteren Teilung der Bezirk um Osterode herausgenommen, doch 1526 wurden die beiden Teile wieder zusammengefügt. Im Jahre 1596 hatte Herzog Heinrich Julius dies Fürstentum für Wolfenbüttel annektiert. Die Tatsache, daß es 1617 an die Welfenlinie Celle-Lüneburg abgetreten werden mußte, legt den Verdacht nahe, Friedrich Ulrich habe hier im Zusammenhang mit seinem Scheitern vor Braunschweig ein weiteres Mal zum Schaden des Hauses Wolfenbüttel versagt. Indes waren die Verhältnisse komplizierter und die Ursache des Verlusts lag nicht bei ihm.

Der vorletzte Grubenhagener Herzog, Wolfgang, hatte drei Jahre vor dem Aussterben seiner Familie noch vor Augen geführt, wie skrupellos man sich damals hinterlassenes Erbe aneignete. Als mit dem Tode von Graf Ernst VII. am 8. 7. 1593 das alte Grafengeschlecht von Hohnstein am Südharz ausstarb, zog Herzog Wolfgang diese Grafschaft als erledigtes Lehen an sich, obwohl die Grafen von Stolberg und von Schwarzburg mitbelehnt waren, so daß Wolfgang dazu kein Recht besaß<sup>85</sup>). Weil Graf Ernst VII. vor seinem Ende Burg und Amt Scharzfeld heimlich an Kurmainz abgetreten hatte, um gegen Grubenhagen geschützt zu sein, kam es dort in der Behauptung der Ansprüche sogar zu einer Auseinandersetzung mit Waffen.

Nicht viel anders machte es Herzog Heinrich Julius, wenn es um territorialen Gewinn ging. So stritt er z. B. mit Landgraf Moritz von Hessen-Kassel um die Herrschaft Plesse und nahm dabei kein Blatt vor den Mund. In der Auswertung der diesbezüglichen Unterlagen schreibt Ritter: „Der Herzog pflegte in solchen Fällen aufzubrausen mit der ganzen Fülle niederdeutscher Grobheit“<sup>86</sup>). Landgraf Moritz soll ihm mit sarkastischen Bemerkungen geantwortet und an Schroffheit nicht nachgestanden haben.

Obwohl die Vettern in Celle und Dannenberg vom Verwandtschaftsgrad her die näheren Erbberechtigten waren, nahm Heinrich Julius noch am Tag des Todes von Herzog Philipp II. (4. 4. 1596) das Fürstentum Grubenhagen in Besitz<sup>87</sup>). Die Tatsache, daß seine Gesandten die Räte der Städte Einbeck und Osterode sofort auf ihn als den neuen Landesherrn verpflichteten und an den Rathäusern sein Wappen anbringen ließen, zeugt von geschickter Vorbereitung. Zwar protestierten die Vettern und reichten beim kaiserlichen Gericht Klage ein; sie versuchten auch immer wieder, sich in die inneren Angelegenheiten Grubenhagens einzuschalten. Zudem war Heinrich Julius kein bequemer Landesherr, denn bei seinem dauernden Geldbedarf forderte er erhebliche Steuern. Aber er widersetzte sich hartnäckig und erfolgreich einer Abtretung dieses Gebiets.

Als kaiserliche Kommissare in Braunschweig 1599 als Kompromiß eine Teilung Grubenhagens vorschlugen, ließ er sich nicht darauf ein. Und als am 22. 12. 1609 und nochmals am 16. 11. 1612 in Prag kaiserliche Entscheidungen zugunsten von Celle getroffen wurden, verhinderte er mit List ihre Veröffentlichung und damit die offizielle Gültigkeit<sup>88</sup>). Unter solchen Vorzeichen war der tatsächliche Verlust Grubenhagens nur noch eine Frage der Zeit.

Gleich nach dem Tode des Vaters ließ Friedrich Ulrich im Jahre 1613 seine Rechte im Fürstentum Grubenhagen konfirmieren. Seine Anerkennung erfolgte ohne Schwierigkeiten, denn zu seiner Hochzeit 1614 reisten die Landstände Grubenhagens mit einem Präsent von 900 Talern nach Wolfenbüttel. Im gleichen Jahr beantragte Friedrich Ulrich beim Landtag in Elze am 19. Oktober die Beteiligung auch dieses Bereichs bei der Tilgung der Geldschulden, die der Vater hinterlassen hatte<sup>89</sup>). Doch schon in jenem Jahre begannen in Hildesheim Verhandlungen hinsichtlich der künftigen Zugehörigkeit unter Hinzuziehung von württembergischen und dänischen Beratern. Am 6. 2. 1615 trafen eigens um dieser Angelegenheit willen die Herzöge Friedrich von

<sup>85</sup>) G. MAX, Geschichte des Fürstenthums Grubenhagen, Hannover 1862, Band 1, 378.

<sup>86</sup>) M. RITTER, a. a. O., Band 1, 120 und 132.

<sup>87</sup>) G. MAX, a. a. O., Band 1, 395f. – Vgl. H. SAMSE, a. a. O., 129.

<sup>88</sup>) G. MAX, a. a. O., Band 1, 406.

<sup>89</sup>) G. MAX, a. a. O., Band 1, 402.

Celle, August von Dannenberg und Friedrich Ulrich in Hannover zusammen<sup>90</sup>). Noch einmal brachte letzterer den Vorschlag einer Teilung ins Gespräch, und auch der dänische König riet zu dieser Lösung in einem schriftlichen Gutachten. Die anderen wollten davon jedoch nichts wissen; und die Rechtslage war zu eindeutig, als daß man Grubenhagen länger bei Wolfenbüttel halten konnte.

*„Im September (1616) ist das Kaiserliche Urtheil wegen des Grubenhagener-Landes, welches zu Prag schon A. 1609 den 22. Decemb. wider Herzog Heinrich Julium in Faveur der Klägere Ernesti, Wilhelmi, Julii Ernesti und Augusti, allerseits Herzogen zu Braunschweig und Lüneburg ergangen, aber damals hinterhalten, publicirt, und folgendes dahin exequirt, daß das Fürstenthum Grubenhagen, in dem Stand, wie es der letzte Herzog Philipp besessen, der Lüneburgischen Linie, und dem Herzoge Georgen eingeräumt worden, welcher darauf zu Herzberg seine Residenz genommen“<sup>91</sup>).*

Auf dem Landtag zu Osterode wurde dieser Übergang am 21. 9. 1617 bestätigt<sup>92</sup>). Friedrich Ulrich konnte diese Entwicklung nicht aufhalten, und von seinem Verschulden kann nicht die Rede sein. In der Geschichte hat man jedoch immer nach Schuldigen gesucht, und auch in dieser Angelegenheit wollte man einen gefunden haben. Der Helmstedter Professor der Rechte Dr. Andreas Cludius, Schwager des vormaligen Kanzlers Dr. Jagemann, war seitens Wolfenbüttel zur Führung der Verhandlungen über Grubenhagen bevollmächtigt worden. Weil er ohne Erfolg blieb, wurde er als Professor in Helmstedt am 20. 2. 1617 entlassen<sup>93</sup>). Aber dies geschah bereits unter den Landdrosten, über die an nächster Stelle zu reden ist.

## 6. Die Regierung der Landdrosten

Bevor über die Jahre von 1616 bis 1622 berichtet wird, muß erinnert werden, daß der Machtverzicht Friedrich Ulrichs auf die Herzoginmutter Elisabeth und ihren Bruder, König Christian IV., zurückging. Auf die Auswahl und die Tätigkeit der Landdrosten hatte Friedrich Ulrich kaum einen Einfluß. Gleichwohl ist grundsätzlich nachzudenken über den Vorwurf, er habe sich leichtfertig auf schlechte Menschen eingelassen und sei zum Schaden für sein Ansehen und für das Land von ihnen abhängig geworden<sup>94</sup>). Abgesehen davon, daß die Auswahlmöglichkeit an Beamten im Fürstentum sehr begrenzt war<sup>95</sup>), hatte z. B. auch der in Verwaltungsdingen wesentlich geschicktere Großvater, Herzog Julius, sich in seinem Vertrauen auf Menschen und für die daraus folgenden Entscheidungen täuschen lassen.

Hinzuweisen ist auf Philipp Sömmering, den noch 1554 von Melanchthon ordinierten Pfarrer, der 1571 nach Wolfenbüttel kam, nachdem er in Thüringen Amt und Familie verlassen und sich der Alchimie zugewandt hatte. Herzog Julius gab ihm Obdach und Geld zum Zweck der Herstellung von Gold. Er erlaubte ihm auch, die noch zweifelhafteren Mithelfer aus Hessen nachzuholen und ließ sich seine Gutgläubigkeit durch keine Warnung aus dem Familienkreise ausreden<sup>96</sup>). Er besetzte sogar wichtige Positionen im Fürstentum mit Männern, die Sömmering kannte und ihm vorschlug. So wurde Dr. Timotheus Kirchner als Nachfolger des in den Verdacht der Lehrabweichung geratenen Nikolaus Selnecker Generalissimus der Landeskirche. Dr. Josias Markus aus Jena wurde Vizekanzler, Dr. Kommer aus Erfurt kam als Rat ans Hofgericht, Ludwig Hahne, ein Prediger aus Schlitz in Oberhessen, wurde sogar Hofkaplan und Beichtvater des Herzogs. Seinen eigenen Bruder Heinrich ließ Sömmering als Propst des Klosters in Dorstadt einsetzen<sup>97</sup>).

<sup>90</sup>) G. MAX, a. a. O., Band 1, 407.

<sup>91</sup>) H. BÜNTING, Der Braunschweigischen und Lüneburgischen Chronici Tomus II, 1253 Braunschweig 1722.

<sup>92</sup>) G. MAX, Urkundenbuch zur Geschichte des Fürstenthums Grubenhagen, Hannover 1862, 91 f.

<sup>93</sup>) H. SAMSE, a. a. O., 168.

<sup>94</sup>) E. L. T. HENKE, a. a. O., Band 1, 158 f. – Vgl. W. HAVEMANN, a. a. O., Band 2, 445.

<sup>95</sup>) H. SAMSE, a. a. O., 61.

<sup>96</sup>) A. RHAMM, Die betrüglichen Goldmacher am Hofe des Herzogs Julius von Braunschweig, Wolfenbüttel 1883, 22 f.

<sup>97</sup>) A. RHAMM, a. a. O., 18 f.

Zwar hat Herzog Julius nach Aufdeckung der betrügerischen und gefährlichen Machenschaften Philipp Sömmering und seine Helfer hart bestrafen lassen. Aber der Schaden war geschehen, und dies läßt erkennen, daß kein Fürst vor Irrtum und Fehlentscheidungen sicher sein konnte. Ungleich komplizierter waren die Verhältnisse im Lande beim Regierungsantritt Friedrich Ulrichs, allein schon unter den Bedingungen des finanziellen Defizits, denn der Vater hinterließ ihm 1200000 Reichstaler Schulden<sup>98</sup>). „*Deshalb suchten seine nächsten Anverwandten, seine Mutter, die Herzogin Elisabeth und deren Bruder, König Christian von Dänemark, ihm und der ganzen Landesverwaltung dadurch einen festen Halt zu geben, daß sie ihm eine Anzahl Räte zur Seite stellten, an deren Zustimmung jeder seiner Handlungen gebunden war.*“<sup>99</sup>)

Nachdem diese Regelung schon am 31. 10. 1615 eingeleitet war, wurde Anton von der Streithorst durch Verordnung am 1. 2. 1616 Oberhofmeister, Geheimrat und Hofrichter mit weiteren vier Geheimräten, nämlich Eberhard von Weyhe, Jobst von Weyhe, Hans von Mützelfahl und Berthold von Rautenberg. Die Brüder von Weyhe, sowie von Mützelfahl zogen sich allerdings bald aus dieser Tätigkeit zurück. Darum stellte Anton von der Streithorst nach seiner Ernennung zum Statthalter unter dem 10. 12. 1616 neue Mitarbeiter ein, die nun Landdrosten hießen: seinen Bruder Joachim für die Harzämter, Henning von Rheden für die Weserlande und Arnd von Wobersnow für das Gebiet an Deister und Leine. Berthold von Rautenberg wurde Kammerrat und Festungskommandant in Wolfenbüttel<sup>100</sup>), er war der einzige, der diese bösen Jahre unbeschadet überstand.

Die Familie von der Streithorst entstammte westfälischem Adel. Der Vater Christoph war unter Herzog Julius Hofmarschall gewesen, verlor diesen Posten jedoch als einer der Hauptgegner des Herzogs und verstarb auf seinem Gut Schliestedt<sup>101</sup>). Der Sohn Anton war im Gründungsjahr der Universität Student in Helmstedt geworden (1576), hatte danach Reisen durch Europa unternommen und wurde ab 1591 in verschiedenen herzoglichen Behörden eingesetzt, wobei er einen guten Ruf hatte. In einem Handschriftenband der Herzog August-Bibliothek Wolfenbüttels gibt es ein Gutachten für einen ungenannten Fürsten mit dem Titel: „*Waß dem Könige in Behmen zu rahten, wie er sich bei ietzigem Zustand zu verhalten*“<sup>102</sup>). Herzog August d. J. hat dies Schriftstück persönlich identifiziert als aus der Feder Antons von der Streithorst stammend, geschrieben 1620/21. Wenn diese Zuordnung stimmt, wogegen kaum ein Zweifel erhoben werden kann, dann war dies Gutachten gefertigt für Friedrich Ulrich, an dessen Hof sich zu jener Zeit Friedrich V. von der Pfalz aufhielt. Letzterer hatte die Cousine von Friedrich Ulrich zur Frau und war nach seiner Niederlage als „*Winterkönig von Böhmen*“ auf der Flucht vor dem Kaiser. Ihm sollte der Herzog nach den Vorschlägen des Gutachtens raten.

Der König von Böhmen, so heißt es darin, habe zu bedenken, daß er keine Approbation der Könige Frankreichs, Englands und Dänemarks erhalten habe, weil diese wüßten, daß die eigenen Untertanen sonst ähnlich leichtfertig mit den Thron umgehen könnten. Er habe gewagt, ein Reich zu besetzen, das rechtmäßig jenem gehöre, den er selber als einer der Kurfürsten in Session und Conclave zum Kaiser gewählt habe, ohne Widerspruch. Ihm müsse klar sein, daß die Stände im Reich nicht pro salute imperii handeln. Die eine Seite wolle das evangelische Wesen groß machen, die andere wolle sich nicht unterdrücken lassen, dabei werde das allgemeine Wohl vergessen. Werde sich nun der Türke erheben, dann wäre es nicht nur um Deutschland, sondern um die ganze Christenheit geschehen. Der Schreiber rät schließlich, Friedrich V. solle sich ein Beispiel nehmen an Johann Friedrich von Sachsen oder am Landgraf Philipp von Hessen, die zu ihrer Zeit vom Kaiser Begnadigung erbeten und empfangen hätten, ehe es dafür zu spät sei.

Wenn davon ausgegangen werden kann, daß Anton v. d. Str. der Verfasser dieses Gutachtens war, dann kann man von seiner Sorge um das Land und realistischem Urteil sprechen. Man vermag nur schwer, sich vorzustellen, daß dieser Mann sein hohes Amt im Fürstentum mißbraucht haben könnte zu persönlichem Vorteil. Frei-

<sup>98</sup>) W. HAVEMANN, a. a. O., Band 2, 445. – Schon 1594 hatten die Stände 216000 Taler Schulden von Herzog Heinrich Julius übernehmen und bezahlen müssen: Fr. UHLHORN, a. a. O., Band 1, 156.

<sup>99</sup>) P. ZIMMERMANN, in ADB<sup>2</sup>, a. a. O., Band 36, 570 Vgl. St. A. H. Cal. Br. 23, XIV a Nr. 14.

<sup>100</sup>) H. SAMSE, a. a. O., 255.

<sup>101</sup>) H. SAMSE, a. a. O., 187.

<sup>102</sup>) HAB WF Cod. Guelf. 86.3 Extrav. 166 r Nr. 74.

lich wäre auch die Duldung widerrechtlicher Praktiken schlimm genug, aber er wird gewiß nicht alles erfahren haben, was hinter seinem Rücken geschah. Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang die Charakterisierung der Beamten Friedrich Ulrichs um das Jahr 1616 nach einer zeitgenössischen Quelle<sup>103</sup>) Anton v. d. Str. wird dort genannt „Rose unter Dornen“ (rosa inter spinas). Von seinem Bruder Joachim heißt es „Ländliche Einfalt“ (rustica simplicitas). Härter werden beurteilt A. von Wobersnow „Mit dem Munde ein Löwe, mit dem Herzen ein Hase“ (ore, leo, corde lepus), oder gar H. von Rheden „Das Schwein aus der Herde Epikurs“ (Epicuri de grege porcus).

Was unter der Regierung dieser Leute geschah, wurde zu einer Katastrophe für das Land. Eigenmächtig verfügten sie über die Ländereien, Forsten und sonstigen Besitzungen der zahlreichen Klöster und Stiftungen, sie verpachteten und kassierten für die eigene Tasche<sup>104</sup>), wobei vieles um des raschen Gewinns willen ruiniert wurde. Der langjährige Kanzler Dr. König wurde 1616 aus dem Dienst entlassen und ging nach Bückeburg. Auf den Einwand, nach den Worten des Hofpredigers Sattler hätten die Einkommen der Klöster den Armenhäusern und Schulen zur Unterhaltung und daneben zur Tilgung von Klosterschulden zu dienen, entgegnete von Rheden, man solle es nicht allezeit den Pfaffen zu Willen machen<sup>105</sup>).

Die ständige Verschlechterung der Münzen wurde für das Land noch verhängnisvoller. „Entgegen den Gesetzen von 1570/71 gründeten die Fürsten zahlreiche Münzen und verpachteten sie an gewissenlose Münzmeister, was schließlich zur gewaltigen Inflation von 1618 bis 1623 führte“<sup>106</sup>. Im Fürstentum Wolfenbüttel zählte man damals nicht weniger als 40 Münzwerkstätten<sup>107</sup>). „... die Braunschweiger waren leider unter den ersten ... Sie ließen statt von Silber in einer schlechten Mischung von Silber und Kupfer schwere und leichte Landesmünzen schlagen. Bald wurde versilbertes Kupfer daraus“<sup>108</sup>). Chroniken jener Zeit beklagen, daß alles erreichbare Kupfer aus Häusern und Werkstätten gestohlen wurde und das daraus gefertigte Geld so leicht war, daß es auf dem Wasser schwimmen konnte. Es nützte nichts, daß man die Falschmünzer auf Flugblättern den Teufeln und Dämonen verglich und ihnen alle Höllenstrafen wünschte. Die Landdrosten förderten nachweislich diesen Betrug, durch den sie sich bereicherten, während die Bevölkerung ins Elend absank. Im Jahre 1620 mußte das Kammergericht des Reiches eine Citation senden und Rechenschaft fordern, so gravierend waren die Verhältnisse geworden<sup>109</sup>).

Ein Protest war innerhalb des Fürstentums so gut wie unmöglich. Das Landdrosten legten sich gegenseitig Rechnung über Einnahmen und Ausgaben, und man kann sich vorstellen, wie es dabei zugeht. Eine Appellation an den Herzog kam nicht zustande, weil der Geheime Rat die Entscheidungen fällte<sup>110</sup>). Auch die Rechtsprechung im Lande war mithin ausgehöhlt und das allgemeine Leben verunsichert. Der Hofprediger Sattler warnte Friedrich Ulrich wiederholt vor den Folgen eines blinden Vertrauens in schlechte Menschen und forderte ihn auf, ohne Ansehen der Person Gerechtigkeit zu üben<sup>111</sup>). Am 23. 12. 1620 schaltete sich der Onkel, König Christian IV., ein. Sein Brief trug die Überschrift „Königlicher Wecker oder Königlicher Majestät zu Dänemark Erinnerungs- und Vernehmungsschreiben an Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig und Lüneburg wegen des bösen Regiments Seiner Fürstlichen Gnaden Landdrosten“. Er nannte sie in diesem Brief die „Landochsen“ und tadelte ihre Bosheit. Am 9. 9. 1622 traf der Herzog auf Schloß Hessen mit seiner Mutter und dem Onkel Philipp Sigismund zusammen. Zu spät mußten die letzteren erkennen, daß die Entmachtung

<sup>103</sup>) ZHVNS Jahrgang 1893, 294 f. – Vgl. H. SAMSE, a. a. O., 51 f.

<sup>104</sup>) A. BRENNKE und A. BRAUCH, a. a. O., 230 f.

<sup>105</sup>) A. BRENNKE und A. BRAUCH, a. a. O., 245. – Vgl. W. HAVEMANN, a. a. O., Band 2, 585 ff.

<sup>106</sup>) H. TREVOR-ROPER, a. a. O., 70.

<sup>107</sup>) W. HAVEMANN, a. a. O., Band 2, 587.

<sup>108</sup>) G. FREYTAG, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Gütersloh 1979, Band 2, 308.

<sup>109</sup>) P. ZIMMERMANN in ADB<sup>2</sup>, a. a. O., Band 36, 571.

<sup>110</sup>) W. SPIESS, Die Gerichtsverfassung der Stadt Braunschweig zur Hansezeit bis 1671 in: Quellen und Forschungen zur Brschw. Geschichte, Braunschweig 1954, 31 ff.

<sup>111</sup>) W. HAVEMANN, a. a. O., Band 2, 589 f.

Friedrich Ulrichs für das Land nicht die erhoffte Verbesserung, sondern maßlose Not zur Folge hatte. Unmittelbar nach jener Begegnung begannen Maßnahmen zur Verbesserung der Zustände und zur Aufklärung der Straftaten.

Bereits vor Ende des Jahres 1621 floh von Wobersnow nach Hildesheim. Von Rheden nahm im März 1622 seinen Abschied und ging ebenfalls außer Landes; beide konvertierten sicherheitshalber auch noch zur Katholischen Kirche. Die Brüder von der Streithorst kamen ins Gefängnis in Wolfenbüttel, wo Ende 1622 der Prozeß gegen sie eröffnet wurde. Die Angehörigen erreichten mit einer Petition, daß der Kaiser ihrer Entlassung gegen eine Kaution von 100000 Talern zustimmte. Weil aber dagegen außer Friedrich Ulrich auch Bayern und Sachsen, sowie die Reichsstände protestierten, blieb Anton v. d. Str. im Gefängnis, wo er 1625 verstarb. Sein Bruder Joachim wurde 1626 gegen einen fragwürdigen Rezeß entlassen, den er in der Freiheit gleich widerrief<sup>112)</sup>.

Man wird sich fragen, warum Friedrich Ulrich nicht schon viel eher eingegriffen und diese Mißstände beseitigt habe. Die Familie hatte ihm 1615/6 das Regieren so total unmöglich gemacht, daß er de facto den Landdrosten unterstellt war. Weil er keine Rechte der Überwachung besaß, war es für sie ein Leichtes, ihn über das Ausmaß und die Ursache der Schäden im Lande immer wieder zu täuschen. Es bedurfte durch den Ruin einer gründlichen Umkehr der Familie, einer Besinnung auf ihre Rechte und Pflichten und einer eindeutigen Aufforderung an den Herzog, um die normale Ordnung wiederherstellen zu können. Friedrich Ulrich hat sich der Verantwortung nie verweigert. Ohne den Vater und unter der Vormundschaft der resoluten Mutter hat er andererseits nie gewagt, sich die Regierungsgewalt zu ertrotzen. Kritik kann nicht erst an seiner Person angesetzt werden.

## 7. Fürsten um Friedrich Ulrich

Nicht selten haben in der Geschichte Familieninteressen auch bedeutenden Fürsten das Regieren erschwert und die Verwirklichung eigener Absichten unmöglich gemacht. Das Verhalten von Angehörigen wirkte sich sogar über Grenzen hinweg positiv oder negativ aus. Und benachbarte Fürsten konnten helfen oder belasten. G. Mann schreibt von der umfangreichen Verwandtschaft Friedrich Ulrichs: *„Sonderbare Großfamilie. Staatsraison und heimatliche Bindungen Ehrgeiz und Begierden, Angst und Schwäche wogen mehr. Sie wogen mehr als Artverwandtschaft, Religionsverwandtschaft, Nachbarschaft“*<sup>113)</sup>

Am nächsten stand Friedrich Ulrich natürlich sein Bruder Christian von Halberstadt. Das Bistum Halberstadt, 804 unter Karl d. Gr. begründet<sup>114)</sup>, wurde seit 1513 in Personalunion vom Erzbischof Magdeburgs verwaltet. Als im Jahre 1566 Erzbischof Sigismund von Brandenburg starb, entschied sich das Halberstädter Domkapitel für eine Lösung dieser Verbindung und postulierte Heinrich Julius, den zweijährigen Enkel des Herzogs Heinrich d. J., dem einzigen noch katholischen Fürsten Norddeutschlands, als künftigen Bischof<sup>115)</sup>. Zwar führte der Sohn Heinrichs d. J., Herzog Julius, zwei Jahre später die Reformation im Lande durch, doch hielt er zum Domkapitel in Halberstadt so gute Beziehungen aufrecht, daß die Nachfolgefrage nicht geändert wurde. Im Jahre 1578 wurde Heinrich Julius für mündig erklärt und nach Empfang der Tonsur und niederen Weihen als Administrator des Bistums inthronisiert und regierte dort bis zum Tode 1613.

Zwei seiner Söhne, Heinrich Karl (verst. 1615) und Rudolph (verst. 1616), hatten nach ihm kurzfristig dieses Amt inne. Am 1. Mai 1617 folgte dann Christian, dessen Einführung Friedrich Ulrich finanziell unter-

<sup>112)</sup> P. ZIMMERMANN in ADB<sup>2</sup>, a. a. O., Band 36, 572.

<sup>113)</sup> G. MANN, Wallenstein, Frankfurt M. 1971, 264.

<sup>114)</sup> Die kirchliche Organisation Halberstadts wurde dann allerdings erst vorgenommen unter Ludwig dem Fr. – Vgl. A. HAUCK, Kirchengeschichte Deutschlands, Leipzig 1912, Band 2, 419 ff.

<sup>115)</sup> H. SAMSE, a. a. O., 130.

stützte<sup>116</sup>). Christian war jedoch kein geistlicher Herr, sondern ein Soldat. Er erklärte von sich selber: „... daß ich Lust zum Kriege habe, muß ich bekennen . . . denn es ist mir angeboren, auch wohl haben werde bis an mein Ende“<sup>117</sup>). Nachdem der Winterkönig Friedrich V. im Januar 1621 in Reichsacht gefallen war, fühlte Christian sich genötigt, die Ehre seiner Cousine Elisabeth, Gattin Friedrichs V., mit kriegerischem Einsatz wiederherzustellen. Christians Mutter hat persönlich und durch Vermittlung Friedrich Ulrichs wiederholt versucht, ihn davon abzubringen<sup>118</sup>). 1624 schrieb sie ihm einen Brief, aus dem die bittere Enttäuschung spricht, die Christian ihr bereite<sup>119</sup>). Auch der dringliche Appell des dänischen Onkels blieb erfolglos<sup>120</sup>). Als Friedrich Ulrich den Bruder an die Aussöhnung mit dem Kaiser erinnerte, bekam er nur Spott zu hören: er solle sich nicht „durch crocodilische Worte“ anderer einschüchtern und zum Sklaven machen lassen<sup>121</sup>).

Im Juni 1622 wurde Christians Truppe bei Höchst geschlagen, zwei Monate später nahe Brüssel. Einen verletzten Arm ließ er vor den angetretenen Soldaten amputieren. Er war hart gegen sich selber, skrupellos gegen andere und rücksichtslos gegenüber der Kirche<sup>122</sup>). Am 18. 7. 1623 verzichtete er auf das Bistum Halberstadt zugunsten seines Vetters Friedrich III. von Dänemark<sup>123</sup>), kurz danach erlitt er die vernichtende Niederlage gegen Tilly bei Stadtlohn. Christian hat den Krieg nach Niedersachsen gezogen mit allen Folgen<sup>124</sup>).

Bis zum Tode Christians am 6. 6. 1626 stand Friedrich Ulrich ständig im Zwang, auf die unerwarteten Aktionen des Bruders zu reagieren und dessen Abenteuer bei allen politischen Bemühungen zu berücksichtigen. Kein Vierteljahr danach, am 27. 8. 1626, verlor König Christian IV. die Schlacht bei Lutter am Barenberge. Damit stand das Wolfenbütteler Land endgültig den Feinden offen und die Voraussetzungen für ein souveränes Regieren endeten.

Philipp Sigismund, Onkel von Friedrich Ulrich, war seit 1586 Bischof von Verden und seit 1591 auch von Osnabrück<sup>125</sup>). Zwar wurde ihm nicht die päpstliche Konfirmation erteilt, außerdem erhielt er das kaiserliche Lehnsindult erst 1598, befristet auf drei Jahre<sup>126</sup>). Doch fand unter ihm im Bistum Verden die Reformation Eingang, in Osnabrück mit Einschränkungen. Er war mehr ein politischer als ein geistlicher Fürst. So ist erklärlich, daß er bis zu seinem Tode im Jahre 1623 an den Geschicken seiner Heimat ständig Anteil nahm und Friedrich Ulrich oft beriet. In den entscheidenden Kriegsjahren fehlte sein Rat dann leider.

Georg Wilhelm, Bruder von Anna Sophia, herrschte als Kurfürst in Brandenburg und seit 1618 auch als Verwalter Preußens. Er war „ein vorsichtiger, ängstlicher Mensch, ohne Entscheidungskraft, der die Dinge treiben

<sup>116</sup>) J. O. OPEL, a. a. O., Band 1, 203f.

<sup>117</sup>) A. WESKAMP, a. a. O., 38.

<sup>118</sup>) So bat sie z. B. am 3. 2. 1623 Friedrich Ulrich in einem Brief, umgehend nach Stolzenau zu fahren, um dort Christian von seinen Kriegsplänen abzubringen: bei J. O. OPEL, a. a. O., Band 1, 405.

<sup>119</sup>) Der Wortlaut (bei J. O. OPEL, a. a. O., Band 1, 579f.): „Folge du mir nur, wie auch Andern, die es gut mit dir meinen, schaffe diejenigen ab, die Dich davon abhalten, accomodire und bequeme Dich I. M. dem Kaiser, stehe von der Widersetzlichkeit ab und erwarte alsdann bei meinem Bruder dem Könige Dero allergnädigste Resolution . . . Mich zwar als einen Menschen kann man leicht betrügen und hintergehen, obs wol schwer genug zu verantworten, sonderlich gegen eine leibliche Mutter. Gott aber, dessen Strafe Du nach Deiner eigenen Bekenntniß bis daher hierbei gewaltig verspürst, und dafür Du Dich ins Künftige wol zu hüten, wird sich endlich nicht spotten lassen!“

<sup>120</sup>) Er erklärte dem Neffen in einem Brief im März 1623, der Kaiser habe das Seine für eine Versöhnung getan, Christian solle das bald annehmen: bei J. O. OPEL, a. a. O., Bd. 1, 453, 572.

<sup>121</sup>) J. O. OPEL, a. a. O., Band 1, 458.

<sup>122</sup>) Um Sold und Kriegskosten zahlen zu können, ließ Christian Kirchen nach Gold und Silber durchsuchen, woraus Münzen geschlagen wurden. So etwa im Januar 1622 den Dom zu Paderborn: „Die ganze Nacht hindurch wurde . . . gewüthet und geplündert, im hohen Chore tummelten sich die halberstädtischen Rosse. Der Tempel wurde jeglichen Schmucks beraubt . . . selbst der Grund wurde aufgewühlt nach verborgenen Schätzen.“ A., WESKAMP, a. a. O., 79.

<sup>123</sup>) Das Halberstädter Domkapitel wählte aber gemäß einem kaiserlichen Gutachten nicht diesen dänischen Prinzen, sondern postulierte stattdessen den kursächsischen Prinzen August. Der Kaiser ignorierte diese Entscheidung und setzte Erzherzog Leopold als Bischof ein: W. KIRCHNER, Parthenopolis-Aussagen über Magdeburg, Magdeburg 1931, 130f.

<sup>124</sup>) H. SAMSE, a. a. O., 132: „So hatte Christians Vorgehen für die Wolfenbütteler Lande die ebenso unerwünschten Folgen wie für Halberstadt.“

<sup>125</sup>) W. GURLITT, a. a. O., 96. – Zu den Brüdern von Herzog Heinrich Julius: Joachim Karl war Dompropst in Straßburg (+ 1615) Julius August war Abt von Michaelstein (+ 1617) Philipp Sigismund: siehe Anmerkung 126.

<sup>126</sup>) I. MAGER, Die drei evangelischen Bischöfe in Verden in: JGNKG Jahrgang 1988, 86–90.

ließ und schließlich Entwicklungen mit halbem Herzen im nachhinein gut hieß<sup>127</sup>). Obwohl mit der Schwester des Winterkönigs verheiratet, erklärte er sich zu keiner Hilfeleistung für diesen bereit. „*Treibende Kraft hinter Kurfürst Georg Wilhelm und seiner Politik war sein Erster Minister, Graf Adam von Schwarzenberg, Katholik und Habsburgfreund*“<sup>128</sup>). Der Schwedenkönig Gustav II. Adolf heiratete 1620 Maria Eleonore, Georg Wilhelms Schwester. Dennoch schwankte Georg Wilhelm noch jahrelang zwischen einem Bündnis mit Schweden oder dem Kaiser. So geriet sein Land zwischen die Fronten und war am Ende derart verwüstet, daß man am Wiederaufkommen zweifelte. Von diesem Schwager konnte Friedrich Ulrich weder mit Rat, noch mit Tat Hilfe erwarten.

Christian Wilhelm (1587–1165), Markgraf von Brandenburg und Administrator des Erzbistums Magdeburg, war Bruder von Johann Sigismund, mithin Onkel von Anna Sophia. Im Jahre 1615 heiratete er Dorothea von Braunschweig-Wolfenbüttel, Schwester von Friedrich Ulrich. Seine Position in Magdeburg war höchst unsicher, denn nach Verweigerung der Anerkennung durch den Kaiser versagte die Stadt ihm den Gehorsam und das Domkapitel engte ständig seine Rechte ein. Darum flüchtete er, zunächst nach Siebenbürgen, wo seine Nichte Katharina mit dem Fürsten Bethlen Gabor verheiratet war, anschließend nach Schweden, auch die Gattin des dortigen Königs war seine Nichte. Von dort brachte er ein Bündnisangebot zurück, kam heimlich nach Magdeburg und drängte die Stadt zur Annahme<sup>129</sup>). Weil er auch Schwager des dänischen Königs war, hatte er in dessen Armee den Posten eines Generalleutnants bekommen. Als die Auseinandersetzungen um Magdeburg sich zuspitzten, belegte ihn der Kaiser wegen seiner Konspirationen mit der Reichsacht.

Christian Wilhelm forcierte den Widerstand Magdeburgs gegen die kaiserlichen Truppen, die Tilly nach der vorübergehenden Entlassung Wallensteins führte. Im Mai 1631 wurde Magdeburg eingenommen und zerstört mit einem Blutbad unter den Einwohnern. Christian Wilhelm geriet verwundet in Gefangenschaft. Ein Jahr danach konvertierte er zur Katholischen Kirche. Übrigens hat er noch zweimal geheiratet, seine dritte Frau war 21 Jahre jünger als er<sup>130</sup>). An Christian Wilhelm hat Friedrich Ulrich keinen Halt finden können.

In Celle regierte mit Herzog Christian (geb. 1566) ein Onkel Friedrich Ulrichs. Jener hatte für viele Jahre das Amt des Obersten im Niedersächsischen Kreis inne, von 1599 bis 1629 war er auch Administrator des Bistums Minden. Er starb ein Jahr vor Friedrich Ulrich und hätte ihm ein guter Ratgeber sein können, zumal er mit ihm die Treue zum Kaiser und die Ablehnung einer Kriegsbeteiligung teilte<sup>131</sup>). Doch der Junggeselle zog sich mit zunehmendem Alter immer mehr von allen Pflichten zurück. Ganz anders trat sein Bruder, Herzog Georg von Grubenhagen (später Calenberg) auf. Zuerst diente er als Truppenführer dem Niedersächsischen Kreis, um danach auf die Seite des Kaisers überzuwechseln, wofür ihm der dänische König die Rache aller holländischen Geister wünschte<sup>132</sup>). Schließlich machte er dann mit den Schweden gemeinsame Sache gegen den Kaiser, weshalb der Vorwurf des Opportunismus nicht unbegründet ist. Diese Politik mit dem Ziel der Hausmacht blieb Familienerbe: Der Sohn Ernst August wurde Kurfürst von Hannover, der Enkel Georg Ludwig König von England. Mit Herzog Georg kam Friedrich Ulrich zeitlebens in kein gutes Verhältnis, beide waren zu verschieden veranlagt.

Im Süden war Landgraf Moritz von Hessen-Kassel (1572–1632) der Nachbar Friedrich Ulrichs. Er war ein überdurchschnittlich begabter Fürst, der mit Heinrich Julius dem Vater Friedrich Ulrichs, die Liebe und Förderung der Künste geteilt hat. Die in Kassel bzw. Wolfenbüttel von diesen beiden eingerichteten Theater waren die ersten in Deutschland überhaupt. Hatte Heinrich Julius als Hofkapellmeister Michael Praetorius gewonnen, so entdeckte Moritz in Weissenfels Heinrich Schütz als musikalisch hochbegabten Jungen, nahm ihn auf in das Collegium Mauritianum in Kassel und ermöglichte später seine Ausbildung in Italien.

<sup>127</sup>) B. BEUYS, a. a. O., 30.

<sup>128</sup>) B. BEUYS, a. a. O., 59.

<sup>129</sup>) W. KIRCHNER, a. a. O., 130. 133f.

<sup>130</sup>) B. SCHWINEKÖPER in NDB, Band 3, 226.

<sup>131</sup>) SAUER in ADB<sup>2</sup>, a. a. O., Band 4, 162f.

<sup>132</sup>) FR. von der DECKEN, Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg, Hannover 1833, IV.



Alle Gaben hatten Moritz aber nicht vor Torheit bewahrt. Als er im Jahre 1604 vom Luthertum zum Calvinismus übertrat, zwang er seinem Lande, anders als Johann Sigismund von Brandenburg, denselben Konfessionswechsel auf. Mehr noch: als er nach dem Tode Ludwigs IV. Hessen-Marburg erbt, führte er auch dort, gegen den bekundeten Willen des Verstorbenen, den Calvinismus ein. Die Vettern in Darmstadt protestierten und erreichten eine kaiserliche Verurteilung des Vorgehens von Moritz, zudem gründeten sie als Ersatz für die dem Luthertum verlorengegangene Universität Marburg im Jahre 1607 die Hochschule in Gießen. Bei alledem isolierte sich Moritz im eigenen Lande, denn die Stände verhandelten hinter seinem Rücken mit Tilly und erlaubten diesem, seine Truppen nach Hessen zu führen<sup>133</sup>). Innerlich gebrochen zog sich Moritz am 17. 3. 1627, fünf Jahr vor seinem Tode, von der Regierung zurück und überließ sie seinen Söhnen.

Noch 1621 war er zu einer Beratung wegen der drohenden Kriegsgefahren in Wolfenbüttel gewesen. Danach hatte er so viel mit den eigenen Problemen zu tun, daß Friedrich Ulrich von ihm keine Hilfe erwarten konnte. Letztlich stand er in Wolfenbüttel alleine zwischen den verschiedenen Fürsten. Desto mehr ist zu bewundern, was er unter solchen Umständen noch für sein Land geleistet hat.

## 8. Versuch und Scheitern eines Neubeginns

Fast gleichzeitig mit der Eröffnung des Prozesses gegen die Brüder von der Streithorst wurde am 31. 10. 1622 eine Reform der Landesverwaltung begonnen. *„Der neue Statthalter, Ernst von Steinberg, und seine adligen und bürgerlichen Räte bewährten sich, wirtschafteten ehrlich und heilten die Schäden, soweit dies nach dem Ausbruch des 30-jährigen Krieges in der kurzen Zeit der Ruhe, die dem Lande noch blieb, möglich war.“*<sup>134</sup>). Der Hofstaat wurde verringert, an Stelle der Landdrosten wurden vier Oberhauptleute eingesetzt, und auch die Kammer, Ratsstube und Hofgericht erhielten neue Beamte. Ab 1623 war ein neuer Geheimer Rat die oberste Aufsichtsbehörde<sup>135</sup>). *„Wieder muß anerkannt werden, wie sehr die Kräfte innerhalb der Regierung am Werk waren, das Chaos zu meistern und den Staat nicht untergehen zu lassen.“*<sup>136</sup>). Friedrich Ulrich hat diese Arbeit nicht nur gefördert, er hat sich weitgehend daran beteiligt, nachdem er seine Befugnisse wieder besaß. So schreibt er in seiner Vorrede zu einer Verordnung über nötige Bescheidenheit bei Familienfesten aus dem Jahre 1623, er habe schon bei Regierungsbeginn erwogen, daß zum Blühen des Landes wahre, reine Religion und gute Ordnung gehören. Er hätte gerne auch früher eine allgemeine Landordnung publizieren lassen wollen, *„seind aber durch vielfältige hinder- und enderung auch sonsten anderer sonderlichen Ehehafft davon abgehalten.“*<sup>137</sup>).

Alle Verordnungen jener Zeit lassen die Mühen erkennen, die eingetretenen Nöte zu mildern, die Unordnung zu bekämpfen und beginnenden Kriegsgefahren zu begegnen<sup>138</sup>). Bemerkenswert ist Friedrich Ulrichs Einsatz für die Münzverbesserung: er ließ 1625 aus dem Silber der St. Jakobszeche in Lautenthal/Harz die Jakobstaler prägen<sup>139</sup>). Als besonders bedeutungsvoll ist die Erneuerung des Justizwesens und der Prozeßordnung zu nennen. War die Kanzleiordnung im 16. Jahrhundert noch unter strenger Geheimhaltung nur Sache der Kanzleimitglieder, so wurde die neue Ordnung unter Friedrich Ulrich als Leitfaden gedruckt und konnte Beamten wie Rechtssuchenden helfen, mit den gültigen Vorschriften umzugehen<sup>140</sup>). Das war ein großer Fortschritt.

<sup>133</sup>) LENZ in ADB<sup>2</sup>, a. a. O., Band 22, 281 f.

<sup>134</sup>) H. SAMSE, a. a. O., 34.

<sup>135</sup>) A. BRENNECKE und A. BRAUCH, a. a. O., 249 und 256 f.

<sup>136</sup>) A. BRENNECKE und A. BRAUCH, a. a. O., 308.

<sup>137</sup>) HAB WF Cod. Guelf. 57.8 (Pol.) Verordnungen Nr. 44. – Ähnliches Vorgehen wird berichtet aus Celle, Straßburg und Sachsen: Fr. UHLHORN, a. a. O., Band 1, 142 f.

<sup>138</sup>) HAB WF Cod. Guelf. 57.8 (Pol.) Verordnungen, bes. Nr. 42. 43. 47. 48. 54. 58. – St.A. WF. Verordnungen 40 Slg Nr. 1630.

<sup>139</sup>) W. KAEMLING, Die Waffen und ihr Geld, Braunschweig 1985, 52 ff.

<sup>140</sup>) W. SPIESS, a. a. O., 32 und 34 f.

Die Klöster erhielten wieder ihren Besitzstand aus der Zeit vor 1600, und mit der Rückkehr zur alten Ordnung erhoffte man die Behebung eingetretener Schwierigkeiten<sup>141)</sup>. Landtage wurden wie früher gehalten, etwa in Alfeld und Gandersheim im Jahre 1624. Doch die Lage in Deutschland spitzte sich zu. Nachdem der zwölfjährige Friedensvertrag zwischen Spanien und den Niederlanden endete, wurde dem Dänenkönig von Niederländern und Engländern Geld für sein Eingreifen angeboten<sup>142)</sup>. Dies wiederum ließ in Niedersachsen die Unruhe ansteigen. In immer rascherer Folge gab es Konferenzen der Fürsten, Versammlungen der Räte und Stände, Einberufungen der Kreistage. Friedrich Ulrich suchte von Anfang an die Abstimmung mit den Verwandten in Celle und Lüneburg und ließ sich nicht zu übereilten Schritten drängen, was J. O. Opel in seiner sehr gründlichen Untersuchung wiederholt bestätigt. Zudem hat er Kaiser Ferdinand II. nicht nur seiner eigenen Loyalität versichert, sondern hat sich bei ihm auch immer neu für den Bruder Christian verwendet, was dieser ihm allerdings zunehmend schwerer machte. Am 26. 9. 1623 antwortete der Kaiser in einem Brief, er nehme die Versicherung seiner Treue in Gnaden an und sehe in schlechten Vorgängen den Einfluß friedhässiger Leute<sup>143)</sup>.

In der Verfolgung der zum Sommeranfang 1623 noch in Niedersachsen befindlichen Truppen Christians von Halberstadt kündigte Tilly seinen Durchzug durch das Braunschweiger Land an. Friedrich Ulrich protestierte mit dem Hinweis, sein Bruder sei nicht aktiv geworden. Doch ultimativ forderte Tilly von Eschwege aus, keine Stunde länger zu warten und Christian zur Vernunft zu bringen. Tilly rückte an der Weser entlang vor, besetzte Höxter, Minden, Diepholz und Hoya, und war auch nach dem Sieg über Christian bei Stadtlohn nicht zum Abzug zu bewegen.

Friedrich Ulrich vertraute auf Verhandlungen. *„Tilly selbst hat dem Herzog von Wolfenbüttel (1624) das Zeugnis vollständigster Tadellosigkeit ausstellen müssen. Gestützt auf dasselbe und durch die große Noth, unter welcher man seufzte, noch besonders angetrieben – die Unterthanen starben bereits Hungers – ließ Friedrich Ulrich durch Henning von Steinberg und Heinrich von Mengersen im September die jetzt sogar von Tilly selbst empfohlene Befreiung seiner Territorien und die Abführung der katholischen Armee von der Weser in Wien nachsuchen“*<sup>144)</sup>.

Aber nichts geschah. Verärgert hielt Friedrich Ulrich nun Tilly vor, es ginge nicht an, daß er immer im Unrecht sein solle, während Tilly das Recht für sich in Anspruch nehme<sup>145)</sup>. Als Anfang 1625 die Bedrückung der Menschen an der Weser unerträglich wurde, bat Friedrich Ulrich den Onkel Christian, Herzog in Celle, um Beistand in dieser Situation der Notwehr. Doch der entschuldigte sich mit seinem Alter und daß er es keinem recht machen könne<sup>146)</sup>. Bereits 1624 hatte er übrigens sein Amt als Kreisoberst niedergelegt.

Anfang 1625 verhandelten Dänemark, England und die Niederlande über gemeinsame Aktionen<sup>147)</sup>, beim Kreistag in Lauenburg wurde dies Verteidigungsbündnis im März proklamiert. Man wählte zunächst Friedrich Ulrich als Kreisoberst, doch dieser lehnte ab<sup>148)</sup>. Im Mai 1625 beschloß ein neuer Kreistag in Braunschweig die Aufstellung eines eigenen Heeres, zu dessen Oberst man König Christian IV. ernannte. Der Kreis versicherte dem Kaiser, man habe nur die Verteidigung im Auge und werde sich in andere Angelegenheiten nicht einmischen. Friedrich Ulrich mißbilligte zwar die Aufrüstung, stellte dem Kreis dennoch 2352 Mann Fußvolk und 515 Pferde zur Verfügung. Wie recht er mit seinen Bedenken hatte, bewies die Reaktion von Tilly, der erklärte, alle nicht vom Kaiser genehmigten Rüstungen seien verboten, und zunehmend darauf drängte, König Chri-

<sup>141)</sup> A. BRENNECKE und A. BRAUCH, a. a. O., 250f.

<sup>142)</sup> H. TREVOR-ROPER, a. a. O., 98.

<sup>143)</sup> J. O. OPEL, a. a. O., Band 1, 565.

<sup>144)</sup> J. O. OPEL, a. a. O., Band 2, 54.

<sup>145)</sup> J. O. OPEL, a. a. O., Band 2, 248.

<sup>146)</sup> J. O. OPEL, a. a. O., Band 2, 123.

<sup>147)</sup> G. WINTER, a. a. O., 274.

<sup>148)</sup> J. O. OPEL, a. a. O., Band 2, 125.

stian IV. habe mit seinen Truppen Niedersachsen zu verlassen<sup>149</sup>). Brandenburg und Sachsen hielten sich aus der Entwicklung heraus.

Von Juli 1625 an griff Wallenstein in das Geschehen mit ein, der sich Halberstadt und Magdeburg zuwenden wollte, während Tilly sich das Einrücken in Hildesheim und in Braunschweig vorbehielt. Uneinigkeit und Ratlosigkeit herrschten im Niedersächsischen Kreis. Von Brandenburg und Sachsen her wurde Friedrich Ulrich um Friedfertigkeit gebeten. Nachdem der Kreistag dieser Haltung zugestimmt hatte, reisten die Herzoginmutter Elisabeth und Friedrich Ulrich im Januar 1626 nach Rotenburg/Wümme, wo der dänische König sein Winterquartier hatte, um ihn zum Frieden zu bewegen<sup>150</sup>). Doch die Bedingungen des Königs ließen sich nicht erfüllen.

Zu dieser Zeit müssen dem Dänenkönig die beharrlichen Bemühungen seines Neffen für den Frieden lästig geworden sein. Jedenfalls bediente er sich des Wolfenbütteler Vizekanzlers Johann Eberhard zu Eltz, der seit dem 4. 6. 1625 auch Geheimer Dänischer Rat war<sup>151</sup>), und erreichte, daß Friedrich Ulrich im Januar 1626 seine Regierungsgewalt an den Bruder Christian abtrat. Wie sehr die Beamten am Hof in Wolfenbüttel auf der Seite Friedrich Ulrichs standen, erhellt aus der Tatsache, daß der Kanzler Dr. Eberhard von Weyhe und der Statthalter E. von Steinberg ihren Dienst quittierten<sup>152</sup>). Die Landstände von Wolfenbüttel und Calenberg forderten den Fürsten in einem bewegenden Schreiben zur Rückkehr auf und erklärten sich nicht bereit, Christian zu unterstützen. Vielmehr bestätigten sie in einem Schreiben vom 26. 8. 1626 dem Kaiser ihre Devotion, worin Friedrich Ulrich seinerseits zustimmte<sup>153</sup>).

Das Zwischenspiel in Wolfenbüttel ging mit dem Tode von Christian im Juni 1626 zuende, aber es hatte Folgen. Christian übergab die Festung den Dänen, die sie in Verteidigungsbereitschaft setzten. Graf Solms, der dänische Kommandant, ließ zwei Vorwerke einreißen, 24 Dörfer im Umkreis Wolfenbüttels einäschern und auf 4 Meilen rundherum alles zugrunderichten, was den Feinden nutzen konnte. Außerdem ließ er aus dem herzoglichen Silber im Schloß Münzen schlagen<sup>154</sup>). Als Friedrich Ulrich und seine Mutter ins Schloß wollten, wurde ihnen der Zutritt verwehrt, sie mußten in einem Gasthaus in Braunschweig Quartier nehmen<sup>155</sup>). Nach dem Sieg bei Lutter am Bbg. schlossen die Kaiserlichen Wolfenbüttel ein und stauten unterhalb der Stadt die Oker, so daß eine Überschwemmung die Folge war. Am 19. 12. 1627 wurde die Festung von den Verteidigern übergeben; Friedrich Ulrich hat die Residenz nicht mehr betreten.

Ausgerechnet der Onkel, König Christian IV., hat ihm dann noch sehr übel mitgespielt. Gegen 300000 Taler hatte jener dem Onkel das Amt Syke verpfändet, weil er mit diesem Geld den Bruder Christian unterstützen sollte. Das Geld verschwand in dessen militärischen Aktionen<sup>156</sup>).

Weil Friedrich Ulrich diese Summe also nicht zurückgeben konnte, als Christian IV. 1629 den Lübecker Friedensvertrag mit dem Kaiser abschloß, händigte der König den Schuldschein dem Vertreter des Kaisers aus. Von diesem wurde der Schuldschein weitergegeben an Tilly, der vom Kaiser die Erstattung seiner Kriegskosten forderte. Weil Tilly auf Zahlungen von Friedrich Ulrich aber nicht rechnen konnte, annektierte er kurzerhand das Fürstentum Calenberg, um das danach Herzog Georg lange prozessieren mußte.

<sup>149</sup>) J. O. OPEL, a. a. O., Band 2, 269f.

<sup>150</sup>) J. O. OPEL, a. a. O., Band 2, 387.

<sup>151</sup>) H. SAMSE, a. a. O., 148. – Vgl. H. BUENTING, a. a. O., Tomus II, 1268.

<sup>152</sup>) J. O. OPEL, a. a. O., Band 2, 402.

<sup>153</sup>) *Theatrum Europaeum Oder Wahrhaftte Beschreibung aller und jeder denckwürdiger Geschichten*, Franckfurt am Main 1643, Band 1617–1629, 934f.

<sup>154</sup>) E. ROSENTHAL, *Geschichte Niedersachsens im Spiegel der Reichsgeschichte*, Hannover 1926, 317. – Vgl. J. O. OPEL, a. a. O., Band 3, 160 und 163. – Nach den Angaben in: *Briefe und Akten zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges*, hg. von D. ALBRECHT, München–Wien, Teil 2, Band 5, Seite 180, waren rund um Wolfenbüttel 28 Dörfer eingeäschert worden.

<sup>155</sup>) J. O. OPEL, a. a. O., Band 2, 572.

<sup>156</sup>) J. O. OPEL, a. a. O., Band 1, 443.

Ebenso forderte General Pappenheim mit Billigung Wallensteins Geld von Friedrich Ulrich. Ihm wurden in neun Punkten einer Anklageschrift Vergehen gegen den Kaiser vorgeworfen, u. a. durch die Unterstützung seines Bruders Christian, dessen nachgelassenes Vermögen er abliefen sollte<sup>157</sup>). Darüber hinaus ließ Pappenheim im Schloß das Geheimarchiv des Herzogs plündern und ihn selber in Braunschweig äußerst despektierlich behandeln. Ja, im April 1629 war sogar von einer förmlichen Absetzung Friedrich Ulrichs die Rede. In dieser verzweifelten Lage wandte er sich mit der Bitte um Beistand an den bayerischen Kurfürsten Maximilian I.

Es verdient besondere Anerkennung, daß und wie sich Maximilian I. für Friedrich Ulrich eingesetzt hat. Am 12. 4. 1629 schrieb er je einen Brief an den Kaiser und an den General Pappenheim<sup>158</sup>). Den Kaiser erinnerte er daran, daß die Fürsten des Reiches in angestammter und von Gott geordneter Weise regierten, die man nicht ohne Gefahr für die eigene Herrschaft auflösen könne. Pappenheim erhielt eine scharfe Zurechtweisung, daß er seine Befugnisse künftig nicht überschreiten dürfe und Friedrich Ulrich wie einen Fürsten zu behandeln habe.

Schon im August 1627 hatte dieser die ungefähren Schadenskosten in seinem Lande errechnen lassen, wobei man auf 15 Millionen Taler kam<sup>159</sup>). Ein Jahr später mußte er in einem Brief berichten, im Fürstentum seien 300 Ortschaften durch den Krieg verwüstet<sup>160</sup>). Seine Friedenspolitik war schlecht belohnt worden. Schon 1621 hatte er eine Einladung zur Versammlung der Protestantischen Union in Heilbronn ausgeschlagen und eine Mitwirkung bei Kriegsvorbereitungen versagt<sup>161</sup>). Er hat die Machtverhältnisse vor dem Eingreifen Schwedens erkannt, hat wahrgenommen, was in Böhmen und in der Pfalz geschah. Er wollte dem Kaiser und den kaiserlichen Truppenführern kein Argument zum Einmarsch in sein Land bieten, sondern sein Land bewahren.

Sein Bruder Christian war ein Abenteurer, der den Handschuh der Cousine Elisabeth als Motto des Handelns am Helm trug<sup>162</sup>). Der fand Gefallen an kriegesischen Auseinandersetzungen und täuschte sich und andere über die Folgen. König Christian IV. ging es zumindest bis zum Lübecker Frieden 1629 um Einfluß und Macht in Deutschland, wobei er sich berechtigt fühlte, für das Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel zu reden und zu handeln. Dänemark hat für den Feldzug seines Königs zwischen 6 bis 8 Millionen Taler zahlen müssen, die Menschenverluste nicht gerechnet<sup>163</sup>). Hätten diese beiden Männer sich anders verhalten, wäre es zum Niedersächsisch-Dänischen Kriege nicht gekommen. Friedrich Ulrich war nicht Urheber, sondern Opfer.

## 9. Verdienste um die Universität Helmstedt

Zeitlebens war Friedrich Ulrich eng mit der Universität Helmstedt verbunden. Er war selber dort Student gewesen und hat am 15. 10 1612 seinen in Prag weilenden Vater bei der Einweihung des fertiggestellten Juleums vertreten. Er hat auch die Bedeutung dieser Ausbildungsstätte erkannt und gewürdigt, die der Großvater gegründet hatte. In dem Katalog, der die Ausstellung im Zeughaus Wolfenbüttels anläßlich des 400. Todestages von Herzog Julius im Jahre 1989 begleitete, hat I. Mager ausführlich die Verdienste dieses Mannes um die Einrichtung und Förderung der Akademie gewürdigt<sup>164</sup>). Der Sohn Heinrich Julius, der auch erster Rektor war, hatte nicht immer eine glückliche Hand in der Ordnung ihrer internen Probleme und einer Beibehaltung

<sup>157</sup>) Fr. von der DECKEN, a. a. O., 281. – Vgl. G. MANN, a. a. O., 615.

<sup>158</sup>) Fr. von der DECKEN, a. a. O., 390 f. – Vgl. W. HAVEMANN, a. a. O., Band 2, 665 ff.

<sup>159</sup>) J. O. OPEL, a. a. O., Band 2, 406.

<sup>160</sup>) St. A. WF I ALT 11 Nr. 191. – Vgl. Fr. UHLHORN, a. a. O., Band 1, 168 ff.

<sup>161</sup>) H. BUENTING, a. a. O., Tomus II, 1258. – Vgl. E. L. T. HENKE, a. a. O., Band 1, 225.

<sup>162</sup>) O. von HEINEMANN, a. a. O., bestätigt auf S. 125, daß durch Christians Aktivitäten die Geschehnisse des Braunschweiger Hauses verhängnisvoll beeinflußt wurden.

<sup>163</sup>) G. PARKER, a. a. O., 151.

<sup>164</sup>) I. MAGER, Die Einführung der Reformation in Braunschweig-Wolfenbüttel und die Gründung der Universität Helmstedt, im Ausstellungskatalog Staatsklugheit und Frömmigkeit, Herzog Julius zu Braunschweig-Lüneburg, ein norddeutscher Landesherr des 16. Jahrhunderts, Wolfenbüttel 1989, 25–33.

väterlicher Absichten und Auflagen, was besonders in seinem Verhältnis zur theologischen Fakultät erkennbar wurde. Die schwierigste Aufgabe kam auf Friedrich Ulrich zu, der im 30jährigen Kriege die Gefährdung der jungen Universität bis an den Rand ihrer Auflösung miterleben mußte und trotz mangelhafter Möglichkeiten zunächst zu einem Aufblühen, später zur Erhaltung beigetragen hat.

Durch ihn wurde im Jahre 1614 Georg Calixt als Professor der Theologie eingesetzt. Calixt war damals bekannt geworden durch eine theologische Disputation mit dem Jesuiten Turrianus auf Schloß Hämelschenburg bei Hameln am 30. 8. 1614. Der junge Schloßherr, Ludolph von Klencke, äußerte nach einem Aufenthalt in Italien und unter dem Einfluß der Gegenreformation die Absicht, von der lutherischen zur katholischen Konfession zu konvertieren. Die Familie wünschte zur Verhinderung dieses Schrittes jene Disputation, bei der Calixt die Argumente von Turrianus widerlegen konnte. Der junge Schloßherr wurde trotzdem katholisch, aber Calixt wurde bekannt. Am 12. 12. 1614 berief Friedrich Ulrich ihn als Professor; in Helmstedt war Calixt seit 1603 gewesen<sup>165</sup>). Die Fakultät meldete zwar erhebliche Bedenken an, und tatsächlich ist Calixts Position einer humanistisch geprägten Toleranz<sup>166</sup>) theologisch umstritten. Doch er wurde einer der bedeutendsten Lehrer der Universität, der ihr auch unter schwierigen Bedingungen die Treue hielt, und nicht zum wenigsten durch ihn erlebte sie eine Blütezeit, die erst um 1625 mit dem Ausbruch der Pest endete<sup>167</sup>). Offenkundig als Beweis der dankbaren Verehrung für seinen Fürsten nannte Calixt seinen am 8. 3. 1622 geborenen Sohn Friedrich Ulrich, was übrigens auch in den Familien der Hofbeamten häufiger vorkam<sup>168</sup>).

Als Herzog Friedrich Ulrich nach seiner Hochzeit 1614 mit der Gattin und Schwiegermutter Helmstedt besuchte, sprach Professor Cornelius Martini im Namen der Kollegen die Bitte aus, der Fürst möge der Universität als Grundlage für wissenschaftliche Arbeit seine Bibliothek überlassen. Diese Bibliothek hatte ihre Anfänge in der Mitte des 16. Jahrhunderts, als Herzog Julius zunächst als Student in Löwen, danach durch weitere Ankäufe Bücher erwarb<sup>169</sup>). Heinrich Julius hat diese Bibliothek wesentlich vergrößert, nicht zuletzt durch Übernahme der von Matthias Flacius hinterlassenen Sammlung<sup>170</sup>). Friedrich Ulrich zögerte nicht, diese Kostbarkeiten der Universität zunächst leihweise zur Verfügung zu stellen. Man darf vermuten, daß die Bücher damit einer wahrscheinlichen Vernichtung in der Residenz Wolfenbüttel bei Belagerung und Besetzung entgangen sein werden. Am 10. 4. 1629 hat Friedrich Ulrich diese Bibliothek, die u. a. noch 1617 durch die Sammlung aus dem ehemaligen Kloster Michaelstein vermehrt war, endgültig der Universität geschenkt<sup>171</sup>).

Auch in kleineren Begebenheiten wird seine Fürsorge für Helmstedter Anliegen deutlich. Noch ehe er die Nachfolge des Vaters anzutreten hatte, bat er diesen brieflich um eine Unterstützung des im Alter verarmten, ehemaligen Professors Caselius, der als Schüler Melanchthons eine besondere Bedeutung gehabt hatte. Heinrich Julius verfügte daraufhin von Prag aus am 18. 2. 1613, daß der Amtmann von Gröningen an Caselius jährlich 200 Taler auszahle<sup>172</sup>). Im Jahre 1633 war Calixt an den Hof in Sachsen-Weimar gereist. Friedrich Ulrich bat im August jenes Jahres Herzog Ernst in einem Schreiben, er möge Calixt nicht zu lange oder gar für immer aufhalten, denn dieser werde mit seinen großen Verdiensten zum Fortbestand der Universität in Helmstedt benötigt<sup>173</sup>). Bei dem zurückgekehrten Calixt bedankte sich der Herzog für ein ihm übersandtes Buch und ließ ihm als Dankeszeichen 100 Taler übergeben<sup>174</sup>).

<sup>165</sup>) St.A. WF 1 ALT 37 Nr. 2370.

<sup>166</sup>) I. MAGER, Georg Calixts theologische Ethik und ihre Nachwirkungen, Göttingen 1969, 144f.

<sup>167</sup>) R. VOLKMANN, Die geschichtliche Entwicklung der Universität Helmstedt, Helmstedt 1980, 4. – Vgl. W. SOMMER, a. a. O., 227f.

<sup>168</sup>) H. SAMSE, a. a. O., 119.

<sup>169</sup>) CHR. GRAEFE, Die Bibliotheca Julia-Staatsklugheit und Frömmigkeit, im Katalog wie <sup>164</sup>), 59f.

<sup>170</sup>) St.A. H. Cal. Br. 21, Nr. 3731.

<sup>171</sup>) St.A. WF 136 Urk. 7.

<sup>172</sup>) St.A. WF 37 ALT 367 Nr. 2.

<sup>173</sup>) HAB WF Extravag. 207.1 Nr. 113.

<sup>174</sup>) HAB WF Extravag. 207.1 Nr. 116, 117.

Hauptsächlich ist der Name Friedrich Ulrichs verbunden mit der Schenkung dreier Calenbergischer Klöster an die Universität am 11. 3. 1629. Das kaiserliche Restitutionsedikt, wonach alle von den Protestanten nach 1552 übernommenen geistlichen Stiftungen wieder in den katholischen Stand zu bringen waren, datierte vom 16. 3. 1629. Bereits im Frühjahr 1628 hatten alle Klöster des Fürstentums vom Herzog Anweisung bekommen, wie man sich bei einer Besetzung zu verhalten habe, und wie Urkunden sicherzustellen seien. Oft mußten die wenig interessierten Verwalter zur Einhaltung der Maßnahmen gedrängt werden<sup>175</sup>). Drei der Klöster: Weende, Hilwartshausen und Mariengarten hat Friedrich Ulrich, der als Landesherr Verfügungsberechtigt war, der Universität geschenkt. Damit sollte Zweierlei erreicht werden = 1.) Eine katholische Restitution sollte verhindert werden, weil diese Klöster im Sinne ihrer Stiftung ad pias causas dienten, 2.) Der notleidenden Universität sollte zu geregelten Einkünften verholfen werden.

Die eher kritische Untersuchung von A. Brauch kommt zu dem Ergebnis, daß die Julius-Universität damit ein königliches Geschenk erhalten hatte, auch wenn das im Moment noch wenig greifbaren Wert besaß<sup>176</sup>). B. Krusch meint: „Mit welchem Jubel diese Schenkung in Helmstedt begrüßt wurde, läßt sich vorstellen, wenn man erwägt, daß den Professoren seit 1625 kein Gehalt mehr ausbezahlt war“ und er fügt hinzu: „Entschieden hatte der Herzog die Absicht . . . die Academia zu Helmstedt zum vorigen Wohlstand zu befördern, und er plante auch eine baldige Visitation. Allein der Tod setzte allen seinen Plänen ein Ziel“<sup>177</sup>). Im Jahre 1633 wurde die o. a. Schenkung übrigens noch einmal bestätigt, sehr wahrscheinlich der Kriegsergebnisse wegen. An der Regelung von 1629 wurde nichts geändert.

Diese Großzügigkeit Friedrich Ulrichs wird nicht nur gelobt, sondern auch gefragt, ob sein Großvater Julius ebenso gehandelt hätte<sup>178</sup>). Hervorgehoben wird auch die Weitsicht dieser Schenkung, denn diese Ausrichtung der Nutzung geistlicher Stiftungen wurde zur Grundlage für die spätere Arbeit der Klosterkammer<sup>179</sup>). Friedrich Ulrich hat aus einer Not das Beste zu machen gewußt, wobei er in dem Hof- und Klosterrat Dr. Lampadius, den er 1628 eingesetzt hatte, einen kundigen Berater besaß.

Man versteht unter solchen Umständen gut, daß die Universität Helmstedt dieses Fürsten nach seinem Tode mit großer Dankbarkeit gedachte. Der Vizerektor, Professor Johannes Stuckius, sagte in seiner Gedenkrede am 17. 8. 1634 vor der Akademie, der Herzog habe sich ihr gegenüber sehr freigebig gezeigt, wofür die Beweise vielfach vorhanden seien. Ohne zum Lob gezwungen zu sein, müsse er vom Verstorbenen sagen, dieser habe Frömmigkeit vor Gott, Liebe zum Vaterland, Ehrerbietung für die Wissenschaft und in allem Güte gehabt, sei immer ausgleichend und sich gleichbleibend gewesen<sup>180</sup>). Alleine dieses Eintreten für seine Universität sollte es verbieten, von Friedrich Ulrich als dem untauglichsten Welfenherzog zu sprechen.

Es bleibt zu berichten, daß nach der Übernahme Calenbergs durch Herzog Georg zur Zeit von Herzog August d. J. der Besitz der genannten drei Klöster für die Universität allmählich an Wert und schließlich die Gültigkeit verlor. Herzog Georg war bereits an einer Einlösung der Pflicht wenig interessiert. Zum Beispiel verstand er sich lediglich darauf, „damit die Professoren nicht gar auseinanderliefen und die Universität zerfiele, bis auf weitere Vergleichung für das Jahr 1637/8 1200 Thlr. von den drei Klöstern zuzuschießen“<sup>181</sup>). Die Verbundenheit Calenberg-Hannovers mit Helmstedt wurde ständig lockerer, um gut einhundert Jahre später ganz gelöst zu werden, nachdem zu Michaelis 1734 die Vorlesungen an der neu begründeten Universität Göttingen begonnen hatten. Krusch schreibt: „Der König hatte nach der Gründung der eigenen Landesuniversität kein Interesse mehr an dieser Verbindung und verzichtete in einem Vergleich auf alle ihm daraus zukommenden Rechte,

<sup>175</sup>) A. BRENNECKE und A. BRAUCH, a. a. O., 309, 311, 316.

<sup>176</sup>) A. BRENNECKE und A. BRAUCH, a. a. O., 333.

<sup>177</sup>) B. KRUSCH, Die Hannoversche Klosterkammer in ihrer geschichtlichen Entwicklung, ihre Zwecke und Ziele und ihre Leistungen für das Wohl der Provinz, Göttingen 1919, 57.

<sup>178</sup>) A. BRENNECKE und A. BRAUCH, a. a. O., 333.

<sup>179</sup>) A. BRENNECKE und A. BRAUCH, a. a. O., 354.

<sup>180</sup>) HAB WF Cod. Guelf. 48.7 Nr. 1.

<sup>181</sup>) B. KRUSCH, a. a. O., 59f.

zog aber nun auch seinen Beitrag zurück und hob die Schenkung der Klöster wieder auf<sup>182)</sup>.

Die endgültige Schließung der Universität Helmstedt 1809/10 hatte mehrere Ursachen. Es bleibt aber zu bedauern, daß die Regierung Hannovers dazu beigetragen hat, obwohl mit dem Peiner Rezeß vom Jahre 1637 alle Braunschweiger und Lüneburger Lande die gemeinsame Verpflichtung für diese Akademie übernommen hatten<sup>183)</sup>.

## 10. Am Ende des Lebens

An das Ende seiner Herrschaft und an den Abschied vom Leben hat Friedrich Ulrich spätestens im Jahre 1629 zu denken begonnen. In seiner Leichenrede für den verstorbenen Fürsten erinnerte der Hofprediger Tuckermann an einen Brief vom September 1629, in dem jener ihm bekundete, er werde für immer auf Stadt und Land Wolfenbüttel verzichten, wenn Gott es um seiner Seligkeit willen so haben wolle<sup>184)</sup>. Angesichts der äußeren Verhältnisse im Lande und der persönlichen Umstände ohne Residenz, ohne Ehefrau und Familie kann solche Resignation kaum verwundern. Indes war Friedrich Ulrich trotzdem nicht zum Melancholiker geworden. Noch im Jahre 1628 hatte er sich in vertraulichen Schreiben an seinen Kammerpagen Adam von der Tanne gewandt und gebeten, dieser möge ihm bei der Suche nach einer Ehefrau behilflich sein<sup>185)</sup>. Seit sechs Jahren lebe er von seiner Frau getrennt und wolle diesem traurigen Zustand ein Ende setzen, obwohl die Ehe offiziell noch nicht gelöst war. Die zu suchende Frau, so heißt es, könne aus anderm Stand oder Herkommen sein, er werde gewiß die Treue halten und es solle ehrlich zugehen. Werde der Kammerdiener Erfolg haben, solle ihm ein größerer Geldbetrag und der fürstliche Degen übergeben werden. Dieser Wunsch ist jedoch unerfüllt geblieben.

Desto enger schloß sich Friedrich Ulrich an den Hofprediger Peter Tuckermann an, der dem 1624 verstorbenen B. Sattler nachgefolgt war. Eine herzliche Freundschaft muß Fürst und Prediger verbunden haben, denn in einem Brief vom Ende des Jahres 1627 redete der Herzog ihn an mit „Lieber D. Peter“<sup>186)</sup>. Die Chronik berichtet, daß Friedrich Ulrich am 5. 10. 1630 das fürstliche Lustschloß Hedwigsburg (so benannt nach der Großmutter von Fr. U.) in der Gemarkung Kissenbrück südlich Wolfenbüttel an Tuckermann veräußert hat, was sicherlich ein seltener Vorgang gewesen ist<sup>187)</sup>. Wiederholt hat sich der Herzog mit offenem Eingeständnis nicht nur einzelner Fehler, sondern seiner Sünde an den Hofprediger gewandt und den Trost aus Gottes Wort und Sakrament gesucht und empfangen. So war es durchaus verständlich, daß ihn der Wunsch erfüllte, die Menschen um ihn möchten gerade im Elend des Krieges ebenso an der Frömmigkeit festhalten. Von da her ist verstehbar, wenn er am 20. 2. 1633 ein Mandat erließ, in welchem es hieß: „Diejenigen, welche ein halbes Jahr nicht zum Abendmahl sich eingefunden hatten, sollten zuvörderst von den Predigern privatim ermahnt werden, und wenn dieses fruchtlos wäre, mit Hinzuziehung der Altaristen. Blieb auch dies ohne Erfolg, so sollten sie mit Zuthun der Obrigkeit von der Kanzel genannt, aus Gilden und christlichen Werken verstoßen, und so dann ernstlich bestraft werden“<sup>188)</sup>. Solche Maßregeln waren in jener Zeit keine Ausnahme.

Der Einsatz für den Weiterbau der Hauptkirche in Wolfenbüttel war für Friedrich Ulrich nicht nur Pflicht, sondern lag ihm selber am Herzen, war doch hier die Grablege der Familie. Es ist mehr als erstaunlich, daß die Arbeiten an diesem Gotteshaus bis zur vorläufigen Fertigstellung nach 1620 weitergingen, und daß zudem

<sup>182)</sup> Ebenda S. 75.

<sup>183)</sup> A. BRENNECKE und A. BRAUCH, a. a. O., 340.

<sup>184)</sup> P. TUCKERMANN, a. a. O., 43.

<sup>185)</sup> St.A. WF 1 ALT 10 Nr. 71.

<sup>186)</sup> Ebenda.

<sup>187)</sup> H. A. SCHULTZ, Burgen und Schlösser des Braunschweiger Landes, Braunschweig 1983, 79.

<sup>188)</sup> J. K. F. SCHLEGEL, Kirchen- und Reformationgeschichte von Norddeutschland und den hannoverschen Staaten, Hannover 1829, Band 2, 508f.

auch 1613–1619 das große Zeughaus errichtet werden konnte. Am Westportal der Hauptkirche sind, aus Stein gehauen, Heinrich Julius und Friedrich Ulrich als die beiden Bauherren dargestellt. Zur Einrichtung der Kirche hat letzterer durch die Stiftung von dreizehn Bildtafeln mit Wiedergaben der Passion Christi beigetragen<sup>189)</sup>.

Er hat sich aber nicht auf eine Insel der Frömmigkeit zurückgezogen. Auch während er mit eingeschränkten Befugnissen regierte, hat er Gelegenheiten genutzt, dem Lande zu dienen. Im gleichen Jahre 1629, als die Schenkung der Calenbergischen Klöster an die Universität erfolgte, forderte er angesichts des wirtschaftlichen Ruins zu größter Sparsamkeit auf und reformierte die Verwaltung. *„Wieder muß anerkannt werden, wie sehr die Kräfte innerhalb der Regierung am Werk waren, das Chaos zu meistern und den Staat nicht untergehen zu lassen. Es ist zu verstehen, daß das Schwergewicht der letzten Reform Friedrich Ulrichs auf der Kammerverwaltung lag; sie nimmt mit ihrem Kern, der Schuldenabtragung und den Plänen zu Ersparnissen am Hofstaat, auch den größten Raum in der Reform ein . . .“*<sup>190)</sup>. Unter den äußeren Bedingungen des Krieges konnte auch diese Reform das Land nicht aus dem Elend herausführen, aber der ernsthafte Versuch der Besserung gereicht Friedrich Ulrich zur Ehre. Etwas von dem Widmungsvers wird erkennbar, den man ihm viele Jahre davor mitgegeben hatte: *„Im Unglück hab ein Löwenmuth. Trau Gott, es wird woll werden guet“*<sup>191)</sup>.

Die negative Wertung dieses Herzogs ist sehr wahrscheinlich nicht damit zurechtgekommen, daß er in einer sehr streitbaren Zeit mit äußerster Konsequenz eine Friedenspolitik verfolgt hat. Im 19. Jahrhundert standen in der Geschichtsschreibung diejenigen Fürsten obenan, die wie die Braunschweiger Herzöge Karl Wilhelm Ferdinand oder Friedrich Wilhelm ihr Leben im Kampf eingesetzt und verloren hatten. H. Fuhrmann bestätigt in einer neueren Untersuchung diesen Sachverhalt<sup>192)</sup>. Unsere Zeit am Ende des 20. Jahrhunderts urteilt anders über Krieg und Frieden, und deshalb ist es möglich, Friedrich Ulrich eine späte Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es war ein Stück Weisheit, als er beim Eintritt in das Obersächsische Bündnis am 16. 1. 1634 starke Bedenken gegen weitere kriegserische Auseinandersetzungen äußerte und zu einem dringend nötigen Friedensschluß mit Regierungsreformen riet<sup>193)</sup>.

Er wußte, daß das Fürstentum mit seinem Tode ohne Erben sein würde. Herzog August d. J. hatte von Hitzacker aus bereits seine Fäden bis an den Hof in Wien gesponnen, und Ferdinand II. hatte schon 1628 Friedrich Ulrich und die Landstände wissen lassen, daß er jene Bewerbung unterstütze<sup>194)</sup>. Aber unter den welfischen Vettern meldeten auch andere ihre Ansprüche an. Hofprediger Tuckermann berichtete, was ihm der Verstorbene dazu gesagt hatte<sup>195)</sup>. Die Erben sollten sich nach Friedrich Ulrichs Worten der Succession halben in Güte vergleichen, damit ihnen selber und Land und Leuten nicht Unheil widerführe, *„ . . . und wehre von Hertzen zu wünschen/Daß bey Erbtheylungen nicht allein Juristische und Politischel/sondern auch Theologische rationes in acht genommen würden/und man sich nach Gottes Wort richtet/denn daß weiset uns/wie mans recht machen und angreifen soll damit man Gottes Segen und Gedeyen habe und behalte“*.

Am 11. 8. 1634 ist Friedrich Ulrich 43jährig verstorben, und mit ihm erlosch nach rund zweihundert Jahren das Mittlere Haus Braunschweig. *„In der Stunde des Todes . . . ließ August der Ältere von Celle durch Doctor Valentin Möller in der fürstlichen Residenz zu Braunschweig und in der Capitelstube des Stifts St. Blasius vom Fürstenthum Besitz nehmen“*<sup>196)</sup>. Wegen der Kriegsumstände konnte die Trauerfeier erst Monate später, am 23. 4. 1635, im Braunschweiger Dom gehalten werden. Tuckermann stellte sie unter den Bibeltext 1. Mose 50,22 ff. und wies hin auf Joseph, der nicht hatte in Aegypten beerdigt werden wollen, und sagte: *„Darumb uns nicht*

<sup>189)</sup> H. H. MÖLLER, Die Hauptkirche Beatae Mariae Virginis in Wolfenbüttel, Hannover 1987, 182f. – Vgl. CHR. WOLTE-RECK, Chronicon der Stadt und Vestung Wolfenbüttel, Helmstedt 1747, Cap. 3 § 5.

<sup>190)</sup> A. BRENNECKE und A. BRAUCH, a. a. O., 308f.

<sup>191)</sup> G. KRAUSE, Der Fruchtbringenden Gesellschaft ältester Erzschein, Leipzig 1855, 468.

<sup>192)</sup> H. FUHRMANN, Einladung ins Mittelalter, München 1987, 269.

<sup>193)</sup> J. K. F. SCHLEGEL, a. a. O., Band 2, 510.

<sup>194)</sup> St.A. WF 1 ALT 22 Nr. 120 Bl. 138.

<sup>195)</sup> P. TUCKERMANN, a. a. O., 44.

<sup>196)</sup> W. HAVEMANN, a. a. O., Band 2, 695.



*befremden soll/Wenn schon auch dieser Fürstlicher Körper noch eine Zeitlang stehen müsstel und so bald nicht könnte begraben werden*<sup>197)</sup>. Tatsächlich kam der Sarg erst am 20. 9. 1676 in die Fürstengruft der Hauptkirche zu Wolfenbüttel. Die lateinische Aufschrift auf der Zinnhülle berichtet, Friedrich Ulrich sei weithin bekannt gewesen an besonderer Frömmigkeit und Gerechtigkeit und warte nun nach unterschiedlichen Wechselln des Lebens auf die freudige Auferweckung in seinem Retter Jesus Christus.

Die Äbtissin des angesehenen Reichsstifts Gandersheim, Katharina Elisabeth von Oldenburg, schrieb am 4. 11. 1634 an Statthalter Julius von Bülow in Celle, es werde der neue Herzog ihrem Stift hoffentlich mit nicht weniger Affektion zugetan sein, als der verstorbene Fürst<sup>198)</sup>. Nachfolger wurde Herzog August d. J. aus Hitzacker, der das klein gewordene Fürstentum ordnen und die Residenz Wolfenbüttel zu besonderem Ansehen führen konnte. Auf Grund seiner Erfolge hat man ihm nachgesehen, daß unter seiner Regierung an 200 Frauen als Hexen verbrannt worden sind<sup>199)</sup>, denn aufzeigbare Erfolge zählen in der Geschichte.

Das tatsächliche Engagement eines Welfenherzogs läßt sich nachprüfen an seinem Mitwirken im Domstift St. Blasius in Braunschweig. Gemeinsam mit dem weniger bedeutenden Stift St. Cyriacus war es seit den Tagen Heinrichs des Löwen zum geistlichen und geistigen Zentrum des Landes aufgestiegen<sup>200)</sup>, den Bischöfen aus Hildesheim und Halberstadt, deren Diözesen sich in Braunschweig trafen, nicht unterstellt. Hier wurden die nachgeborenen Söhne aus den herzoglichen Familien aufgenommen, hier erhielt der Adel des Landes seine Ausbildung. Nicht selten hatten Stiftsherren führende Positionen an den Höfen inne. Die regierenden Herzöge besaßen das Präsentationsrecht für diese Stiftskapitel, aufgeteilt nach den Anteilen der einzelnen welfischen Häuser und Linien und letztmalig genutzt im Jahre 1805<sup>201)</sup>. Friedrich Ulrich hat dies ihm zustehende Recht für 7 Kanoniker genutzt, darüber hinaus hat er 21 Vikare präsentiert<sup>202)</sup>. Weil für den Vater Heinrich Julius bei etwa gleich langer Regierungszeit insgesamt nur 17 Präsentationen namentlich nachgewiesen werden, kann man bei Friedrich Ulrich von einer intensiven Wahrnehmung seiner Rechte sprechen.

Auch eine erheblich umfangreichere Biographie kann in der Darstellung dieses Fürsten zu keinem grundsätzlich anderen Urteil kommen. Selbstverständlich hat er Fehler gemacht, aber man wird ihm mit dem Suchen und Addieren von Fehlern nicht gerecht. Friedrich Ulrich war wesentlich besser als sein Ruf: Diese Feststellung ist zur 400. Wiederkehr seines Geburtstags angebracht.

<sup>197)</sup> P. TUCKERMANN, a. a. O., 26.

<sup>198)</sup> HAB WF Extravag. 64.44 Nr. 180.

<sup>199)</sup> J. U. GÖRLICH, Die Denkschrift des Theodorus Walter zum Hexenprozeß in: Jahrbuch des Landkreises Holzminden 1984, Band 2, 33. – Vgl. G. SCHORMANN, Hexenprozesse in Nordwestdeutschland, Hildesheim 1977, 64 f. – G. HEINRICH, Nova Ithaca – Fürstliches Landleben und soziale Wirklichkeit im Herzogtum Dannenberg-Hitzacker zwischen 1605 und 1635 in: FRUCHTBLÄTTER, Freundesgabe für A. Kelletat, hg. von H. HARTUNG u. a., Berlin 1977, 266 f.

<sup>200)</sup> E. DÖLL, Die Kollegiatstifte St. Blasius und St. Cyriacus zu Braunschweig, Braunschweig 1967, 292.

<sup>201)</sup> Ebenda, S. 333.

<sup>202)</sup> Ebenda, S. 322 f. und 337 f.

Anschrift des Verfassers:

Friedrich Wagnitz  
Adenemer Weg 12b  
3340 Wolfenbüttel

Falko Rost

## Daten zur Baugeschichte der Kirche in Lehre

Die Baugeschichte läßt sich anhand des seit dem Mittelalter äußerlich wenig geänderten Gebäudes, aber auch durch Archivmaterial und Fachliteratur recht umfassend darstellen.

Lehre ist schon 1327 als Pfarrsitz erwähnt worden, war 1534 Pfarrort in der nachreformatorischen Superintendentur Gifhorn im welfischen Teilfürstentum Lüneburg und ist auch, seit es 1706 wieder zum Fürstentum Wolfenbüttel gehörte bis zum heutigen Tage Pfarrsitz geblieben. Traditionell ohne eingepfarrte Gemeinde, wird von Lehre seit ca. 1955 die Kirchengemeinde Gr. Brunsrode mitverwaltet.

1833 und 1834 war Lehre Sitz der Inspektion Campen, später bis zur Aufhebung 1976 Sitz der Propstei Lehre.

Als Kirchenpatrozinium gilt S. Crux oder Laurentius.

Das Kirchenpatronat war 1475 herzogliches Lehen an die v. Weferling, 1802 bis zum Erlöschen der Staatskirche 1918 herzoglich. Die frühen Rechte der Landesherren an der Kirche weisen auf deren Interesse, wenn nicht gar Mitwirkung an der Kirchengründung im 12./13. Jh. hin.

Der bauliche Ursprung des Kirchengebäudes in der romanischen Stilepoche (bis ca. 1250) läßt sich noch jetzt ablesen.

Die erste Kirchenanlage besteht nach P. J. Meier aus dem querrrechteckigen Turm, dem fast quadratischen Schiff (gleichbreit mit Turm, alte Höhe ablesbar) und dem eingezogenen Chorquadrat, an das sich eine gleichfalls eingezogene Apsis angeschlossen haben könnte.

Der Turm ist mit dem Schiff im EG durch 2 Rundbogen verbunden, im 1. OG mit einem breiten Rundbogen, was auf eine frühe Westempore hinweist. Aus intakten ähnlichen Bauanlagen (z. B. Scheppau) ist zu folgern, daß zwischen Schiff und Chor ein Bogenabschluß auf Mauervorlagen bestanden hat, aus Kirchen ohne Chorbogen wie z. B. Dettum ist dieser nachweislich zwecks Raumerweiterung abgebrochen worden.

In der Gotik wurde nach P. J. Meier an dem deutlich sichtbaren Absatz eine Chorverlängerung mit halbrunder Apsis angebaut, deren Alter aufgrund des Spitzbogenfensters mit Naswerk auf das 15. Jahrhundert geschätzt wird. Etwas genauer schätzt Meier den Anbau der südlichen Vorhalle oder Leichenhaus anhand der Steinmetzzeichen auf 1489. Die Spitzbogentür auf der Nordseite des Schiffes und das gotische Dachgesims am Turm deutet auf größere Bautätigkeit z. Zt. der Anbauten hin. In dieser Zeit erhielt der Turm anstatt des Satteldaches (gem. V. Dettmer) die 2 noch vorhand. Pyramidenspitzen.

Einiges spricht dafür, daß nach der Reformation, in der Renaissancezeit, ein vorhandener Chorbogen abgebrochen wurde und daraufhin das Schiff um ca. 3,-m in das ehemalige Chorquadrat verlängert worden ist. Bis 1965 ist die Chorstufe nahe der Ostleibung des 1. Paares der Chorfenster verblieben. Auf der Nordseite des verkleinerten Chorraumes, hart an der Stufe wurde die Kanzel angeordnet, weit im Osten stand der Altartisch mit vorderem Podest.

Der barocke Um- und Innenausbau der im 30-jährigen Krieg verwüsteten Kirche 1649 bis wahrscheinlich 1655 ist näher bekannt und bei P. J. Meier und Quensen ausführlich beschrieben. Das um 2 Ellen erhöhte und mit 6 größeren Spitzbogenfenstern (innen Rundbogennischen) versehene Kirchenschiff wurde mit einer ebenen Balkendecke abgedeckt.

Der Kalkschneider Horenbostel aus Celle verzierte die noch jetzt vollständig erhaltene Decke mit Leisten, Ornamenten und figürlichen Darstellungen aus Stuck. Weil aber die ungewöhnlich qualitätsvolle Ausmalung von Decke und Wänden eng mit den Ornamenten der Stuckdecke zusammengeht, auch die gemalten Balkenkonsolen zu den Fenstereinfassungen überleiten, nahm Quensen als Ausführenden der Vermalung ebenfalls Horenbostel an. Einen bemerkenswerten Teil der Wandvermalung stellten die fast in Lebensgröße ausgeführten Bildnisse der Reformatoren Luther (Nord) und Melancthon (Süd) dar, die auf den zu diesem Zweck abgeschrägten Ecken zwischen Schiff und Chor angebracht wurden. Die Ausstattung wurde durch den noch vor-

handenen Taufstein von 1650, den auf der Nordseite des Chores stehenden Predigtstuhl mit Schaldeckel von 1649 und eine neue Glocke von 1649 vervollständigt.

In der 2. Hälfte des 18. Jh. erhielt der Innenraum in mehreren Schritten die Einrichtung, die im Wesentlichen bis 1965 Bestand haben sollte.

Bereits 1732 war der Taufstein durch einen schwebenden Taufengel, etwa über der Mitte der Chorstufe angebracht, ersetzt worden. Die vorhandene Westempore wurde 1766 offensichtlich nach Osten vorgezogen und auf der Nordseite des Schiffes und z. T. bis in den Chorraum reichend um eine Längsempore erweitert. Während der Treppenaufgang für die Westempore nahe der nördlichen Eingangspforte lag, gab es für den östlichen Teil der Nordempore, der ‚Prieche der Honoratioren‘ lange Zeit einen separaten Aufgang vom Chor. Der Predigtstuhl wurde auf die Chorsüdseite versetzt. Der Predigtstuhl wurde auf die Chorsüdseite versetzt.

Die erwünschte Sitzplatzvermehrung konnte freilich nur durch eine Störung der Vermalung auf der Nordwand – 2 Fenstereinfassungen und Lutherfigur – erreicht werden.

Bald nach 1766 werden die 20 Füllungen der Emporenbrüstung mit Darstellungen aus dem alten und neuen Testament bemalt worden sein.

Die künstlerische und handwerkliche Qualität der Bilder, die 1910 und zuletzt 1987 restauriert worden sind, ist nach Ansicht von Experten wohl nicht sehr hoch. Als Bilderzyklus der Voraufklärungszeit mit einzelnen interessanten Darstellungen und als wesentliches Charakteristikum des Raumes haben sie für Lehre jedoch Bedeutung.

Der Chorraum hatte bisher den wohl noch mittelalterlichen Altartisch, auf dem kein anderer Schmuck als die 2 zinnernen Leuchter und dito Blumentöpfe des Corpus bonorum bekannt ist. Auf der Südseite stand die Kanzel, dahinter der Beichtstuhl. Auf der Nordseite gab es die geschlossenen Kirchenstühle für Altaristen, Opferrmann und Pfarrwitwe.

1788 veränderte sich der Chorraum insofern erheblich, als dort eine Orgel auf der dazu neu angelegten Orgelprieche hinter dem Altar aufgestellt wurde. Eine architektonische Einbeziehung des Altars in diese Prieche, wie es sie später gab, ist nicht bekannt. Auf einer Skizze von 1793 findet sich die Bezeichnung „hohe Altar“.

1833, gegen Ende der klassizistischen Stilepoche, wurde der Innenraum durch mehrere Maßnahmen dem Zeitgeschmack angepaßt. Unter Vernachlässigung der vorhandenen barocken Wand- und Deckenvermalung wurden alle raumumschließenden Flächen mit Kalk überstrichen. Die Bilder der Emporenbrüstung wurden überklebt und mit Leimfarbe weiß gestrichen.

In Anlehnung an die sonst gebräuchlichen Kanzelaltarwände wurden die auf dem Chor vorhandenen Bauteile: Orgelempore, neuer Orgelprospekt und Altartisch zu einer baulichen und stilistischen Einheit zusammengefaßt.

Die so entstandene, soweit bekannt in der Landeskirche einzigartige Orgelaltarwand zeigte mit mittig angeordnetem Altartisch, darauf stehendem Retabel, den Mittelteil des Orgelprospektes einbeziehende Pilaster, Tympanon und Gesimsen die Formensprache des Klassizismus. Im Gegensatz zu den schlichten Wand- und Deckenflächen wurde das Holzwerk der Orgelaltarwand farbig gefaßt und marmoriert. Das Altarbild zeigte den „Guten Hirten“; Reste davon in der Qualität eines Kunstdruckes, sollen noch vor einigen Jahren auf dem Pfarrhausboden vorhanden gewesen sein.

An der auf der Südseite verbliebenden Kanzel mit Schaldecke und dahinter angeordnetem, jetzt Predigerstuhl genannten Verschlag von 1649 wurden Bekleidungen und Zierwerk abgenommen und durch neue Profile ersetzt. Eine hölzerne Taufvorrichtung machte den Taufengel überflüssig.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts hat die Kirche ihr Äußeres nicht mehr verändert. Der Innenraum war – ansonsten unverändert – 1873 steingrau gestrichen worden.

Da das Gebäude samt Inneneinrichtung eng und recht schadhaft geworden war, wurde seit 1890 über einen Neubau im gotischen Stil bzw. über einen Schiffanbau nachgedacht. Wegen der hohen Kosten beschloß der Kirchenvorstand 1910 jedoch, einen Neubau „für einige Jahrzehnte“ aufzuschieben und in der Zwischenzeit die Kirche „vernünftig, jedoch so billig wie möglich“ zu verbessern.

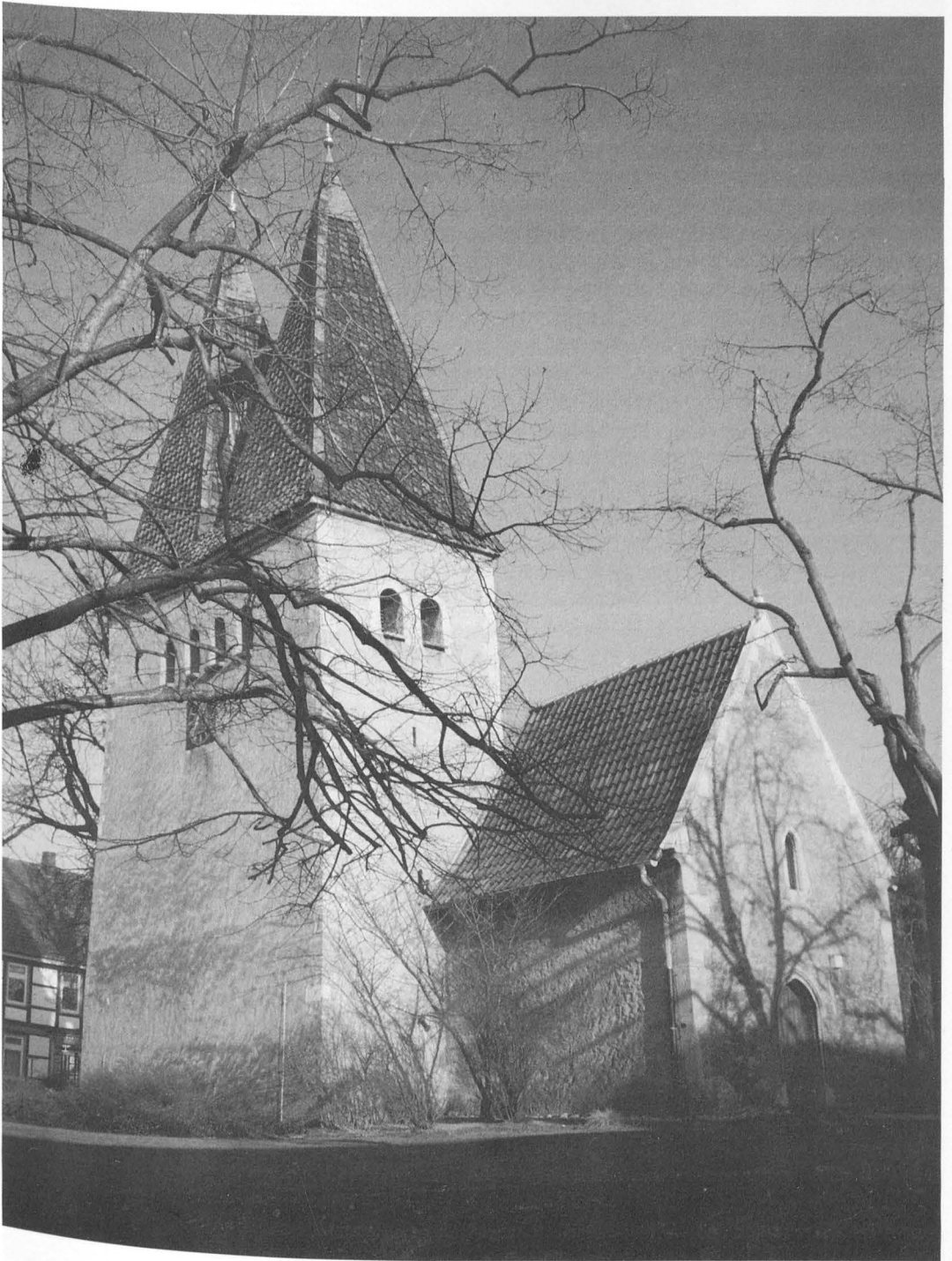


Abb. 1: Kirche in Lehre, von Südwest. Foto: Landeskirchenamt Wolfenbüttel

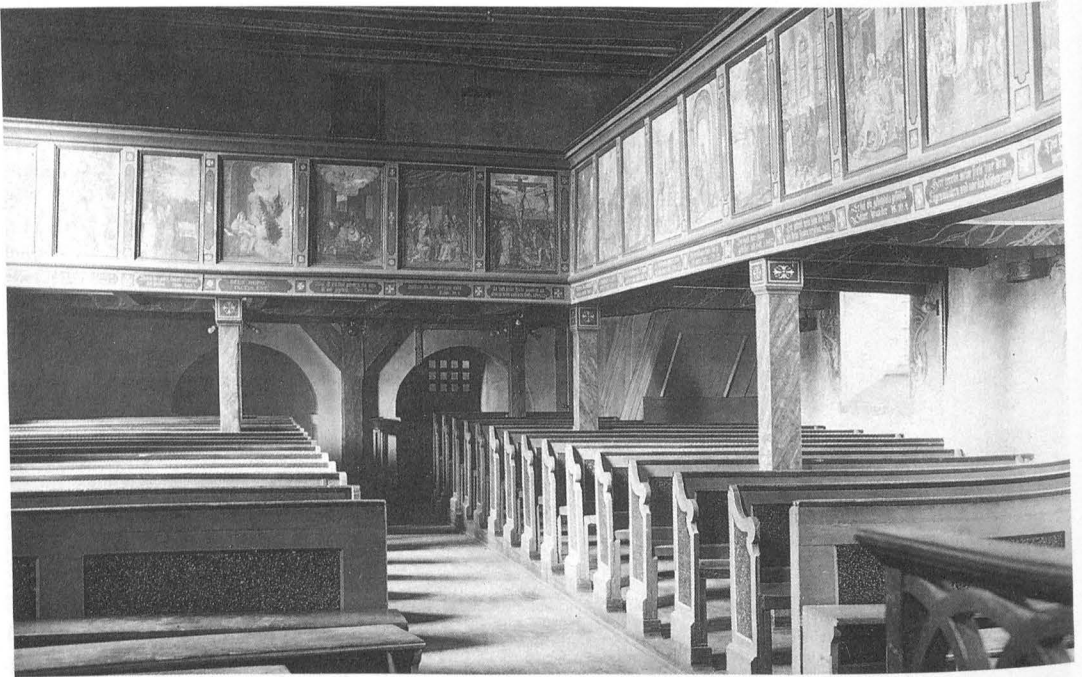


Abb. 2 und 3: Kirche in Lehre, Bestand innen um 1939, Osten (oben) und Nordwesten (unten)  
Fotos: Kirchengemeinde Lehre



Abb. 4: Kirche in Lehre, Bestand innen 1991, Osten, nach der Restaurierung. Historische Taufe wiederhergestellt. Foto: Landeskirchenamt, Wolfenbüttel



Abb. 5: Kirche in Lehre, Bestand innen 1991, Westen, nach Restaurierung. Foto: Landeskirchenamt, Wolfenbüttel



Die 1910 eingeleiteten Renovierungsarbeiten umfaßten Ausbesserung des Wandputzes, Herstellung neuer Fenster, Arbeiten an den Fußbodenplatten und die Neuvermalung des Innenraumes.

Der Hof-Decorationsmaler Adolf Quensen/Braunschweig sollte anfangs lediglich den örtlichen Malermeister Rauhut beraten, übernahm jedoch nach der Auffindung der barocken Innenvermalung unter der Kalktünche die gesamte Restaurierungsarbeit. Quensen wird als Autor der baugeschichtlichen und fachlichen Abfassung eines Antragsschreibens an den Herzog angesehen. Neben dem Abriß der Baugeschichte der Kirche Lehre wird Qualität, Umfang und Zustand der historischen Malerei an Wand- und Deckenflächen und den Emporenbrüstungen dargestellt und der Wunsch nach Restaurierung ausgesprochen.

Nach dem herzoglichen Einverständnis führten Quensen und Gottwald die Restaurierung in guter Qualität durch, wobei der Originalbefund weitgehend berücksichtigt und z. T. mit eigenem Stilempfinden überfaßt wurde. Die seinerzeit verlorengegangene Lutherfigur wurde auf der Südwand des Schiffes, vor der Kanzel in freier Form neu aufgetragen. Am Reformationsfest 1910 wurde der Kirchenraum wieder in Benutzung genommen; für die nächsten 50 Jahre war das Kirchenschiff barock, der Chorraum aber klassizistisch geprägt.

Bevor die Epoche der eher an neuer Gestaltung und Technik denn an der Erhaltung des kulturellen Erbes orientierten Baugesinnung in den 1970er Jahren auslief – in Lehre wäre ja beinahe schon 1890 das Kirchenschiff abgebrochen worden – erhielt die Kirche die noch heute sichtbare Prägung der Innenrenovierung 1963–1965.

Bei dem enormen baulichen Nachholbedarf, dem nicht mehr heizbaren, verrußten Innenraum und technischen Sachzwängen beim Heizungseinbau im Chorbereich wird irgendwann ohne großen Aufhebens die Entscheidung zum Abbruch der Orgelaltarwand gefaßt worden sein.

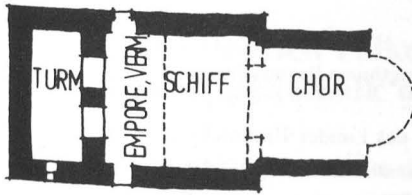
Die Änderung der gewachsenen Struktur im Chorbereich mit Abbruch von Orgelaltarwand, Kanzel und Predigerstuhl ist aus heutiger Sicht freilich ein einschneidender, irreparabler Eingriff. Die neue Chorgestaltung, bestehend aus steinernem Altartisch, dem ins Auge fallenden farbig verglasten Ostfenster, Lesepult und neuem Altarschmuck sehen wir heute nicht als gleichwertige Entsprechung zur Empore des Schiffes an. Unter dem Chorraum wurde die Heizkammer der Warmluftheizanlage angeordnet, die Stufe wurde dabei nochmals um ca. 1,80 m nach Osten verlegt. Immerhin wurde der Orgelprospekt – allerdings ohne Tympanon – an der auf die Westempore versetzten Orgel gerettet.

Die barocke Vermalung wurde von einer Malerfirma behandelt und dabei unter Anleitung der staatlichen Denkmalpflege nach heutigem Empfinden zu kräftig und dunkel gefaßt.

Bemerkenswert ist noch, daß der Treppenaufgang zur Empore in der Vorhalle Süd angebracht und dieser Raum im EG als Taufkapelle eingerichtet wurde. Zu diesem Zweck kam der historische, restaurierte Taufstein von 1650 wieder zur Aufstellung.

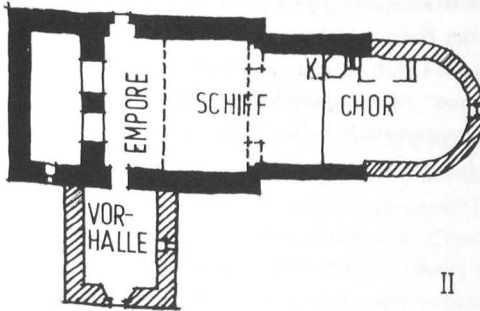
Nachdem bereits 1987 durch Fa. Kaphammel und Heitfeld die 20 Tafelgemälde in den Emporenbrüstungen restauriert werden konnten, sind unter hoher finanzieller Eigenleistung der Kirchengemeinde 1989 bis 1991 auch die Wand- und Deckenvermalungen restauriert worden. Diese durch Fa. Windmann ausgeführte und vom Baureferat des Landeskirchenamtes und der staatlichen Denkmalpflege begleitete Maßnahme hatte die Rekonstruktion der Quensen'schen Fassung von 1910 mit der Sicherung eines größtmöglichen Originalanteiles zum Ziel und ist mit gutem Erfolg abgeschlossen worden.

Da Einzeltaufen in der Taufkapelle in der Kirchengemeinde außer Gebrauch gekommen sind, wurde der Taufstein wieder im Chorraum angeordnet, in dem er bis 1732 gestanden hatte. Somit hat der sonst recht nüchtern wirkende Chorraum wieder einen historischen Bezug bekommen.



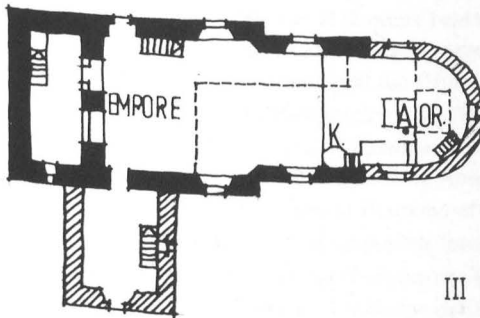
CHORABSCHLUSS U. APSIS  
VERMUTET

I 12./13. JH. KIRCHENGRÜNDUNG



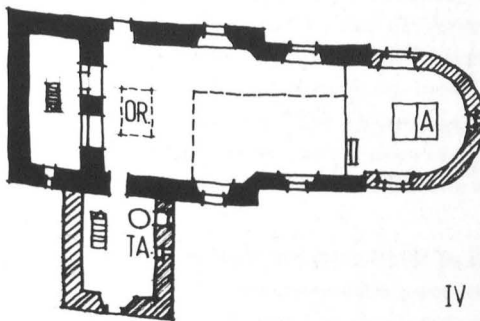
CA. 16. JH. ABBRUCH CHORBOGEN,  
CHORSTUFE NACH OSTEN

II 15. JH. ANBAUTEN CHOR, VORHALLE



1649 -55 INNENVERMALUNG,  
6 GROSSE FENSTER, TAUFGE,  
KANZEL U. BEICHTSTUHL, NORD

III 1766 EMPOREN WEST U. NORD, KANZEL SÜD  
1788 ORGEL EMPORE OST  
1833 ORGELALTARWAND



IV 1965 ABBRUCH ORGELALTARWAND,  
ORGEL WEST, CHORSTUFEN N. OSTEN  
CHÖREINRICHTG. NEU, TAUFKAPELLE

Abb. 6: Kirche in Lehre. Vier wesentliche Schritte zur Bauentwicklung. Zeichnung: F. Rost 4/1991



**Quellenverzeichnis:**

- Meier, P.-J., Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogthums Braunschweig II. Band. Kr. Braunschweig, Wolfenbüttel 1900.
- Kleinau, Hermann, Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig. L-Z. Hildesheim 1968.
- Dehio, Georg, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler Bremen, Niedersachsen. Darmstadt 1977.
- Corpus bonorum der Kirchengemeinde Lehre von 1750.
- Lehre-Kirchenbau Nr. 72. Bd. II von: 6. 8. 1948 bis 1966. Landeskirchenamt Wolfenbüttel.
- Historische Bauakten der Kirche im LK-Archiv/Braunschweig 1911–1948, 1856–1910 (darin der Quensen zugeschriebene Antrag v. 2. 11. 1910 mit Abriß der Baugeschichte), 1732–1852, Stuhlregister 1769–1911.
- Wappler, Wolfgang, Zur Geschichte der Kirche in Lehre. Kirchengemeinde Lehre 1985.
- Die Kirche in Lehre. „Braunschweigische Heimat“ 19. Jahrgang 1928, Heft 2.
- Dettmer, Vitus, Chronik von Lehre 1894. Kirchengemeinde Lehre, gedruckt 1930.

Anschrift des Verfassers:

Falko Rost

Bruchbreite 15

3305 Dettum

Dirk Meyer

## Der Pastor Johann Friedrich Falke (1699–1753) als Interessent für Crinoiden aus dem Muschelkalk des Braunschweiger Landes

Fossile Seelilien aus Muschelkalkschichten der Trias des Braunschweiger Landes zählen zu den schönsten und begehrtesten Versteinerungen – für Sammler wie Museen gleichermaßen. Die Zuordnung der Crinoiden von Elm und Asse zu den marinen Lebewesen des Trias-Meeres vor 230 Millionen Jahren erscheint uns heute als etwas Selbstverständliches – doch nicht immer schon war bekannt, daß diese Tiere sessile Meeresbewohner waren und noch immer sind.

### „Liliensteine“ in der frühen Naturbetrachtung

Die Autoren des 16. und 17. Jahrhunderts bildeten in ihren Publikationen einzelne Stielglieder und wenige Kronen von fossilen Crinoiden ab; Bezeichnungen wie Trochitae, Entrochitae, Encrinitae, Pentacrinitae, Rädersteine, Liliensteine, Bonifatiuspfennige und Spangensteine fanden Verwendung<sup>1</sup>). Die „klassischen“ Autoren Georg Agricola und Conrad Gesner behandelten die Crinoiden; die Kronen der Tiere waren ihnen aber noch unbekannt. Der Arzt und Naturforscher Johann Daniel Major (1634–1693) rechnete 1664<sup>2</sup>) die Liliensteine nicht einmal zu den Fossilien, weil es noch ganz unbekannt sei, ob ein einstiges Tier, Gewächs oder Frucht oder Teile davon ein solches Aussehen hätte. Der Naturforscher, Antiquar und Kustos am Ashmolean Museum in Oxford Edward Lhuyd (1660–1709) kannte bereits Kronenfunde mit Stiel aus England<sup>3</sup>). Zu Beginn des 18. Jahrhunderts legte Michael Reinhold Rosinus<sup>4</sup>) ein umfangreiches Werk mit detaillierten Beschreibungen und Abbildungen über verschiedene Crinoidengattungen vor, in dem nachgewiesen wird, daß die Stielglieder keine selbständigen Teile sind. Rosinus stellt die Crinoiden zu den Schlangensterne (Ophiuren).

Im Braunschweigischen richtete der Wolfenbütteler Arzt Franz Ernst Brückmann (geb. 1697 Mariental b. Helmstedt; gest. 1753 Wolfenbüttel) in seinem „*Thesaurus subterraneus*“ 1728<sup>5</sup>) zum erstenmal ausführlicher das Augenmerk auf die Kronenfunde unseres Raumes. Im Abschnitt „*Von denen bey der Hedewigsburg, Rieseberg und in der Asse gefundenen Encrinis*“ macht Brückmann sich Rosinus' Ansicht bzgl. der Natur der Seelilien zu eigen und führt aus, daß es auch rezente Crinoiden durchaus geben könne, sie nur noch nicht entdeckt seien, da sie „*sich fest an die Felsen in den tiefsten Gründen der See aufhielten und lebten und auch nicht einmal bey den größten und grausamsten See-Stürmen vom Boden der See, an welchen sie sich angehängt, weg in die Höhe bewegt würden und zu Tage kämen.*“ Bei normalen Stürmen wäre dies jedoch nicht möglich, aber die Stürme der Sündflut seien ja extraordinär stark gewesen und hätten die Tiere in die Höhe getrieben, in eine weit entlegene Erde geschafft, wo ihnen mit der Zeit die Versteinerung zuteil geworden sei. Obwohl bei den von Brückmann abgebildeten Seelilien die Stiele nicht erhalten sind, zweifelt er dennoch nicht daran, daß diese existiert haben: „*Unten in der mitten weisen sie eine ovale Cavität auf, nicht anders anzusehen, als ob darin ein Stengel gestanden und abgebrochen.*“ Die Kronen lägen in den Steinbrüchen „*von viel 1000 Trochiten, Conchyten und anderen Petrifactis umgeben, welche denn alle mit andeuten, daß auch die Encrini vor diesem vor der Sündflut mit ihnen an einem Ort und in einem Element müssen lebend gewohnt haben.*“ Brückmanns

<sup>1</sup>) Zittel, K. A. von: Geschichte der Geologie und Paläontologie bis Ende des 19. Jahrhunderts. München, Leipzig 1899.

<sup>2</sup>) Major, J. D.: Dissertatio epistolica de cancri et serpentibus petrefactis ad . . . de miranda lapidum natura. Jenae 1664.

<sup>3</sup>) Lhuyd, E.: Lithophylacii Britannici Ichnographia, sive lapidum aliorumque fossilium Britannicorum . . . distributio classica. Londini, Lipsiae 1699.

<sup>4</sup>) Rosinus, M. R.: Tentaminis de lithozois ac lithophytis olim marinis, jam vero subterraneis prodromus, sive de stellis marinis, quondam nunc fossilibus disquisitio. Hamburg 1718.

<sup>5</sup>) Brückmann, F. E.: Thesaurus subterraneus, Ducatus Brunsvigii, id est: Braunschweig mit seinen unterirdischen Schätzen und Seltenheiten der Natur. Braunschweig 1728.

Vorstellung, daß diese Lebensgemeinschaft von den „*grausamen Stürmen der Sündflut*“ vom Meeresboden auf die Berge des Braunschweiger Landes verfrachtet worden sei, wo sie dann versteinerte, ist durchaus konform mit der zu seiner Zeit herrschenden Gelehrtenmeinung.

Alte Crinoidenfunde aus dem Hildesheimer Raum analysierte Ulrich Horst 1970<sup>6)</sup>.

Doch erst durch den französischen Geologen und Paläontologen Jean-Etienne Guettard (1715–1786), der das erste vollständige rezente Exemplar einer Seelilie aus der Tiefsee vor Martinique bekanntmachte<sup>7)</sup>, ist die Natur der Seelilien geklärt. Zehn Jahre vor Guettards Forschungen nun publizierte der Evesser Pastor Johann Friedrich Falke einen bemerkenswerten Aufsatz über die Seelilien des Elms.

### Johann Friedrich Falke – Biographisches

Johann Friedrich Falke (auch: Falcke) wurde am 28. Januar 1699 in Höxter geboren und sollte, wie sein Vater, Kaufmann werden. Angeleitet durch den Prediger J. F. Bode in Höxter, durfte Falke von 1712 bis 1715 am Göttinger Gymnasium u. a. Geschichte, Lateinisch und Griechisch hören. Nach zweijährigem Besuch des Hildesheimer Andreanums setzte er seine Studien für ein Jahr in Naumburg/Sachsen fort und beendete dort seine Schulausbildung. 1719 begann Falke an der Universität Jena ein Studium und besuchte Vorlesungen in Theologie, Kirchengeschichte, Philologie, Philosophie, Griechisch, Hebräisch und Französisch sowie in Mathematik und Physik. Kurz vor dem Magister mußte er jedoch wider Willen nach Höxter zurück, um eine Stellung im Stift Corvey anzunehmen, die er aber bald schon wieder aufgibt, um sich ganz seinen Studien widmen zu können. Auf einer Reise durch Holland besuchte er die bedeutendsten Gelehrten und Bibliotheken; in Amsterdam kaufte er Stoffe, Kaffee und Tee und schiffte die Waren nach Höxter ein, um sich vom Gewinn eine eigene Bibliothek anzukaufen. In der Folgezeit bereiste Falke die nähere Umgebung, um Material für seine Geschichte der Abtei Corvey zu sammeln. Während dieser Studien erhielt er die Berufung zum Pastor der Gemeinden Avendshausen, Vardeilsen und Rengershausen bei Einbeck. Seine Probezeit absolvierte der junge Pastor an der Schloßkirche in Hannover, wo er über zwei Monate lang die Gelehrten und Bibliotheken besuchte. Zurück in Höxter, bekam Falke überraschend den Ruf als evangelisch-lutherischer Pastor für die Orte Evessen, Hachum und Gilzum im Fürstentum Wolfenbüttel; diese Stelle nimmt er am 30. Mai 1725 an. In Evessen legte Falke sich ein gutes Naturalienkabinett an und schrieb an zahlreichen Büchern und Aufsätzen, überwiegend zur deutschen Geschichte und zur Geschichte des Klosters Corvey. In den „*Braunschweigischen Anzeigen*“ von 1753 ist uns überliefert, daß „er stets Wasser zu trinken pflegte, um desto ungehinderter denken zu können.“ Verheiratet war er zweimal mit Pastorentöchtern aus Corvey und Bodenburg. Am 6. April 1753 (nicht: 1756) starb Johann Friedrich Falke, 54jährig, als Pastor zu Evessen.

### Die „*Nachricht von einigen gefundenen versteinerten Lilien*“<sup>8)</sup> (1747)

#### Der Fundort

In der Umgebung von Erkerode an den Hängen des Wabetals wurden seit einigen Jahrhunderten aus Schich-

<sup>6)</sup> Horst, U.: Alte erdwissenschaftliche Beobachtungen und Funde aus dem Hildesheimer Raum in neuzeitlicher Betrachtung. *Zeitschrift des Museums zu Hildesheim*, neue Folge, Heft 21, Hildesheim 1970.

<sup>7)</sup> Rudwick, M. J. S.: *The meaning of fossils. Episodes in the history of palaeontology*. 2<sup>nd</sup> ed. Chicago, London 1985.

<sup>8)</sup> Falke, J. F.: Lebensgeschichte des jüngstverstorbenen Pastoris zu Evessen, Johann Friedrich Falken, aus seiner selbst eigenen Handschrift bekannt gemacht (durch A. W. Hassel). *Braunschweigische Anzeigen*, Jg. 1753, Nr. 91, Sp. 1801–1807, Braunschweig 1753. *Selbstbiographie Falkes mit Auszügen aus dem Kirchenbuch in Evessen*.

<sup>9)</sup> Falke, J. F.: *Nachricht von einigen gefundenen versteinerten Lilien*. *Braunschweigische Anzeigen*, Jg. 1747, Nr. 88, Sp. 1913–1922; 1937–1940, Braunschweig 1747.

ten des Oberen Muschelkalks (Trochitenkalk) Werksteine gewonnen. Als Typlokalität des Crinoiden *Encrinus liliiformis* haben diese Aufschlüsse als bekannte Fundstellen Eingang in die geologische Literatur gefunden<sup>10)</sup>; heute sind nur noch wenige aufgelassene Steinbrüche bei Erkerode zugänglich<sup>11)</sup>. Falkes ergiebiger Fundort lag „unten am Eveser Berge vor dem so genannten Westhölzchen“ und wurde 1747 von Bauern angelegt, um Mauersteine zu brechen.

### Die Beschreibung der Funde

Aufmerksam geworden durch verschiedene Muscheln und Tausende Trochiten, untersucht der Pastor den neuen Steinbruch näher auf Liliensteine. Nicht ohne Erfolg: „Die erste, mir zu Gesichte gekommene Lilie war eine weiße. Weil sie nun über den Stein hervorragte, schlug ich mit einem Hammer etwas hart auf den Stein, da sprang der Encrinus oder Lilienstein heraus und fiel mir ganz unbeschädigt in die Hände.“ Falke birgt über fünfzig weitere Kronen von Crinoiden aus dem Anstehenden, aus der Verwitterungsschicht und auch lose im Sand liegend, von dieser Lokalität.

Da sich die gelb gefärbten Stücke nur in der Verwitterungsschicht und in Spaltenfüllungen fanden, so folgert Falke richtig, wenn er annimmt, daß diese Lilien „von dem gelben Sande und Leimen ihre Farbe geborget zu haben scheinen.“ Weiße, aschenfarbige und dunkelblaue Seelilien fanden sich nur im festen Gestein. Die Einordnung der Stücke in seine Sammlung erfolgte anhand von Farbe, Größe, Samen (s. unten) und äußerer Gestalt. Die Stiele bestünden aus Trochiten verschiedenster Größe, „fast eben von so einem Ansehen als ein Rosenkranz der Katholiken.“ Die Größe des Stieles richte sich dabei nach der Größe der Lilie. In der Mitte der Trochiten befände sich stets ein Punkt, von dem fünf Strahlen ausgehen; die Trochiten seien unterschiedlich ausgebildet und noch zusammenhängende Trochiten paßten genau aufeinander und ließen sich kaum auseinanderbrechen. „Ich habe viele hundert von einander geschlagen, und etliche tausend habe ich noch in Vorrath.“ An der Kelchbasis wiesen alle ein Loch auf, also müßten auch alle auf einem Stengel gewachsen sein. Bei der umständlichen Beschreibung des Kelchaufbaus erkennt Falke dessen Fünfstrahligkeit, da er jedoch von einer pflanzlichen Natur der Funde ausgeht, deutet er die zehn Armzweige des Crinoiden als längliche, in der Mitte gekerbte Blätter. Auf den Armgliedern (Brachialia) fallen ihm Stacheln auf, „und zwar mit einer solchen Accuratesse, daß ich zweifle, ob ein Künstler in der Welt dergleichen Steine werde nachmachen können.“ Da diese Stacheln bei manchen Lilien verdrückt sind, so schließt Falke daraus, daß alle Steinlilien einst weich gewesen sein müssen. Die seiner Beobachtung nach härteren und schwereren dunkelblauen Lilien sollen dem unterirdischen Feuer näher gelegen haben. Die Seitenzweige der Crinoidenarme (Pinnulae) werden als Samenkörner, „die in der Lilie zu vielen hundert in ordentlichen Reihen liegen,“ gedeutet. Ihr Aussehen vergleicht der Pastor dabei sehr treffend mit Salatsamen. „Wegen der so großen Menge dieser Samenkörner ist zu vermuten, daß, wenn nur eine einzige dieser Lilien zur Reife gekommen, sich aufgeschlossen und ihren Samen in einen fruchtbaren Boden hätte fallen lassen, sie sich in viele hundert Stücke hätte vermehren können.“ Aufgrund des Ausgeführten kommt Falke zu dem Ergebnis, daß die Lilien vor ihrer Versteinerung Gewächse gewesen seien, da sie Stiel, Blätter und Samenkörner aufwiesen und verschiedene Größen hätten.

### Deutung und Herkunft der Funde

Nachdem geklärt ist, daß die Funde den „Pflanzen“ zuzuordnen sind, wird die Herkunft der Crinoiden untersucht. Um ein bloßes Naturspiel im Gestein könne es sich nicht handeln, denn dann müßten alle Lilien in

<sup>10)</sup> Klages, O.: Erkerode, ein berühmter Fundort der Seelilie *Encrinus liliiformis*. Der Aufschluß, Bd. 3, S. 167–170, Heidelberg 1952.

<sup>11)</sup> Look, E.-R. & Kolbe, H. & Goldberg, G. et al.: Geologie und Bergbau im Braunschweiger Land (Nördliches Harzvorland, Asse, Elm-Lappwald, Peine-Salzgitter, Allertal). Dokumentation zur Geologischen Wanderkarte 1:100000. Bericht der Naturhistorischen Gesellschaft Hannover, Bd. 127, Hannover 1984.

die Höhe gewachsen sein und senkrecht stehen, denn alles, was wächst, werde von unten auf in die Höhe getrieben; ferner dürften die Seelilien stets nur am Stengel befestigt im Gestein vorkommen und müßten auch dieselbe Farbe des Gesteins haben. Da aber die Stiele und selbst Samenkörner überall verstreut herumlagern, man auch Stiele ohne die Krone und verdrückte und zerbrochene Lilien fände, „so wird wol kein vernünftiger Mensch leugnen, daß ehe solche Stücke an diesen Ort gerathen, die ganze Lilie an einem anderen Orte durch eine äußere Gewalt von einander gerissen.“ Im Braunschweiger Land wüchsen derart Blumen nicht, und die vielen Samenkörner und das Aussehen der Blätter und Stengel erwiese ebenfalls, „daß sie vorher weder einländische Lilien noch Tulipanen, noch große Stacheldiesteln oder dergleichen gewesen.“ Sie müßten demnach aus weit entlegenen Landen in hiesige Gegend gekommen sein. „So weit man auch Nachricht von ausländischen Blumen und Gewächsen hat, urtheilet man, daß sich heut zu Tage auf dem Trockenen an keinem Orte in der Welt dergleichen Gewächse oder Blumen mehr finden.“ Dabei schließt Falke jedoch nicht aus, daß diese Lebewesen noch rezent im Meer vorkommen könnten. Eine Deutung der Crinoiden als Ophiuren verwirft er, da diese ja keinen Stengel und keine zehn Blätter hätten. Aufgrund des Vergleichs mit Lebewesen aus der See vor Norwegen, die Olaus Magnus beschreibt, nimmt Falke an, daß die Steinlilien ehemals Seepflanzen gewesen seien, „die unter der Erde nach und nach in Steine verwandelt worden.“ Nach einem Aufsatz von J. G. Eckhart<sup>12)</sup> geht der Pastor davon aus, daß die „Pflanzen“ durch eine Flut der Nordsee ins Braunschweiger Land gelangt seien. „Diese Ergießung bestätigen viele tausend andere versteinerte und noch nicht versteinerte Dinge, die man in unserem Sachsenlande unter der Erde findet und die durch eine Fluth aus weit entlegenen Ländern hieher gebracht seyn müssen. Ob dieses mehr als einmal geschehen sey, wissen wir nicht.“ Die verschiedenartigen Fossilien der Gegend bestätigten, „daß eine grausame Fluth aus Nordwest Norddeutschland überschwemmt habe.“ Und da der Steinbruch bei Erkerode dreimal so hoch liege wie der Andreasturm in Braunschweig hoch sei, so müsse das Wasser, bevor es so hoch gestiegen sei, die ganze norddeutsche Tiefebene überschwemmt haben. Originell schließt Falke: „Wenn also vor dieser großen Überschwemmung im Hildesheimischen, Braunschweigischen und Lüneburgischen Thiere und Menschen gewohnt haben: So müssen sie alle miteinander ersoffen sein.“ Da die Felsen vormals weich und flüssig gewesen sein müssen, so „müssen vor dieser Wasserfluth so viel Berge nicht gewesen sein als itzo, mithin hat vor dieser Fluth unsere Gegend eine andere Gestalt gehabt.“ Die Berge des Harzvorlandes sieht Falke als versteinerten Meeresschlamm an, der durch die Sündflut über das Land gekommen ist.

Johann Friedrich Falke, der als Fossiliensammler selbst tätig war, sich nicht, wie die meisten anderen gelehrten Autoren seiner Zeit, die Funde von anderen zutragen ließ und somit Geländebeobachtungen aus erster Hand weitergeben konnte, leistete mit seinem ausführlichen paläontologischen Aufsatz in den „Braunschweigischen Anzeigen“ einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis der Crinoiden des Braunschweiger Landes; auch wenn die Deutung der Crinoiden als Pflanzen eher einen Rückschritt in der Kenntnis dieser Tiergruppe bedeutete. Gemäß seiner geistlichen Ausbildung und beeinflusst von den zeitgenössischen Publikationen wird ihm auch bei der Herkunft der Stücke keine andere Interpretation als die Verfrachtung der Crinoiden durch die Sündflut möglich gewesen sein. Man spürt bei der Lektüre von Falkes Abhandlung etwas von der Faszination, die er vor 240 Jahren beim Anblick der Seelilien im Gestein gespürt hat, die aus weit entfernten fremden Landen durch die Sündflut hierher geschwemmt sein sollen – eine Vorstellung, die bei allem Wissen um die geologischen Zusammenhänge nach modernem Kenntnisstand auch heute noch nicht alles von ihrem Reiz verloren hat.

<sup>12)</sup> Eckhart, J. G.: Beschreibung desjenigen, was bey Grabung des Herrenhäuser-Canals am Lein-Strome her Curiöses in der Erde gefunden worden. Neuer Zeitungen von Gelehrten Sachen, Jg. 1719, Bd. 1, Nr. 24, S. 185–192, Leipzig 1719.

Manuskript eingegangen am 25. 2. 1987.

Anschrift des Verfassers: Dirk Meyer, Postfach 101353, 5000 Köln 1

Christian Juranek

## Die magische Welt der Literatur wird Kunst.

### Beobachtungen in der Buchillustration von Georg Scholz (1890–1945)

„Prompte Bedienung!, Kulante Preise!“ aber auch: „Nur gegen Barzahlung!“ verspricht ein „Kunstmalerei-Besitzer“ in Grötzingen, wobei er noch die genauere Ortsangabe Amt Durlach hinzufügt. Als Motto seiner merkwürdigen Anzeige hat er den Satz „Leicht kommt man an das Bildermalen, doch schwer an Leute, die's bezahlen“<sup>(1)</sup> gewählt.

Es handelt sich um den Künstler, und weniger um den Kunstmalers Georg Scholz, dessen Geburtstag sich am 10. Oktober 1990 zum hundertsten Male jährte. In seiner braunschweigischen Heimat gehört dieser bedeutende Maler insbesondere der Zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts zu den Vergessenen. Umso mehr fällt es auf, wie sehr doch sein Andenken in der neu gewählten badischen Landschaft gepflegt wurde und wird<sup>(2)</sup>.

Die zitierte Anzeige gibt aber noch mehr Einblick in die Biographie und die Selbsteinschätzung von Georg Scholz im Jahre 1922; er schreibt eingangs<sup>(3)</sup>:

„Sollte es unter den geneigten Lesern solche geben, die sich für die Privatangelegenheiten des Illustrators des vorliegenden Buches interessieren, so verweise ich sie an das Standesamt der Stadt Wolfenbüttel. Was meine berufliche Ausbildung anbelangt, so brauchte ich etwa 6 Jahre in Karlsruhe, Berlin und München, um einzusehen, daß man die Kunst der Malerei selbst bei Professoren nicht erlernen kann. Später versuchte ich mich auf eigene Faust in verschiedenen europäischen Malarten wie Futurismus, Kubismus, Expressionismus Dadaismus, etc. Zum Schluß kam ich mir wie ein Sonntagsreiter in der Malerei vor, verzichtete auf die Staffelei-Extase der ‚neudeutschen‘ Kunst und eröffnete in Grötzingen eine Kunstmalerei. Ich mache in allen einschlägigen Artikeln als da sind: handgemalte Originalölgemälde, Aquarelle, Lithographien, Holz-Schnitte, Innen- und Außenplakate, Packungen für alle Branchen, Buchillustrationen (Referenz: Robinson und Don Quichote bei Abel & Müller in Leipzig etc.) und empfehle mich einem p. p. Publikum bestens im Bedarfsfalle.“

Die hier leicht selbstmitleidig, dabei gleichzeitig stolz wirkende Anzeige ist als Anhang zu einer weiteren „Referenz“ erschienen: der Buchausgabe von Adam Karillons „Am Stammtisch ‚Zum faulen Hobel‘“, dem der heute nicht mehr bekannte Karrillon ebenfalls ein merkwürdiges Motto vorangestellt hat<sup>(4)</sup>:

„Man braucht nicht vom Mufti zum Kadi zu laufen,  
Man kann beim Kaffeetisch die Weisheit sich kaufen,  
Nur muß man beharrlich beim Weine sitzen,  
Und hinter dem Glase die Ohren spitzen.“

Dieses als 10. Band in der Buchreihe „Die Gelb-Roten Bücher“ in Konstanz im Verlag Reuss & Itta erschienene Titel ist innerhalb der nicht gerade großen Produktion an Buchillustration im Schaffen Scholzens einer

<sup>1)</sup> Die von Scholz illustrierten Bücher werden im Anhang ausführlich beschrieben. Daher werden sie in den folgenden Anmerkungen nur kurz zitiert. Die hier wiedergegebenen Zitate aus: Adam Karillon: Am Stammtisch „Zum faulen Hobel“. Konstanz 1922. S. 496.

<sup>2)</sup> Die erste große Retrospektive mit dem bis heute grundlegenden Katalog fand 1975 statt. Vgl. Badischer Kunstverein Karlsruhe und Arbeitsgruppe am Kunsthistorischen Institut der Universität Heidelberg: Georg Scholz. Ein Beitrag zur Diskussion realistischer Kunst. Karlsruhe 1975.

Im Jahr seines hundertsten Geburtstages 1990 fanden Gedenkausstellungen in Karlsruhe und dem Sterbeort Waldkirch bei Freiburg statt. Zur Ausstellung in Karlsruhe erschien ein sehr inhaltsreicher und anregender Katalog von Siegmund Holsten: Georg Scholz. Gemälde, Zeichnungen, Druckgraphik. Karlsruhe 1990 (= Bildhefte der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe Nr. 13).

<sup>3)</sup> Adam Karillon 1922, a. a. O. S. 495f.

<sup>4)</sup> Ebd. S. 1: Vortitel.

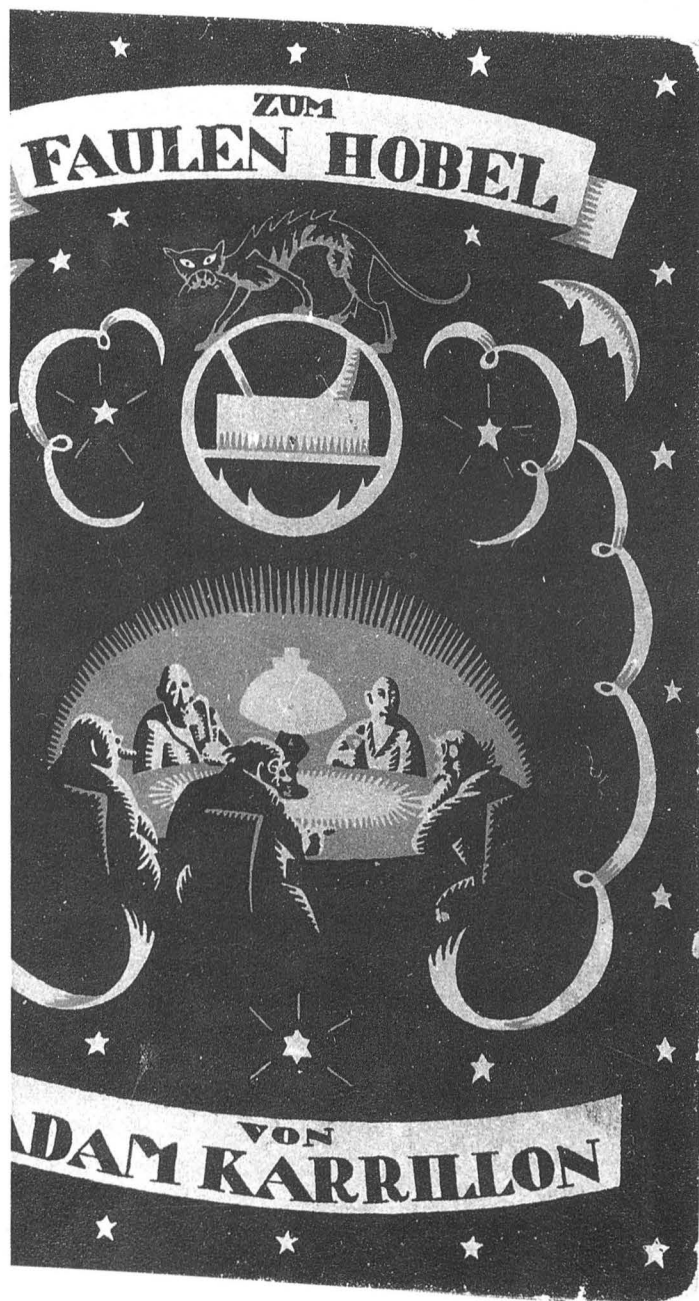


Abb. 1: Vorderer Bucheinband zu Adam Karillons „Am Stammtisch ,Zum faulen Hobel“ 1922.

der drei eher unbekannte Autoren begleitend kommentierende. Adam Karillon ist 1853 in Waldmichelbach im Odenwald geboren und war nach dem Studium der Medizin Arzt in Weinheim, Schliersee und Witten, zuletzt dann in Wiesbaden. Im Jahr 1923 bekam er den Georg-Büchner-Preis<sup>5)</sup>.

Wie Scholz die Bekanntschaft Karillons gemacht hat, ist nicht mehr deutlich nachvollziehbar; sicher ist, daß die Haltung Karillons zum Ersten Weltkrieg das Interesse des Malers geweckt haben wird. Im Nachwort des Autors zum eben genannten Buch räsoniert Karillon über seine Lebenswende: „*So weit wäre alles schön und gut gewesen, wenn – ja wenn der Krieg nicht gekommen wäre.*“

Die antiphiliströse Tendenz gerade der im Verlag Abel & Müller so genannten „*Schwarzweiß-Bilder*“, auf die noch zurückzukommen sein wird, wird in der kommentierenden Illustrationsweise zu Karillons „*Am Stammtisch*“, *Zum faulen Hobel*“<sup>6)</sup> sehr deutlich: Formal werden zu Anfang eines jeden Kapitels (es gibt deren zwanzig, die „*Abendschoppen*“ genannt werden) bildleistenartige Illustrationen noch über die jeweiligen Kapitelanfänge gesetzt. Sieht man einmal von der Einbandillustration ab, so ist dies bei diesem 1922 in Konstanz erschienenen Band die einzige Illustrationsart.

Typisch ist aber das Herausgreifen bestimmten Geschehens in stofflicher Hinsicht und deren kommentierende Umsetzung in Federstrich. Innerlich ergibt sich außerdem ein Bezug aller Bilder aufeinander, deren Leitmotiv die in diesem Falle nicht beißende, aber zumindest doch ironisch zu nennende Kritik am Bürgertum darstellt.

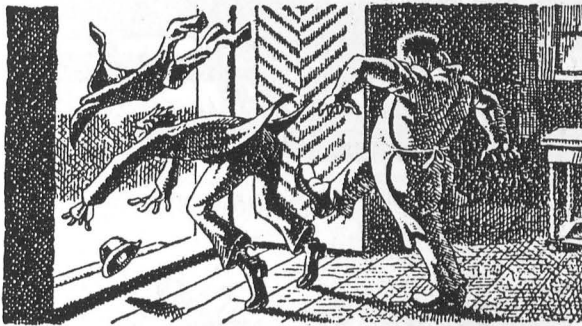


Abb. 2: Karillon: 1. Abendschoppen. 1922.

Während die allererste Zeichnung zum „*Ersten Abendschoppen*“<sup>6)</sup> bereits mit dem Fußtritt eines sehr handgreiflichen Wirtes beginnt, bei dem man sich fragen mag, ob Scholz der Meinung Vorschub leisten wollte, daß manche Spießbürgerei ungeschehen geblieben wäre, wenn man die werten Bürger rechtzeitig vor die Tür gesetzt hätte, so gibt diejenige zum „*Zwölften Abendschoppen*“<sup>7)</sup> Einblick in die Welt des „*faulen*“ Stammtisches: der hagerer Gutsbesitzer, die Hand feldherrnmäßig auf den Tisch gespreizt, die andere Hand geballt, steht vor den Honoratioren des Ortes. Doch bereits diese wahre, zugleich aber auch überspitzte Szene birgt den Weitergang der Illustration anhand der Handlung in sich: Die nächste Stammtischrunde<sup>8)</sup> bringt die Abfahrt nach dem in deutscher Schrift mit Kreide auf den Waggon gemalten „*Paris!*“ mit sich. Männer mit und ohne Hut sitzen in dem Eisenbahnwagen zur Front, einer sogar auf den Trittbrettern. Eine an sich dokumentarisch tatsäch-

<sup>5)</sup> Zu Karillon vgl. seinen eigenen kurzen Lebensabriß in Karillon 1922, a. a. O. S. 493ff. sowie den Art. Adam Karillon. In: DLL. 3. Aufl. Bd. 8. Bern und München 1981. Sp. 929.

<sup>6)</sup> Adam Karillon 1922, a. a. O. S. 7.

<sup>7)</sup> Ebd. S. 331.

<sup>8)</sup> Ebd. S. 349: Dreizehnter Abendschoppen.



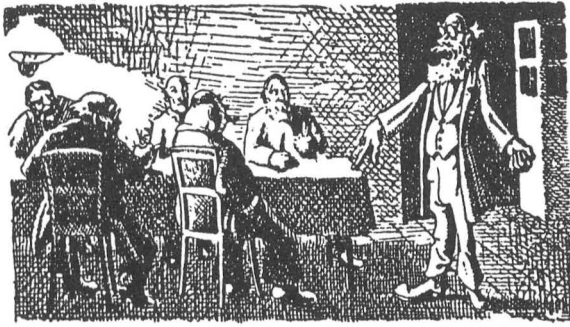


Abb. 3: Karillon: 12. Abendschoppen. 1922.

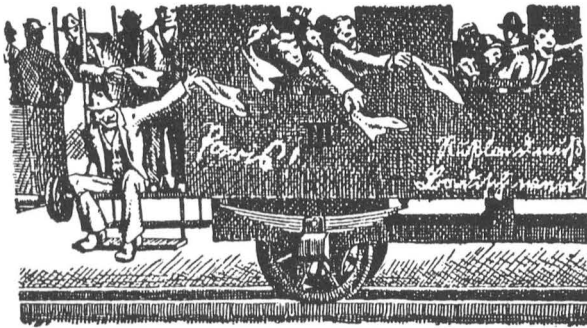


Abb. 4: Karillon: 13. Abendschoppen. 1922.

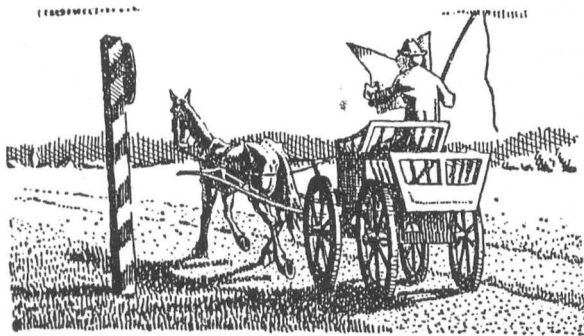


Abb. 5: Karillon: 4. Abendschoppen. 1922.

lich belegbare, und damit nicht weiter besondere Szene vom Beginn des Ersten Weltkrieges, aber Scholz gibt den stolzen Helden auf dem kleinen Bild nicht weniger als fünf weiße Taschentücher in die Hände, die lustig im Fahrtwind baumeln.

Diese Tendenz zur kommentierenden Ironisierung ist auch in den anderen Bildern zu den anderen „Abendschoppen“ dieses Buches sichtbar. Bemerkt Karillon im Text lapidar, daß die Unterhaltung am Stammtisch nicht immer niveauvoll gewesen sei, ja sogar „platt oder patriotisch“ werden konnte<sup>9)</sup> und kommt auf die Pa-

<sup>9)</sup> Ebd. S. 103: Vierter Abendschoppen.

radeperde zu sprechen, die den „*deutschen Karren*“ wieder aus dem Dreck ziehen konnten, so zeigt Scholz ein Kutschenpferd einer Dame, das einen bäurischen Karren zieht, dieweil darauf ein Bürger (kenntlich am Hut), im rechten Arm die Peitsche baumeln lassend, die Zeitung liest, während das gesamte Gespann an einem Grenzpfahl vorbeitrabt.

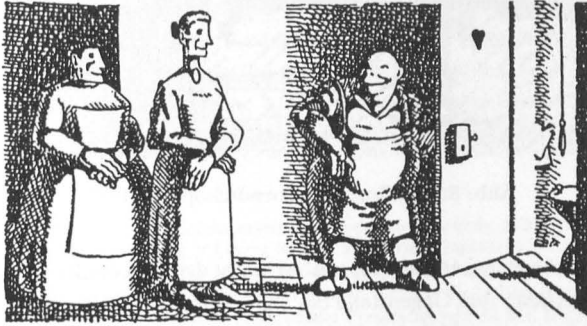


Abb. 6: Karillon: 11. Abendschoppen. 1922.

Der Hang zum Typisieren im Sinne einer Reduktion der dargestellten Personen auf wenige Ausdrucksgesten ist hier und da ebenfalls zu spüren, so z. B. in der Zeichnung zum „*Elften Abendschoppen*“<sup>10)</sup>. Die Szene zeigt einen Sanguiniker, der grobschlächtig die Tür zur Toilette aufhält, das breite runde Gesicht ein einziges Grinsen. Links dabei stehen zwei ältere Frauenzimmer, die eine rundlich fast eine Identität mit dem schürzenartigen Gewand bildend, die andere hagerer und größer; beide haben die Hände vor dem Bauch überkreuzt, beide scharfkantige, profilierte Nasen, und auch auf ihren Gesichtern zeigt sich das selbstzufriedene, es ja doch immer besser wissende Grinsen, das auch das Gesicht des Mannes aufweist.



Abb. 7: Karillon: 14. Abendschoppen. 1922.

Eine an sich traurige Szene, die einer Beerdigung, wird als Illustration zum „*Vierzehnten Abendschoppen*“<sup>11)</sup> in Georg Scholzens Umsetzung zur Groteske, die die bürgerliche Gemeinschaft in Trauerkleidung mit Zylindern um ein offenes Grab, vor der ein Priester gewichtig und ein Totengräber geknickt stehen, versammelt zeigt.

<sup>10)</sup> Ebd. S. 311.

<sup>11)</sup> Ebd. S. 363.

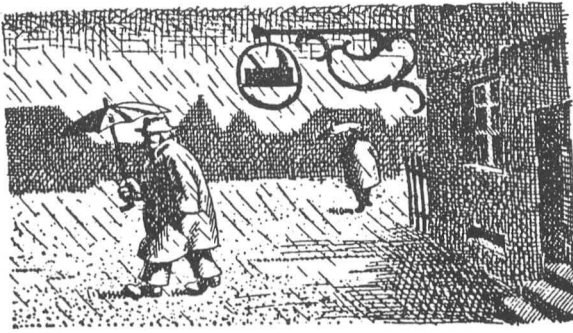


Abb. 8: Karillon: 20. Abendschoppen. 1922.

Die letzte Zeichnung zum letzten „Abendschoppen“<sup>12)</sup> macht den Titel des Buches und zugleich den Ort der Handlung in ironischer Brechung zum Gegenstand des Dargestellten. Ein Wirtshaus auf der rechten Bildseite wird gezeigt, dessen Gehänge einen Hobel aufweist. Durch strömenden Regen streben zwei Männer vom Wirtshaus weg, beide mit Regenschirm bestückt.



Abb. 9: Karillon: Titelblatt. 1922.

Programmatisch ist auch die Zeichnung auf dem Titelblatt<sup>13)</sup>: Ein vornehm spazierender Herr mit geschlossenem Regenschirm unter dem Arm geht vor dem Hintergrund eines Dorfes oder einer Kleinstadt. Von links nach rechts rollt eine rauchende Dampfmaschine. Es ist der Einbruch der modernen Zeit in die ländliche Idylle, die auch Gegenstand von Georg Scholzens bildnerischer Umsetzung darstellt.

Gleichzeitig wirkt die Figur auf dem Titelblatt wie ein wissender und inspizierender Landarzt und könnte somit eine Karrikatur auf den Autor des Buches, Adam Karillon, sein.

Eine Einordnung der spezifischen Ikonographie soll weiter unten wenigstens ansatzweise versucht werden. Bevor dies geschehen kann, soll jedoch ersteinmal ein genauerer Blick auf die wichtigeren der anderen Buchillustrationen geworfen werden. Dabei wird chronologisch vorgegangen.

<sup>12)</sup> Ebd. S. 479: Zwanzigster Abendschoppen.

<sup>13)</sup> Ebd. S. 3.

Die erste Buchillustration stammt aus dem Jahre 1920; es ist Daniel Defoes „*Robinson Crusoe*“<sup>14)</sup> in einer Bearbeitung von Friedrich Meister. Bei der Betrachtung von Scholzens Illustrationen fällt auf, daß er sich nicht den Stoffen angenommen zu haben scheint, die er ursprünglich in einer Notiz aus dem Jahre 1915 als „*Illustrationspläne*“ bezeichnet hatte, nämlich „*Grimm's Märchen in Holzschnitt oder Zinkätzung, E. T. A. Hoffmann. Radierungen. Edgar Allan Poe*“<sup>15)</sup>. Die drei im Verlag „Abel & Müller erschienenen Illustrationen gehören, gerade was die Einbandgestaltung anbelangt, zu den besten Leistungen von Georg Scholz, auch wenn es sich eigentlich jeweils um Bearbeitungen für die Jugend handelt<sup>16)</sup>. Für die Jugend im engeren Sinn sind die Illustrationen jedoch nicht geschaffen, weil sie in ihrem Bedeutungsgehalt einerseits über das reale Geschehen hinausweisen und andererseits teilweise kritische Momente der anderen Scholz'schen Graphik aufnehmen. Auch Typenreihen bzw. Weiter- und Wiederverwendungen aus dem malerischen Oeuvre kommen vor.

<sup>14)</sup> Robinson Crusoe. Seine Lebensschicksale, Erfahrungen und Abenteuer. Leipzig 1920.

<sup>15)</sup> Vgl. Bund bildender Künstler Karlsruhe (Hg.): Georg Scholz. Das druckgraphische Werk. Ausstellung in der Künstlerhaus-Galerie. Karlsruhe 1982. Geboten wird hier eine Übersicht über die gesamte bekannte Druckgraphik von Scholz sowie eine genaue Übersicht über die von Scholz illustrierten Bücher, die über die in Badischer Kunstverein Karlsruhe 1975, a. a. O. S. 200f. hinausgeht. Auch werden jeweils ausgewählte Pressestimmen zu den Büchern zitiert. Den Erkenntnisstand hat dieser Katalog erheblich erweitert, leider ist er nicht besonders aufwendig gedruckt. Zu den Illustrationsplänen vgl. dort S. 40.

<sup>16)</sup> So jedenfalls wird es in Bund bildender Künstler Karlsruhe 1982, a. a. O. S. 40 hervorgehoben. Eine Pressestimme, ebd. zitiert, hebt allerdings ganz anderes hervor: „Hier ist uns wieder mal ein Meister erstanden, der nicht nur über reiche Phantasie, mächtige Gestaltungskraft und feinsten koloristischen Geschmack verfügt, sondern auch das Handwerkliche, das Technische seiner Kunst souverän beherrscht und mit einer Exaktheit handhabt, die an die große Zeit europäischer Malerei erinnert“. (Karlsruher Zeitung vom 19. 4. 1923).

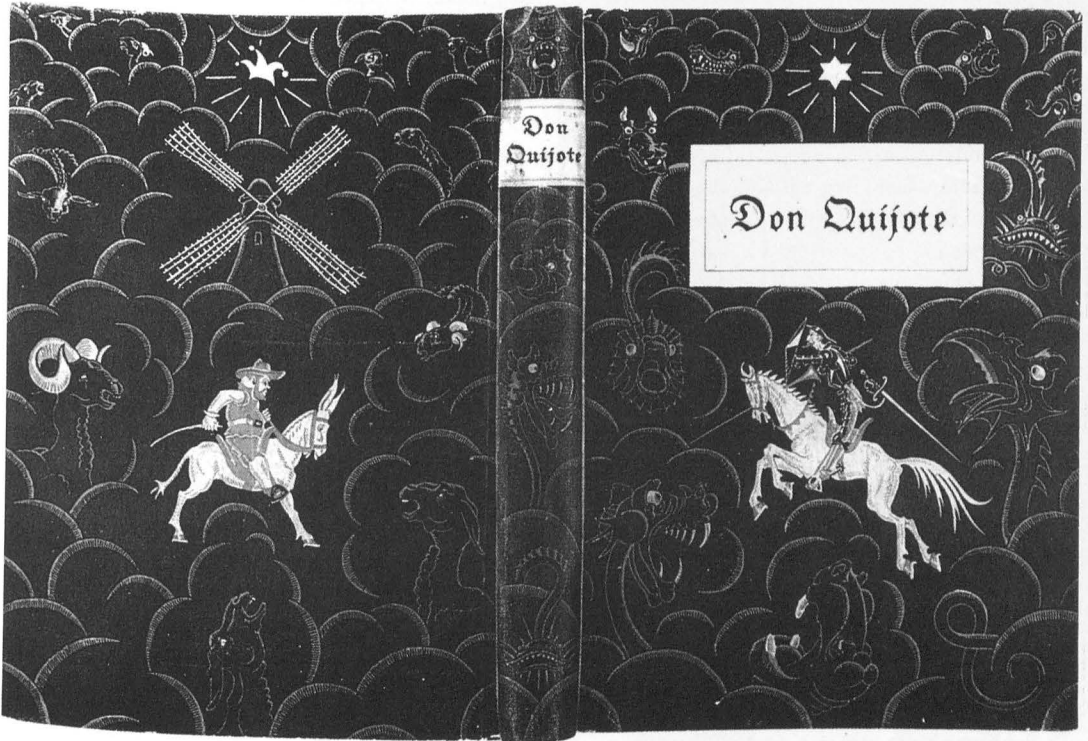


Abb. 10: Einband zu Cervantes „*Don Quijote*“. 1921.

Die Spezialität der Bücher aus dem Leipziger „Abel & Müller Verlag“ scheint nicht zuletzt auch in der besonderen Einbandgestaltung gelegen zu haben; im Prinzip ist jeweils über Vorder- und Rückseite sowie über den Buchrücken hinweg gestaltet worden, so daß man das Buch insgesamt aufgeschlagen vor sich liegen haben müßte, um die gesamte Einbandillustration auf einmal wahrzunehmen<sup>17)</sup>. In jedem Fall scheint es bei der Einbandgestaltung eine Vorliebe Scholzens zu sein, diejenige des Vorder- und Rückendeckels in inhaltlicher dualistischer Sichtweise aufeinander zu beziehen; hinzu kommt hier noch eine spezifische Dämonisierung der Erzählstoffe. Don Quijote ist eingebettet in eine wüste Fabelwelt von Ungeheuern auf schwarzem Grund, nur über ihm leuchtet ihm einsam ein guter Stern, wohingegen Sancho Panza, ebenso in leuchtendes Gelb und Rot getaucht, von blökenden Schafen umgeben ist und über ihm groß und überragend die Flügel einer Mühle und darüber eine Narrenkappe leuchtet. Mit der Einbandillustration zum „Simplizissimus“ verhält es sich in Variation ganz ähnlich<sup>18)</sup>.

Doch zurück zum „Robinson Crusoe“. Die Illustration des Buches beginnt mit einem ganzseitigen Farbbild<sup>19)</sup>. Es zeigt einen älteren Mann in spanischer Manier gekleidet, der auf einem Stuhl mit hoher Lehne sitzt, den Kopf leicht auf den linken angewinkelten Arm gestützt, welcher wiederum auf einer Lehne des Stuhls aufruht. Neben ihm ist ein Tisch mit einem Globus und zwei dicken Folianten zu sehen. Dieser Mann schaut ernst einen zweiten, ähnlich gekleideten, an, der vor ihm steht, dem Bildbetrachter aber den Rücken zuwendet. Er trägt dem Sitzenden etwas vor oder aber hört ihm zu, jedenfalls aber ist sein Kopf etwas geneigt. Das Licht fällt durch ein großes Sprossenfenster von links ein; an der hinteren Wand steht auf einem Regalbrett ein Teller und über dem Kopf des sitzenden Mannes befindet sich ein Bild. Der Dargestellte auf dem Bild ist (gewollt?) nicht eindeutig kenntlich; er sieht wie ein Vogel in einem menschlichen Anzug aus. Der vornstehende Mann hat außerdem einen Hut in der Hand. Wie ist diese Szene zu deuten? Eindeutig festlegen läßt sich das Geschehen wohl nicht, dies ist vielleicht eine Spezialität von Georg Scholz. Es scheint ihm vielmehr um Typisierung, um sogenannte Genreszenen zu gehen. Das Frontispiz scheint die Situation des Aufbruchs darstellen zu wollen. Robinsons Reiselust als Beginn der Handlung des Romans, aber auch gleichzeitig den Beginn der Abenteuer in einem Raum. Die Konzentration auf das Zimmer bei gleichzeitigem Hervortreten-Lassen der handelnden Personen deutet auf das illustrative Interesse.

Die Rundung dieses Komplexes findet sich bei der letzten Illustration im Buch überhaupt<sup>20)</sup>. Beinahe der gleiche Raum scheint nun mit anderen dramatis personae besetzt zu sein: Ein alter Mann in ebendem Stuhl sitzend, streckt beglückt einem jüngeren auf ihn zustrebenden die Arme entgegen. Ein dritter, von dem man annehmen kann, es sei Freitag, steht rechts dabei, den Hut an der linken Seite haltend. Illustrativ hat sich der Gang der Handlung gleichfalls geschlossen: Robinsons Vater begrüßt den wieder heimgekehrten verlorenen Sohn.

Die wahre Begabung von Georg Scholz, nämlich die Physiognomie des Menschen aufzudecken und zu zeigen, kommt in einem ganzseitigen Schwarzweißbild zum Tragen, das das Scholz'sche Interesse am Dämonischen aufzeigt<sup>21)</sup>. Robinson hat sich bei einem Erdbeben aus seiner Höhle gestohlen und nun bricht ein fürchterliches Unwetter über die Insel herein. Ganz klein und armselig klammert sich der Protagonist des Romanes an einen dünnen Palmenstamm, von deren Sorte noch mehrere im Hintergrund zu sehen sind; sie sind im heftigen Taifun gebogen. Auf dem Boden liegen schwere Gesteinsbrocken, die aus dem Berg, in dem Robinsons

<sup>17)</sup> Einmal mehr muß gesagt werden, daß es nach wie vor zu den Schwächen selbst wissenschaftlicher Bibliotheken gehört, Bücher umbinden zu lassen, so daß sie oft ihren ursprünglichen Charakter vollständig verlieren. Hinzu kommt noch die Unsitte, die Schutzumschläge zu entfernen, was für eine genaue kunsthistorische Beschreibung äußerst lästig sein kann, da gerade auch sie Träger von bildkünstlerischen Ideen sein können. Die von Scholz illustrierten Bücher sind, obwohl ursprünglich nicht in kleiner Auflage gedruckt, relativ selten.

<sup>18)</sup> Vgl. die farbige Abbildung in: Martin Bircher und Christian Juranek: *Simplicissimus heute*. Ein barocker Schelm in der Kunst des 20. Jahrhunderts (= Malerbuchkataloge der Herzog August Bibliothek Nr. 4). Wolfenbüttel 1990. S. 112.

<sup>19)</sup> Robinson Crusoe 1920, a. a. O. S. 2: Frontispiz.

<sup>20)</sup> Ebd. gegenüber S. 166.

<sup>21)</sup> Ebd. gegenüber S. 32.





Abb. 11: Frontispiz zu Defoe „Robinson Crusoe“. 1920.

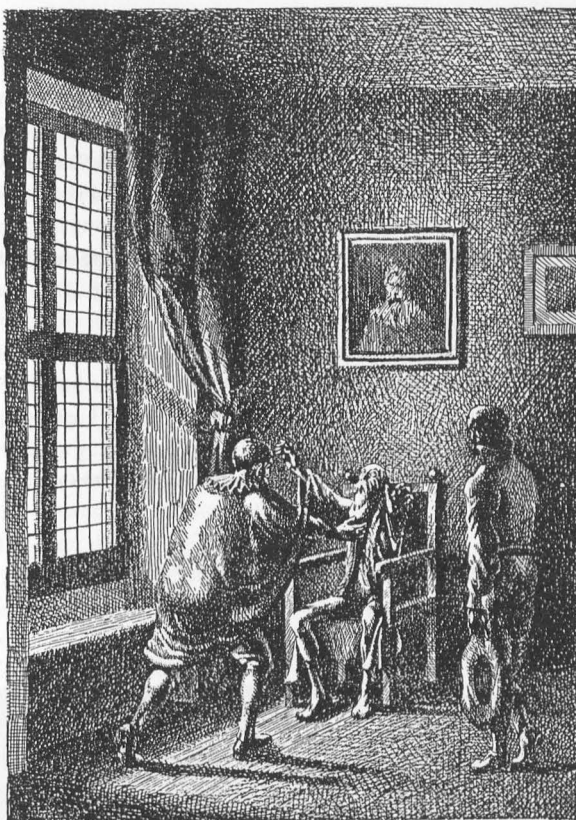


Abb. 12: Robinson nach seiner Rückkehr. 1920.



Abb. 13: Robinson beim Sturm nach dem Erdbeben. 1920.

Höhle lag, stammen. Schwere Wolkenschwaden ziehen vorbei, auf dem Bild sichtbar durch dunkles Schwarz am linken oberen Bildrand, der nach vorn unten rechts etwas durchsichtiger wird.

Deutlich wird bereits an dieser Stelle, daß Scholz zwar dem Ungewöhnlichen und Dämonischen ein ausgesprochenes Interesse entgegenbringt, aber in der künstlerischen Umsetzung in Farbe eine wesentlich tiefere Darstellung erreicht. Die besondere Bedeutung liegt dabei in der tatsächlichen Wirkung seines magischen Realismus, der bei betonter sachlicher Darstellung das Einzelelement des Bildes als über sich selbst hinausweisend zeigt und damit einen Sog des Sehens erzeugt. Die Bildschaffurtechnik in den schwarz-weißen Illustrationen schafft dies nur ansatzweise.

Anders in der unwirklichen Stimmungslage einer Farbtafel, die Robinson beim Inspizieren des von ihm gesäten Getreides abbildet<sup>22)</sup>. Er ist in Lumpen gekleidet, hat einen spitzen Hut auf, hält in der Rechten einen selbstgezimmerten Sonnenschirm und in der Linken ein Gewehr. Neben sich hat er einen Hund. In lauerndem Gang, die Augen forschend in die Umgebung gerichtet, mit wirrem Vollbart, geht er von links nach rechts durch die Bildmitte. Der Hintergrund wird von undurchdringlich scheinendem Regenwald gebildet, zwei spil-

<sup>22)</sup> Ebd. gegenüber dem Anfang des 5. Kapitels.



Abb. 14: Robinson als einsamer Farmer. 1920.

rige Palmen behaupten unmittelbar neben den beiden Zivilisationsgestalten ihr Dasein. Im Vordergrund finden sich Reste von größeren Gräsern und Sträuchern, links am linken Bildrand wuchert ein Bananenbaum, auf dem sich in schillernden Rot- und Blautönen ein papageienartiger Vogel zeigt.

Die gesamte Bildfläche ist in Grünabstufungen, wahrscheinlich mit Farbstiften koloriert, gezeichnet. Nur der Himmel zeigt ein leichtes Hellblau.

Beinahe ist man geneigt, eine angedeutete Parallelität zwischen dem bunten Paradiesvogel im Baum und dem vielscheckigen menschlichen Wesen im Feld anzunehmen. Scheint die hier gleichsam statisch hervorgehobene Situation nicht an sich doch unreal zu sein? Zeigt Scholz hier nicht durch seinen veristischen Blick, wie sehr auch das sprachliche Kunstwerk Defoes eben ein Kunstwerk ist? Ist es bildkünstlerische Ironie, die in dieser Art Buchillustration bemerkbar ist? Ist Scholz doch sonst in der Wahl seiner künstlerischen Mittel, sei es Druckgraphik, sei es Malerei, Anfang der Zwanziger Jahre eher kein Ironiker, sondern eher als eindeutig antibürgerlicher Zyniker einzustufen<sup>23)</sup>.

Ganz ähnlich wie beim „Robinson Crusoe“ verfährt Georg Scholz beim Illustrieren des „Don Quichote“<sup>24)</sup>.

Das farbige Frontispiz deutet die Eingangssituation des Romans an und stellt gleichzeitig die Ausgangssituation der sich entspinnenden Handlung – nämlich die Lesewut als tieferer Ursache – dar.

Der hagere Don Quichote sitzt auf einem hohen Lehnstuhl, vor sich einen Tisch. Den linken Arm hat er in einem aufgeschlagenen Folianten, in dem er gerade liest, gestützt, gleichzeitig ruht sein Kopf auf diesem angewinkelten Arm. Die ausgestreckte Rechte hält einen Säbel kerzengerade nach unten abgewinkelt, der auf dem Boden sticht. Im Zimmer und auf dem Tisch verstreut liegen mehrere teils geschlossene teils offene Bücher, eines davon dient sogar als Fußbank, da der Stuhl sehr hoch ist. Im Hintergrund steht ein Schrank, ein bleiverglastes Fenster steht offen, durch welches helles Licht von draußen hereinfällt. Der Raum selbst ist ein angedeutetes gotisches Gewölbe. Nicht nur dies ist eine Andeutung auf die große Zeit der Ritter, die ja den Lesestoff Don Quichotes abgeben. Dessen Kleidung ist zurückhaltend-alltätlich, aber das durchfurchte Gesicht drückt ungeheure Spannung aus, die Augen sind fast schlitzartig zusammengedrückt. Kein Zweifel, dieser Leser geht in seinem Lesestoff auf, ja mehr noch er wird binnen kurzem selbst zum handelnden Subjekt der Literatur.

Genau wie beim Crusoe der Beginn des Tuns in der Häuslichkeit liegt, so auch hier, allerdings deutet das hereinströmende Licht bereits den Auszug des Lesenden in die Welt an. Die Literatur will lebendig werden und wird es auch in Cervantes Roman. Dem schillernden Panorama der „großen Welt“ entspricht die Palette des farblichen Spiels. Der Grundton der Gewölbe ist in blau-türkis gehalten, die eigentlichen Wohngegenstände in braun-rötlichbraun, die Literatur und bezeichnenderweise der Protagonist gleichermaßen in gelb und dem Kontrast blau-blautürkis.

Dieser Don Quichote ist in seiner ironischen Darstellung und in seiner Lage unwirklich, scheint ein Gedanke und keine Realität zu sein. Indem Scholz die Phantastik des literarischen Gegenstandes künstlerisch Raum werden läßt, läßt er der Figur dennoch die Chance, bei aller in dieser Schaffensphase typischen Abgekühltheit der Darstellung über sich selbst zu einem Urphänomen zu werden. Diese Eingangssituation schafft ein bildkünstlerisches Pendant zum erzählerischen Vorgehen Cervantes’.

<sup>23)</sup> Vgl. der Begriff des antibürgerlichen Zynikers findet sich nicht in der Sekundärliteratur. Gemeint sind hier Arbeiten wie das den Beginn der scharfen Karrikatur markierende „Industriebauern“ von 1920 oder „Kriegerverein“ von 1921. Die Reihe ließe sich fortsetzen. Die Beziehung der Kunstströmung der Zwanziger Jahre in Karlsruhe zur politischen und sozialen untersucht: Staatliche Kunsthalle Karlsruhe Kunst in Karlsruhe 1900–1950. Ausstellung im Badischen Kunstverein. Karlsruhe 1981. Ebenso war dies ein Anliegen der Ausstellung von 1975, damals allerdings unter zeitbedingter Reflexen auf die Realismuskussion, die ihre Wurzeln in den Unruhen der Sechziger Jahre hatte.

<sup>24)</sup> M. de Cervantes: Don Quijote von der Mancha. Leipzig 1921. Hier Bild S. 2: Frontispiz.



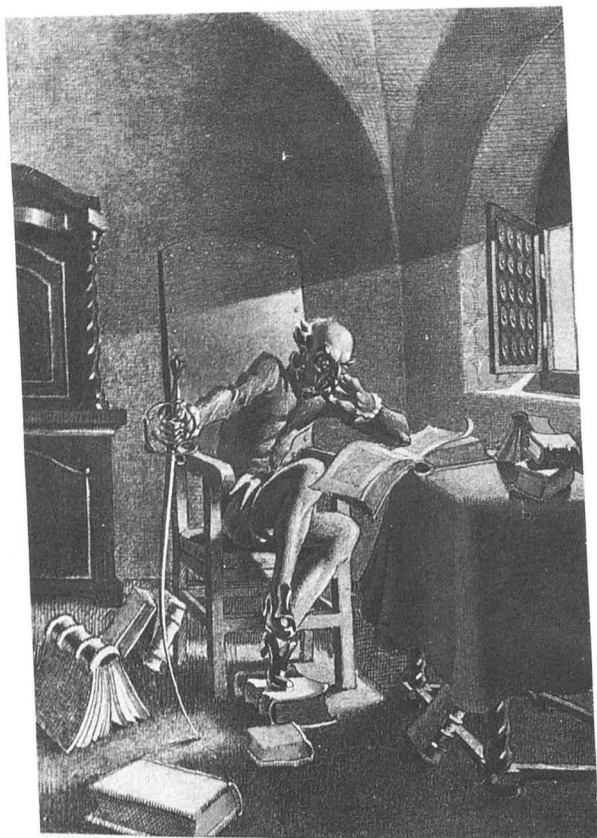


Abb. 15: Frontispiz zu Cervantes „Don Quijote“. 1921.

Die Farbtafeln zum „Don Quijote“ sind von durchweg sehr hoher Qualität und gehen in der kommentierenden Begleitung im Stile einer kühlen Phantastik erheblich über den eher erzählerischen Duktus im „Robinson Crusoe“ hinaus. Motivketten sind allerdings durchweg in der Buchillustration zu beobachten; insofern steht diese Sparte des künstlerischen Schaffens von Scholz tatsächlich nicht isoliert<sup>25</sup>).

Ein Blick auf die Illustration zur „Waffenwache“ des Don Quijote möge das verdeutlichen: Der hagere Protagonist des Romans steht andächtig vor seiner alten Rüstung, die auf einem Brunnenauslauf aufgebaut ist, und blickt sie andächtig an. In seiner Rechten hält er die auf dem Boden aufruhende Lanze, in seiner Linken den Schild. Er hat nur Unterkleidung an sowie gespornte Schuhe.

Die Situation wird im von Albert Geyer bearbeiteten Text Cervantes' folgendermaßen beschrieben<sup>26</sup>: „Mitterweile war es völlig Nacht geworden, und es wurden sofort die nötigen Veranstaltungen getroffen, daß Don Quijote seine Waffenwache halten sollte. Zu diesem Zweck brachte der Wirt den Ritter auf den großen Hühnerhof, der sich auf der einen Seite der Schenke befand. Don Quijote nahm alle Waffen zusammen, legte sie auf den Trog, der neben dem Brunnen stand und begann, den Schild am Arme, die Lanze in der Hand, gravitätisch vor

<sup>25</sup>) Badischer Kunstverein Karlsruhe 1975, a. a. O. S. 64.

<sup>26</sup>) Don Quijote 1921, a. a. O. gegenüber S. 16 das Bild, der Text ebd. S. 11.

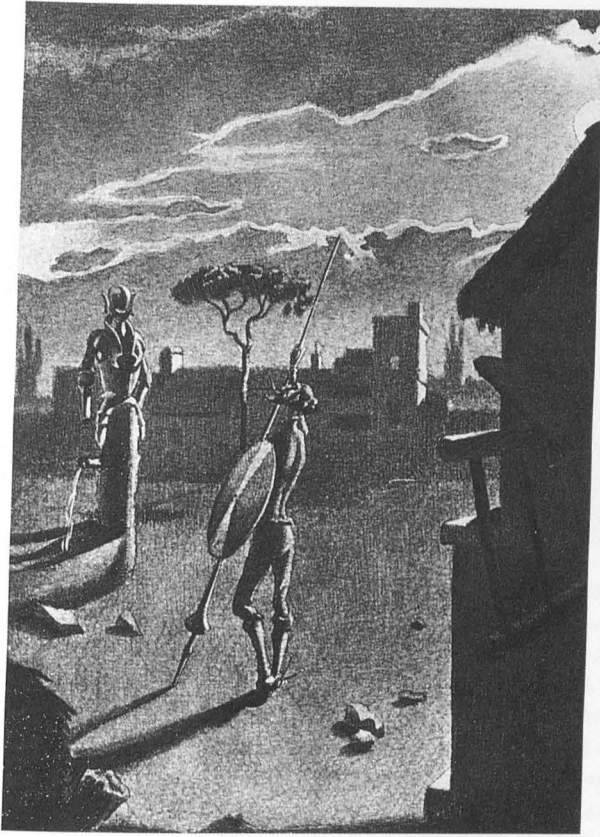


Abb. 16: Die „Waffenwache“ des Don Quijote. 1921.

dem Troge auf und ab zu schreiten.“ Eine ländliche Szenerie wird vor Augen geführt. Im Halbdunkel vorn rechts und am gesamten rechten Bildrand ein Stallgebäude, wahrscheinlich der Hühnerstall, eine halb in den Raum hineinragende Leiter als Attribut des bäuerlichen Lebens. Am unteren Bildrand Schatten, links vorn, wieder im Halbdunkel, ein Teil eines Misthaufens. Auf dem Hof liegen hier und da einige Steine verstreut. In der mittleren Bildhorizontale im Hintergrund sind einige südländische Häuser erkennbar, in einem turmartigen Anbau brennt als ein einsames Signal noch Licht. Schon sehr undeutlich zeichnen sich zum Horizont hin zedern- oder pappelartige Bäume ab, nur eine einzelne Pinie ist, hager und hochgewachsen, eine bildnerische Parallele zu Don Quichote, vor den Gebäuden sichtbar und erhebt ihre Krone in den unwirklich beleuchteten nächtlichen Himmel. Ein unruhiger Himmel. Eine große graublaue Wolkenmasse wird mit gezackten Umrissen von einem grünlichblauen Segment des Nachthimmels durchbrochen. Es scheint Vollmond zu sein, ein Teil der Scheibe ist hinter dem Stalldach am rechten oberen Bildrand zu sehen. Grünlichgelb sind die Ränder der dunkleren Wolkenmasse beleuchtet. Insgesamt wird dies Bild durch Blau- und Grüntöne in allen Farbschattierungen beherrscht.

Eine skurile Szenerie der Einsamkeit. Höher als der Romanheld erhebt sich als bestimmender Faktor die hohle Rüstung vor einer geheimnisvollen Welt hervor. Das romantische Motiv eines plätschernden Brunnens wird durch die Rüstung ironisch gebrochen. Die ritterlichen Tugenden der Wehrhaftigkeit (Rüstung), Einsamkeit (beleuchtetes Fenster im Turmanbau des Hauses), Geradheit und Beständigkeit (Pinie) sowie des „hohen

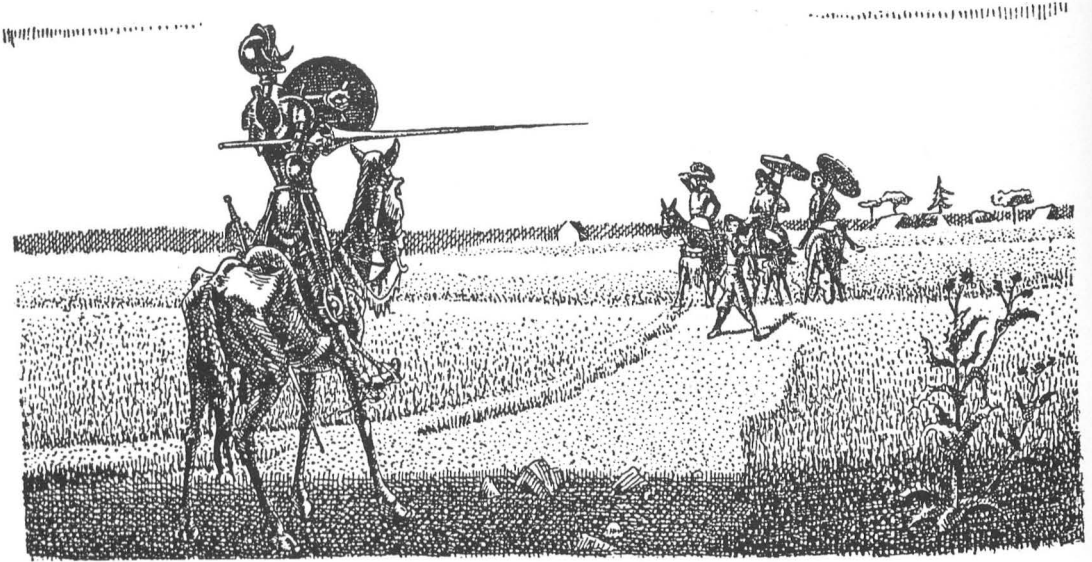


Abb. 17: Don Quijote überfällt Kaufleute. 1921.

*muôtes*“ (Don Quijote) werden in einen Zusammenhang zur überirdischen Sphäre durch das Mondlicht gebracht, andererseits aber durch den Kontrast der niederen ländlichen Umgebung im schattigen Vordergrund als Illusion desavouiert. Der Vollmond als Symbol sowohl der romantischen Verklärung als auch der spinnösen Mondsüchtigkeit trifft genau den inneren Charakter der Situation. Hehre Motive werden in ihrer ganzen Ambivalenz deutlich und weisen letztlich auf die ambivalente Gestalt des Don Quijote. Die Scholz'sche Linienführung wie auch die gekonnt-kühle Farbpalette einer in einiger Zeit nur unzulänglich mit dem Schlagwort „*Neue Sachlichkeit*“ in Zusammenhang zu bringenden Kunstauffassung bricht hier auf dem vielleicht abgelegenen Terrain der Buchkunst deutlich hervor und stellt feine Glanzlichter der Scholz'schen Kunst insgesamt dar. Scholz ist in der Buchillustration Ironiker und kein beißender Karrikaturist, als der er sonst in dieser Lebensphase auftritt<sup>27)</sup>.

Wichtig erscheint noch eine weitere Beobachtung, die das bereits bei den „*Robinson Crusoe*“-Illustrationen festgestellte bestätigen, nämlich daß sich Georg Scholz bei der zeichnerischen Umsetzung einer Romanszene nicht genau an den Wortlaut des Textes hält. So zeichnet er im eben besprochenen Bild nicht die Waffen auf einen Trog, sondern auf den Brunnenauslauf, wobei er einen (Schweine-?) Trog ganz wegläßt.

Ähnlich verhält es sich mit einer kleinen Schwarzweißzeichnung, die drittelseitig über ein neues Kapitel gesetzt wiedergegeben ist<sup>28)</sup>. Auf dem hageren Rosinante, mit eingelegter Lanze und emporgehobenem Schild bewehrt, sitzt Don Quijote und erwartet in Angriffsstellung drei herankommende Menschen auf drei Pferden, vor denen ein Bursche breitbeinig steht. Zwei der drei Menschen haben einen Sonnenschirm während des Rittes; ein Pferd graszt. Ein sandiger, nur mit einigen wenigen Steinen belegter Weg führt auf eine Wegegabelung, auf der sich die vier anderen Personen befinden, zu. Eine karge Graslandschaft ist angedeutet, in der mittleren hinteren Bildhorizontale ist ein Dorf mit ein paar Bäumen angedeutet, im Vordergrund rechts vorn ist eine große Distel sichtbar.

<sup>27)</sup> Vgl. Anm. 23.

<sup>28)</sup> Don Quijote 1921, a. a. O. S. 15.

Die entsprechende Textstelle lautet<sup>29)</sup>: „Nachdem Don Quijote mehrere Meilen geritten war, kam er an einen Weg, der nach vier Richtungen auseinanderging. (. . .) Bald begegnete Don Quijote vier Kaufleuten aus Toledo, die zum Einkauf von Seide nach Murcia wollten. Sie trugen Sonnenschirme und waren von vier Dienern zu Pferde und von zwei Maultiertreibern zu Fuß begleitet. Kaum ward Don Quijote ihrer gewahr, als er auch schon ein neues Abenteuer zu bestehn sich vornahm. (. . .) Mit edlem Anstand und großer Kühnheit setzte er sich in den Steigbügel fest, legte die Lanze ein, deckte die Brust mit dem Schilde und erwartete, sich mitten auf dem Wege aufstellend, die fahrenden Ritter (denn für solche hielt er die Kaufleute), und als sie so nahe gekommen, daß sie ihn sehen und hören konnten, rief er in gebieterischem Tone: Halt (. . .)!“

Wie aus dieser Textpassage ersichtlich, hält sich Scholz bei der zeichnerischen Umsetzung nur in den groben Zügen daran. Dies ist allerdings auch nicht verwunderlich; sein Interesse ist nicht das der Bebilderung einer wie auch immer sich gebenden Handlung, sondern es geht ihm um allgemeine Aussagen zur Befindlichkeit des Menschen in der Welt. In diesem Sinne ist er bei der Illustration „großer“ Literatur, vorab bei Cervantes und Grimmelshausen, tastend noch, aber bereits erkennbar bei Defoe, ein bildkünstlerisch anspruchsvoller Umsetzer der auktorialen Textidee.

Ähnlich des anderen besprochenen Blattes arbeitet Scholz hier mit den Mitteln des Parallelismus und des Kontrastes<sup>30)</sup>. Die Distel ist ähnlich wie die Pinie bei der „Waffenwache“ ein inneres Pendant zum Protagonisten Don Quijote. Bei den Farbillustrationen ist die Charakterisierung des Kataloges der Scholz-Gedächtnis-ausstellung von 1975<sup>31)</sup> sicherlich zutreffend, nämlich daß Scholz einen ausgeprägten Hang zur burlesken Übertreibung besitze und sowohl die beteiligten Personen als die vorgegebenen Situationen stark überzogen werden. Tatsächlich führt ein unruhiger Umriß, dramatische Lichtführung und eine scharfe Akzentuierung der Vorgänge dazu, daß sich die Illustrationen zum Teil von der erzählten Geschichte lösen<sup>32)</sup>.

Nicht ganz so ausgeprägt sichtbar ist diese Tendenz in den Schwarzweiß-Bildern. Hier ist allerdings auch dem Umstand Rechnung zu tragen, daß das Papier des Buches einen hohen Holzgehalt aufweist und daher sehr stark gegilbt ist und damit die ursprüngliche scharfkantige Wirkung reduziert ist, was der gewollt akzentuierten Figurenzeichnung Abbruch tut.

Die Bemerkung einer „burlesken Übertreibung“ oder an anderer Stelle die eines „karrikierenden Figurenstils“<sup>33)</sup> erscheint beim jetzigen Stand der Beobachtungen vielleicht als etwas zu scharf, vergleicht man die Figurenzeichnung mit gleichzeitig entstandenen Blättern wie „Zeitungsträger“ (1921)<sup>34)</sup> oder „Industriebauern“ (1920)<sup>35)</sup>. Die Inbeziehungsetzung der Buchkunst Scholzens zu der von Alfred Kubin in dem Sinne, daß beide Künstler ihre Gestalten oft etwas Unwirkliches, Dramatisches, aber auch menschlich Tragisches geben<sup>36)</sup> trifft dahingegen genau den Kern dieser Buch-Bilder. Es handelt sich dabei um einen mit den Mitteln genauester Beherrschung der Maltechniken und gekonntester Wirklichkeitsabbildung im Detail arbeitenden Manieris-

<sup>29)</sup> Ebd. S. 18.

<sup>30)</sup> Dazu hat sich Scholz in einem Aufsatz mit dem Titel „Die Elemente zur Erzielung der Wirkung im Bilde“ selbst schriftlich geäußert. Die wichtigsten Punkte daraus vgl. bei Siegm. Holsten 1990, a. a. O. S. 35 und 38f.

<sup>31)</sup> Badischer Kunstverein Karlsruhe 1975, a. a. O. S. 60.

<sup>32)</sup> Ebd.

<sup>33)</sup> Ebd. S. 62. Da nicht alle Buchillustrationen von Scholz im vorliegenden Rahmen einzeln besprochen werden können, gehe ich exemplarisch vor. Dies hat auch der Verfasser des Artikels „Georg Scholz als Illustrator“ in Badischer Kunstverein Karlsruhe 1975, a. a. O. getan; er hat sich für seine Ausführungen allerdings nur den „Don Quijote“ vorgenommen, und daraus selbstverständlich wieder nur einige Beispiele. Dieser Aufsatz ist der bisher einzige, der spezifisch auf Scholzens Buchkunst eingeht, deshalb wird hier auch immer wieder auf ihn verwiesen. Die Ausstellung Bund bildender Künstler Karlsruhe 1982 bringt in dieser Hinsicht zwar wesentlich mehr und Neues, bleibt aber beim bloßen Mitteilen von Fakten stehen.

<sup>34)</sup> Vgl. die farbige Abbildung in Siegm. Holsten 1990, a. a. O. S. 25 und die sehr, auch in allen anderen Fällen, sehr feinsinnige Interpretation dazu. Dieses Blatt trägt den Titel „Arbeit schändet“. Die schwarz-weiß Lithographie dazu: Ebd. S. 26.

<sup>35)</sup> Abbildung S. 20f. sowie die Interpretation und Bildbeschreibung S. 16 und 18f. ebd.

<sup>36)</sup> Badischer Kunstverein Karlsruhe 1975, a. a. O. S. 62.

mus, der seine Bildkomponenten zum Über-Sich-Hinausweisen gebraucht. Gerade die Ambivalenz der Figuren- aber besonders auch der Stimmungsandeutung weist auf eine bisher unbekannte Seite im Schaffen des Künstlers hin.

Hat sich Scholz über die Frage der Buchillustration eher herablassend geäußert, so ist dennoch festzustellen, daß er sich intensiv mit dem Stoff beschäftigt hat. Bis zu einem Jahr vor Erscheinen des Buches waren seine Zeichnungen fertiggestellt, meist im Maßstab 1:1 gehalten<sup>37)</sup>.

Abschließend zum „*Don Quijote*“ sei noch einmal ein Blick auf die Einbandillustration geworfen, die hier und im Falle des „*Simplizissimus*“ den Höhepunkt dieses anders gearteten Mediums der Buchkunst darstellt.

Grundsätzlich arbeitet Scholz auch hier mit dem Mittel des Kontrastes und bezieht dialektisch Vorder- und Rückseite aufeinander, wobei er den Gesamtentwurf inhaltlich als ein Ganzes auffaßt und konsequenterweise den Buchrücken aus der Gestaltung nicht ausschließt. Kennzeichnend für die Einbandgestaltung im „*Simplizissimus*“<sup>38)</sup> wie im „*Don Quijote*“ ist das Interesse an der Darstellung mystisch überhöhtem Geschehens. Die dunklen Mächte in der Welt geben den Rahmen, aus dem leuchtend die Handlung der Romane hervortritt.

Don Quijote wird als letztlich durch den Stern der höheren Tugend getragen und geschützt sowie Sancho Panza als durch die Unschuld und Naivität der realitätssicheren Weltverhaftetheit behütet plastisch vor Augen geführt. Anders ausgedrückt: Der Ritter von der traurigen Gestalt wird mit den (durch sein Lesefieber geweckten) eigenen inneren Untiefen konfrontiert, sein eselsreitender Knappe hingegen mit deren Fehlen. Scholz ist sich der Tiefendimension dieser literarischen Meisterwerke bewußt und schafft in veristischer Schau und realitätsbezogenen Maltechniken in kühler Distanz, die der Theorie die Ironie des Thomas Mann verwandt ist, ein bildkünstlerisches Pendant zum Wortkunstwerk. Gerade der Thomas Mannsche Gedanke einer Distanz schaffenden Ironie, die in metaphysischer Hinsicht eigentlich Liebe zum Gegenstand beinhaltet, scheint auf die Scholz'sche Kunst anwendbar zu sein.

Der „*Simplizissimus*“ von Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen ist in der Chronologie der Scholz'schen Buchillustration das nächste Werk<sup>39)</sup>. Er erschien im Jahre 1922. Der Buchumschlag ist wieder hochkünstlerisch gestaltet: Aus einem brennenden Hof lodern dekorativ die ganze Seite füllende Flammen in konzentrischen Kreisen. Rote Fledermäuse, Teufel und Hexen tummeln sich darin. Vor dem Brandherd schlägt ein Landsknecht heftig die Trommel, während er auf der Rückseite, spiegelbildlich dargestellt, den Degen zieht. Wirkungsvoll sind die Farben gewählt: gelb-orange züngeln die Flammen, rot leuchtet der Brandherd, Gesicht und Hände des Landsknechts und der teuflischen Spukfiguren; dunkelviolet gestaltert ist der Hintergrund, vor dem der Weltbrand lodert. Scholz zeigt hier die Grimmelshausen jederzeit bewußte hauchdünne Scheidewand von Gut und Böse, die alles Tatsächliche verwandelnde Kraft des feuerbringenden und verzehrenden Krieges.

Eine Farbtafel innerhalb des Handlungsverlaufes macht eines über das bisher gesagte noch deutlich: Scholz zeichnet eine Bewegung eines Handlungsverlaufes um in die Statik einer Genreszene, wobei die geschickt wirklichkeitsnahe Komposition von einzelnen Bildelementen einen insgesamt magischen Blick auf das Geschehen ermöglicht<sup>40)</sup>: Es handelt sich um die Episode, da Herzbruders Vater einem Leutnant die Zukunft prophezeien soll, welcher ihn auf seine Weigerung diesbezüglich hin ersticht.

Dominant gestaltet ist das Branntweinfaß in der linken unteren Bildhälfte, dessen Inhalt die meisten abgebildeten Soldaten kräftig zusprechen. Szenen des Zechens an einem Tisch, des Würfelspiels am Boden, eines Duells vor dem Hintergrund einiger armseliger Zelte und Hütten werden vor Augen geführt. Sie werden hoch überragt von einem Rad und einem Galgen sowie von zwei senkrecht aufsteigenden Rauchsäulen, die sich alle vor dem friedvollen mit Schäfchenwolken aufgefüllten Himmels abzeichnen.

<sup>37)</sup> Vgl. die einleitenden Bemerkungen in Bund bildender Künstler Karlsruhe 1982. S. 40.

<sup>38)</sup> Vgl. Anm. 18. Der abenteuerliche Simplizissimus von Grimmelshausen. Leipzig 1922.

<sup>39)</sup> Die folgenden Ausführungen lehnen sich an Christian Juranek: Georg Scholz. In: *Simplicissimus heute*, a. a. O. S. 76f.

<sup>40)</sup> *Simplizissimus* 1922, a. a. O. Gegenüber S. 64.





Abb. 18: Vorderer Bucheinband zu  
Grimmelhausens „Simplizissimus“. 1922.

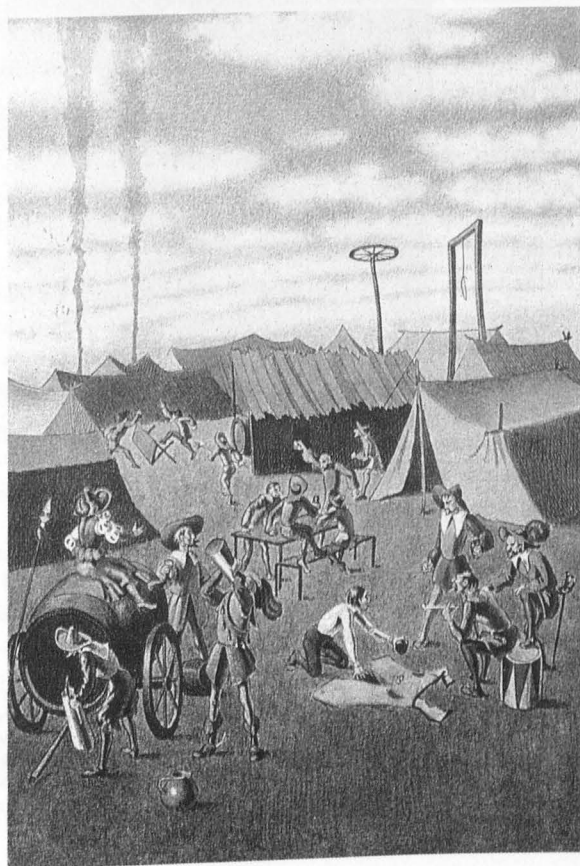


Abb. 19: Lagerleben im 30jähr. Krieg. 1922.

Der Parallelismus zwischen Rauchsäulen als Sinnbilder des Verzehrens und den hoch aufragenden Rad und Galgen vor der nur als Masse, nicht aber als Individualitäten (anders als bei Grimmelshausen) gezeigten Soldateska mitsamt der Gruppe der Behausungen ist ein Zeichen für die Gleichzeitigkeit von Krieg und zeitunabhängigem Geschehen. Das bedrohliche Hineinwachsen des Lagers in den friedlichen Himmel kontrastiert diesem mit dem unwirklichen Anwachsen der verkehrten Welt des Krieges.

Im Falle der „Simplizissimus“-Illustrationen ist Scholz unter Beibehalten seines bisherigen künstlerischen Weges in den Schwarzweiß-Bildern sogar noch einen Schritt weitergegangen, d. h. er erreicht in ihnen einen tieferen Aussagegrad als in den vorhergegangenen besprechenden Werken. Die Zeichnung zum Kapitel „Simplicius sieht Hexen zum Tanz hinwegfahren“, das im barocken Original „Wie Simplicius zu den Hexen auf den Tanz gefahren“ (II. Buch, 17. Kapitel) heißt, ist ein Inbegriff der bereits mehrfach beobachteten bildkünstlerischen Ironie von Georg Scholz. Die Textstelle in der barocken Erstausgabe von 1688 lautet<sup>41</sup>:

„(. . .) setzte mich in solchen Gedancken auff einen Banck schrittlings nider; Ich war aber kaum auffgessen / da fuhr ich sammt der Banck gleichsam augenblicklich zum Fenster hinauß (. . .) dann ich kam (. . .) zu einer grossen Schaar Volcks. (. . .) meine Banck die mich hin trug / ließ sich bey den Spielleuten nieder / die ausserhalb der Ringe umb den Tanz herum stunden / deren etliche hatten an statt der Flöten / Zwerchpfeiffen und Schalmeyen / nichts anders als Nattern / Vipern und Blindschleichen / darauff sie lustig daher pffiften: Etliche hatten Katzen / denen sie in Hindern bliesen / und auf dem Schwantz fingerten / das lautet den Sackpfeiffen gleich: Andere geigten auff Roßköpfen / wie auff dem besten Discant, und aber andere schlugen die Harpffe auff einem Kuhgeribbe / (. . .)“

In diesem Lermen kann ein Kerl auff mich dar / der hatte ein Ungeheure Krott unterm Arm / gern so groß als eine Heerpaucke / deren waren die Därme auß dem Hindern gezogen (. . .)“

Betrachtet man die Zeichnung von Georg Scholz zu dieser Stelle, so ist zunächst zweierlei festzustellen: Einmal ist die genaue zeichnerische Umsetzung bestimmter im Urtext genannter Attribute wie etwa das Musizieren auf Schlangen oder der Katze ein genaues Indiz für die Textkenntnis des Malers und seine Beschäftigung mit dem Stoff; zum andern muß erneut festgestellt werden, daß Scholz sich dann letztlich doch nicht hundertprozentig genau an den Text der literarischen Vorlage hält bzw. in seiner bildkünstlerischen Phantasie (legitimerweise) weit darüber hinausgeht. Die Gedärme der Kröte, die gerade andere Künstler zum Zeichnen bringen<sup>42</sup>), läßt Scholz gänzlich weg; eine gespenstisch-magische Szenerie beherrscht dahingegen den Vordergrund links vorn und den gesamten linken Bildrand: In einem über einem Lagerfeuer stehenden Dreifuß kocht ein Henkeltopf derartig, daß ihm ein Rauch- und Brietenqualm entquillt, der sich nach oben hin kontinuierlich verbreitet. In ihm sind Teile eines Frosches oder einer Kröte zu sehen auch sonstiges Kriechgetier. Vorn rechts vor dem Kochtopf liegen drei Menschenschädel. Vorn rechts landet Simplicius, in ein Narrengewand mit langen Ohren gekleidet und auf der Bank sitzend, von seinem Flug durch die Luft kommend. In der Bildmitte, in einem angedeuteten schwarzen Kessel, tanzt eine Menge Kreaturen; von dort kommt auch die Figur mit der übergroßen Kröte unter dem Arm geradewegs auf Simplicius zu. In der rechten mittleren Bildhorizontale sind drei Musiker zu sehen, über einem von ihnen ragt dunkel ein Baum in den nächtlich beschienenen Mondhimmel hinein. Von oben rechts in einer kurvenartigen Bewegung auf den Tanzkreis zu sind auf verschiedenen Stielgerätschaften reitende Hexen fliegend wiedergegeben.

Die ohnehin durch den Text schon hervorgerufene Sphäre des Unwirklichen wird im beschriebenen Fall

<sup>41</sup>) Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen: Der Abenteuerliche Simplicissimus Teutsch. Reprint der Erstausgabe (1668), der Continuatio (1669), mit den Illustrationen der Ausgabe von 1671. Im Auftrag der Stadt Renchen hg. von Martin Bircher. Weinheim 1988. S. 187ff. Bild in: Simplicissimus 1922, a. a. O. S. 57.

<sup>42</sup>) Vgl. dazu die Arbeiten von Udo Claßen, Erich Erler (-Samaden), vor allem aber von Ernst Barlach, dessen Walpurgisnachtillustrationen zu Goethe gerade wegen der genauen Umsetzung des Grimmelshausenschen Textes zugeschrieben werden können. Alles in: Simplicissimus heute, a. a. O., passim.

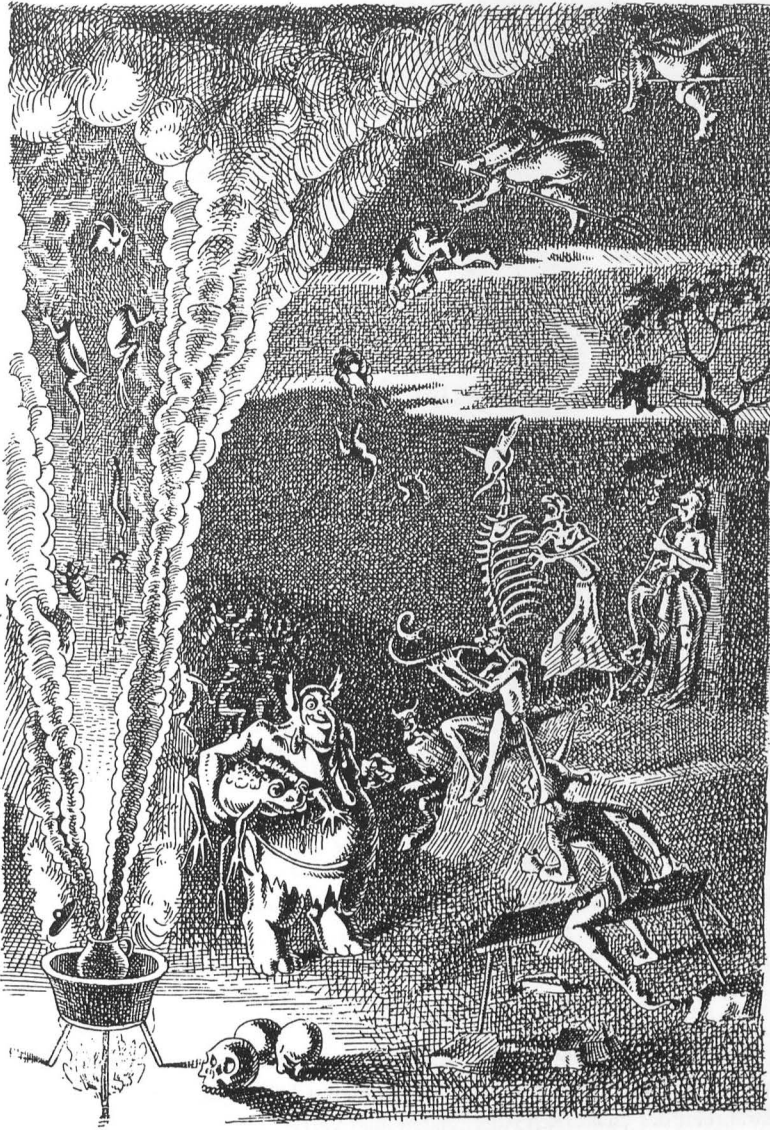


Abb. 20: Wie Simplicius zu den Hexen auf dem Tanz gefahren. 1922.

durch Scholz durch Übertreibung oder gewollte Hinzutat (die auch als solche zu erkennen ist und dadurch scherzhaft wirkt, z. B. die drei Schädel) ins Skurile übertragen. Sogar die Hauptgestalt des Romans, Simplicius Simplicissimus, wird ins Lächerliche gedreht, seine tumbe Erstaunensgeste angesichts seiner Landung und dessen, was er da sieht, spricht Bände. Die Skurilität der Zutat eines Zaubersantals oder sonst eines magischen Gebräus tut hier ein Übriges. Scholz ironisiert durchgängig, relativiert damit den Erzählgegenstand und schafft durch seine zeichnerische Auffassung dadurch ein künstlerisches Pendant zum Text; im vorliegenden Falle allerdings ist der Urtext in bessere Beziehung zur künstlerischen Umsetzung zu setzen als der bearbeitete.



Nach 1923 bereitete sich in Scholzens Kunstentwicklung ein langsamer Wandel an, der insbesondere seit Mitte der Zwanziger Jahre zu einer künstlerischen Umorientierung führte. Die scharfen satirischen Bilder des Verismus der frühen Jahre weichen einem interessanten klassizistischen Stil, der manche Beziehung zu formstrenghem Symbolismus aufweist, in dieser Hinsicht aber noch nicht gewürdigt worden ist. Gerade das Interesse an der Aktmalerei legt es manchmal nahe, von einem frühen Phantastischen Realismus zu sprechen<sup>43</sup>).

Die Buchkunst zeigt einen anderen Scholz. Ist die bildkünstlerische Ironie in den besprochenen Werken ein ausgeprägtes Moment und zeigt einen in dieser Hinsicht eher Unbekannten, so ist Scholz dies in den folgenden Werken nicht mehr im gleichen Maße.



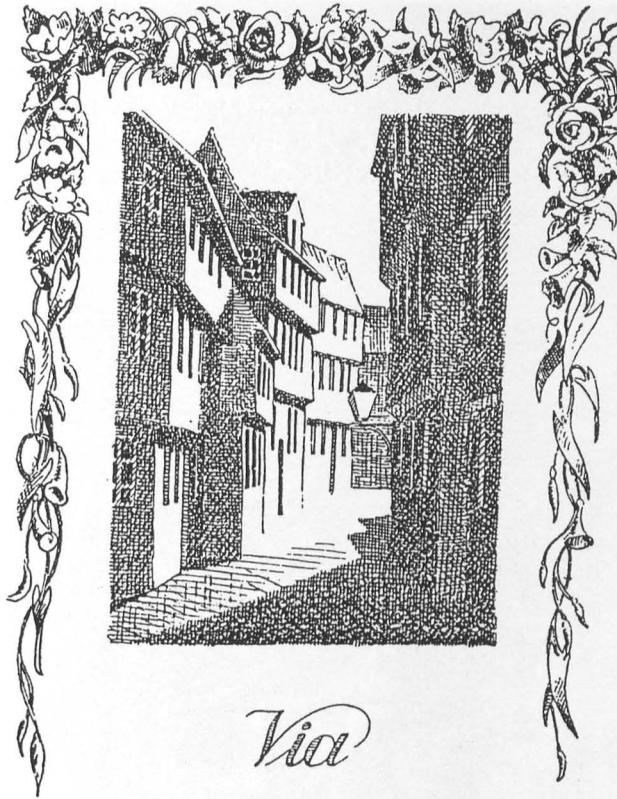
Abb. 21: Vorderer Einband zu Bergmanns „Himmelhoch jauchzend – zum Tode betrübt“. 1923.

Bereits 1923 illustriert er ein Buch von Konrad Arnold Bergmann, bei der der Titel „Himmelhoch jauchzend – zum Tode betrübt“ eigentlich über die Einfältigkeit und das literarische Epigonentum bei Bewußtsein der echten Gefühlswahrheit des dichterisch Ausgesagten alles verrät<sup>44</sup>).

Die Einbandzeichnung ist von einer rührenden Idyllik, das altvertraute antike Motiv des den Tod meinenden „auch ich in Arkadien“ variierend: am Fuße einer wuchernden Staude liegt versteckt ein Menschenschädel, rechts im Hintergrund ist ein Baum wiedergegeben. Zwischen beiden Pflanzen fliegt zwitschernd ein Vogel. Ein Rührstück. Allerdings mit einem klaren klassischen Zeichenstrich gemacht.

<sup>43</sup>) Zum letzten vgl. Juranek 1990, a. a. O. Erstere Überlegungen ganz grundlegend, auch in der Abgrenzung der verschiedenen Begrifflichkeiten: Marlene Angermeyer-Deubner: Neue Sachlichkeit und Verismus in Karlsruhe 1920–1933. Karlsruhe 1988. Dies Buch ist in seiner stupenden Aufarbeitung des Materials unerlässlich, auch wenn dort manche Urteile und Beschreibungen von einem wenigstens ansatzweise als feministisch zu beschreibenden Grundverständnis aus gefällt werden, was insbesondere im Falle Hubbuchs und Scholzens zu Fehlurteilen führt.

<sup>44</sup>) Konrad Arnold Bergmann: Himmelhoch jauchzend – zum Tode betrübt. Konstanz 1923. Dort die knappe biographische Skizze S. 112. Die dilettantischen epigonalen Verse darüber sagen ein Übriges. Vgl. sonst: Art. Konrad Arnold Bergmann. In: DLL. 3. Aufl. Bd. 1 Bern und München 1968. Sp. 425. Die Dramen Bergmanns verdienen eine andere Wertung.



## Via Sacra

Abb. 22: Via Sacra. Ill. zu K. A. Bergmann. 1923.

Ähnlich im Stil eines Mädchenpoesiealbums im Innern des Buches: Blumenzierleisten um ein idyllisches Wirklichkeitsbild. „Via Sacra“ mit der Wiedergabe eines „romantischen“ Blickes in eine niedersächsische Fachwerk-gasse mit gotischen Hausgiebel, wie sie in Wolfenbüttel stehen<sup>45)</sup>. Inhaltliche Belanglosigkeiten.

Etwas anders im Jahre 1927, als Scholz ein paar Zeichnungen zum badischen Hauspoeten, zu Johann Peter Hebel, liefert. Im Stile reduziert, in zeichnerischer Nähe zu den Arbeiten zu Karillon. Dann doch wieder auch ironischer. „Sapperment, der kann's“ ist eine Illustration unterschrieben, die einen Soldaten in Rückenansicht zeigt, wie er beinahe andächtig einem Sternenseher auf einem alten Turm bei seiner Tätigkeit zuschaut<sup>46)</sup>. Zwi-

<sup>45)</sup> Himmelhoch jauchzend 1923, a. a. O. S. 21.

<sup>46)</sup> J. P. Hebel: Ausgewählte Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes. Stuttgart, Berlin, Leipzig 1927. Illustration S. 53. Hier ergibt sich über den zweiten Textbearbeiter, Karl Hobrecker, noch eine Beziehung nach Braunschweig. Dessen umfangreiche und bedeutende Kinderbuchsammlung wird bekanntermaßen heute in der Universitätsbibliothek Braunschweig aufbewahrt.



Abb. 23: „Sapperment, der kann's“. Ill. zu J. P. Hebel. 1927.

schen beiden liegt die Dachlandschaft einer alten deutschen Stadt. Der Himmel ist sternensatt, eine Sternschnuppe wird angedeutet. Hebel läßt den Soldaten das Gegenüber bewundern, weil er meint, jener hätte vermittelst seines überdimensionalen Blasrohres, für das er das Fernrohr hält, einen Stern vom Himmel geschossen.

Die Ironie, oder besser noch: der Humor der Situation liegt innerhalb des Textes ganz offen zu Tage, ganz im Gegensatz zu den drei großen Romanen der Weltliteratur, die Scholz ebenfalls illustriert hat. Die Federführung zum Bild ist jetzt klassisch, die Magie des literarischen Gegenstandes ist besonders in der bearbeiteten Fassung nicht stark genug, Scholz zu kongenialen Umsetzungen zu führen. Es scheint eher so zu sein, daß er sich anderen Fragestellungen zugewandt hat.

Ein letztes Aufleuchten der Buchkunst Scholzens ist in der Einbandgestaltung zum „*Rheinischen Hausfreund*“ zu erkennen. Hier trifft er deutlicher den Charakter dieser spezifischen Literatur, die hier ja nicht herabgewürdigt werden soll.

Ein gestrenger und würdiger Hausvater liest aus einem Buche vor. Er hält es in der Linken, während er in der Rechten eine rauchende Pfeife hat. In einen Hausrock gekleidet, schaut er vertieft ins Buch.

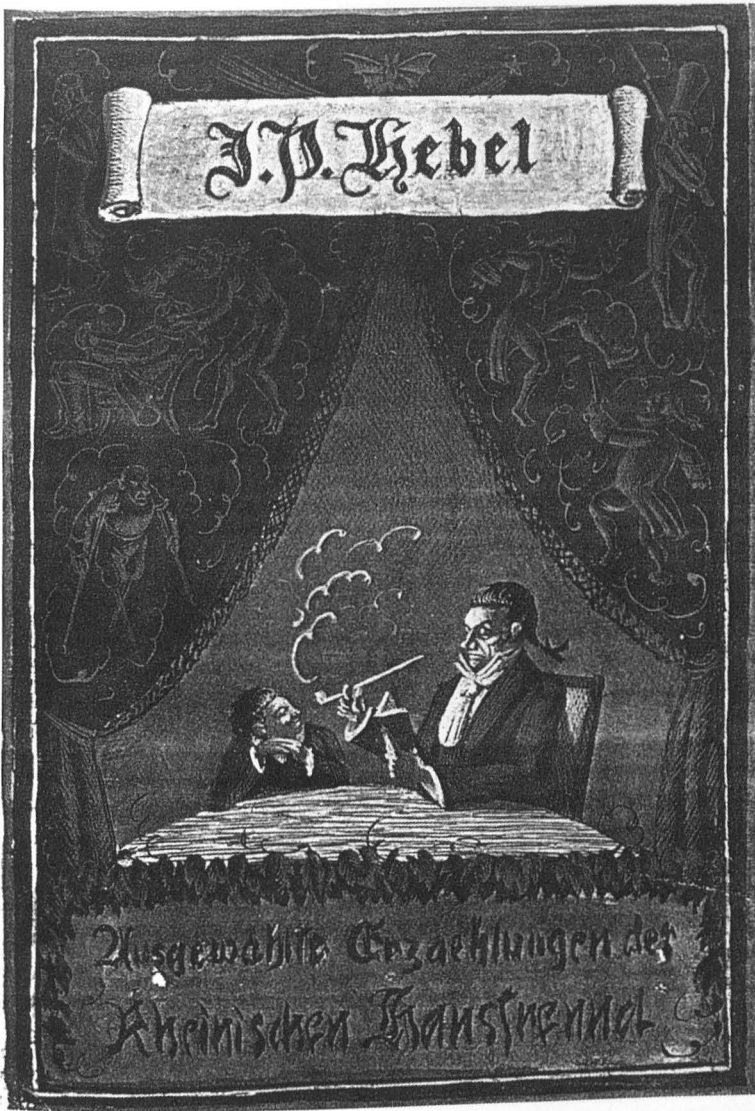


Abb. 24: Vorderer Einband zu Johann Peter Hebels „Geschichten aus dem Rheinischen Hausfreund“. 1927.

Ein Junge sitzt neben ihm am Tisch, den Kopf auf beide Arme aufgestützt. Er hört andächtig und vielleicht auch amüsiert zu.

Über der gesamten Szenerie wölben sich mächtige Vorhänge in dunklen Tönen, auf denen die schalkischen aber (bewußt ausgewählten?) zugleich auch dämonischen Gestalten des Hebelschen Hausfreund-Reigens sichtbar werden. Sie sind der Geist, der über dem ehrbaren Familienbild sein Stelldichein gibt. Die häusliche Behäbigkeit, die badische Gemütlichkeit sind durch die Geschehnisse des Alltags ständig und immer bedroht – und mögen die Vorkommnisse auch noch so lustig sein.

Wieder erreicht Georg Scholz auf dem Gebiete der Einbandgestaltung durch einen magisch-assoziativen Gestaltungswillen besondere Wirkungen.

Als ein letzter Nachklang sind die Illustrationen zu Josephine Siebes „Das Wetterhexlein“ anzusehen, die hier nicht weiter besprochen werden sollen<sup>47)</sup>.

Es ist anzunehmen, daß die Liste der von Georg Scholz künstlerisch gestalteten Bücher länger ist, als hier aufgeführt. Allerdings bedarf es in dieser Hinsicht noch langfristiger Recherche.

Wer war nun dieser Georg Scholz, von dessen buchkünstlerischen Arbeiten bisher gehandelt wurde? Weiter oben wurde eingangs von seiner „braunschweigischen Heimat“ gesprochen. Das ist sicher richtig; es lassen sich hier und da auch später noch Reminiszenzen an seine Herkunft feststellen. Auch hier wäre noch Forschungsarbeit zu leisten.

Georg Scholz wurde am 10. Oktober 1890 in Wolfenbüttel geboren<sup>48)</sup>. Er hatte alles andere als eine leichte Kindheit, da sein Vater Karl Scholz, ein Privatlehrer, 1896 Selbstmord beging. Für kurze Zeit lebte er dann bei einer Tante im dänischen Broager und bei einer einfachen Hamburger Arbeiterfamilie. 1898 wurde Georg Scholz von seiner Mutter Julie Scholz, einer geborenen Lampe, ins Waisenhaus gegeben. Seine beiden Schwestern hingegen besuchten ein Internat und sein Bruder blieb im elterlichen Haus.

Doch bereits im Juni desselben Jahres trat eine entscheidende Wendung ein, indem ihn der in Wolfenbüttel Am Neuen Weg 61 a wohnende Hans Geitel<sup>49)</sup> in sein Haus aufnahm. Dort lebte auch dessen Schulkollege Julius Elster<sup>50)</sup>.

Beide unterrichteten an der sogenannten „Großen Schule“, dem herzoglichen Gymnasium, in Wolfenbüttel und hatten es durch ihre Experimente und physikalischen Studien zu erheblichem wissenschaftlichen Ruhm gebracht. Die vielleicht bekannteste Entdeckung beider ist die der Photozelle. Geitel war nicht promoviert, aber Elster; dennoch war jener im Jahre 1899 von der Universität Göttingen zum Dr. h.c. promoviert worden (seit 1896 war er Professor an der Großen Schule) und 1915 sogar Honorarprofessor der Herzoglichen Technischen Hochschule Braunschweig geworden.

Der damalige Direktor des Gymnasiums in Wolfenbüttel war Wilhelm Brandes, der vielleicht beste Freund Wilhelm Raabes in dessen letzten Braunschweiger Lebensjahren. Um 1900 fand in Wolfenbüttel noch einmal eine gewisse geistige Verdichtung statt, die bisher kaum wahrgenommen wird, da der Blick meistens auf das Braunschweig des späten Raabe gerichtet ist.

Geitel und Elster erhielten gleichzeitig den Ruf auf zwei vakant werdende Lehrstühle für Physik an der Universität Breslau, verbunden mit der Zusicherung der großzügigen Einrichtung eines Laboratoriums, doch zogen es beide vor, in Wolfenbüttel zu verbleiben.

Scholz ist von Geitel nie adoptiert worden, doch hat er eine sorgfältige Erziehung erhalten und das Gymnasium in Wolfenbüttel besucht, an dem er 1908 das Abitur bestand.

Noch im gleichen Jahr hat er sich dann an der Badischen Landeskunstschule als Schüler eingeschrieben. Auch in seiner Studienzeit und durch sein ganzes späteres Leben verkörpert Scholz – trotz aller späteren scharfen Karrikaturen des Bürgertums – den Typus eines Dandy, auf den er mit hoher Wahrscheinlichkeit in Wolfen-

<sup>47)</sup> Josephine Siebe: Das Wetterhexlein. Stuttgart, Berlin, Leipzig 1929. Zur Verfasserin vgl. Art. Josephine Maria Siebe. In: DLL. 2. Aufl. Bern 1956. Sp. 2714 sowie Bund bildender Künstler Karlsruhe 1982. S. 45f.

<sup>48)</sup> Bei den folgenden Schilderungen bin ich folgenden Titeln verpflichtet: Zuallererst Siegmund Holsten 1990, a. a. O., der wieder viel Unbekanntes mitteilt, dann: Art. Scholz. In: Thieme-Becker Bd. 30, 1936. S. 246; Art. Scholz. In: Vollmer Bd. 4, 1958. S. 213f.; Reclams Künstlerlexikon. Stuttgart 1978. S. 643; Badischer Kunstverein Karlsruhe 1975, a. a. O. S. 188ff.; Leo Mühlfarth: Kleines Lexikon Karlsruher Maler. Karlsruhe 1980. S. 101ff. und S. 183; Bund bildender Künstler Karlsruhe 1982, a. a. O. S. 16ff. und Michael Koch: Art. Georg Scholz. In: Badische Biographien. Neue Folge, Bd. 2. Hg. von Bernd Ottnad. Stuttgart 1987. S. 248f.

<sup>49)</sup> Zu Hans Geitel vgl. Martin Weiser: Art. Hans Geitel. In: NDB. Bd. 6, 1964. S. 164. Hans Geitel ist der Sohn von Karl Friedrich Wilhelm Theodor Geitel, der zum Freundeskreis um Hans Graf von Veltheim gehört, über den ich eine Dissertation vorbereite.

<sup>50)</sup> Zu Elster vgl. E. Rudolf Ottmer: Art. Julius Elster. In: NDB. Bd. 4, 1959. S. 468f.



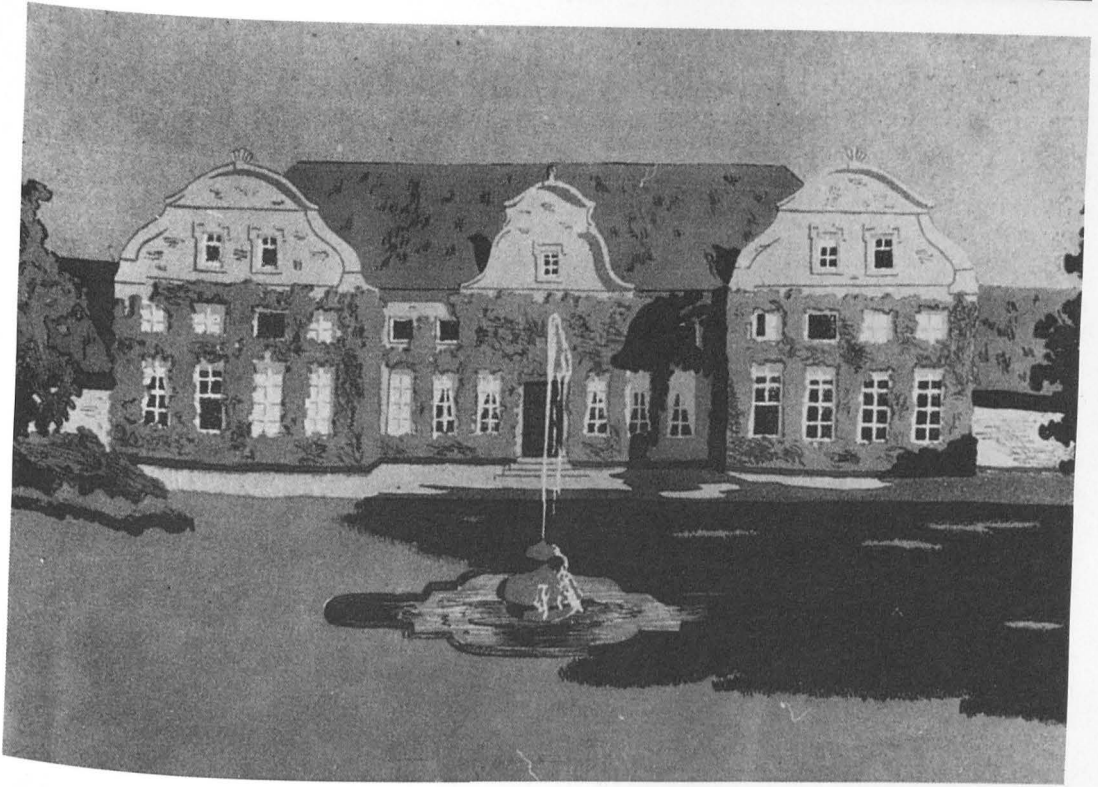


Abb. 25: Kleines Schloß in Blankenburg (Hzgt. Braunschweig). Bisher „Landhaus“.

büttel geprägt worden ist. Insbesondere sein Studienfreund Rudolf Schlichter, der selbst ein bedeutender Maler werden sollte, nimmt dies wahr und bemerkt vielleicht ein wenig neidisch, daß Scholz einen monatlichen Wechsel von 250 Mark von Geitel geschickt bekam<sup>51</sup>).

Scholz studierte in Karlsruhe bei den Malern Carl Langhein (1908–10), Ernst Schurth (1909), Caspar Ritter (1909/10), Ludwig Dill (1911/12) und Hans Thoma (1912–14); bei Wilhelm Trübner war er von 1912–1914 Meisterschüler. Zwischendurch verbrachte er noch ein Semester in Berlin bei Lovis Corinth. Deutlich ist die solide kunsthandwerkliche Ausbildung und die Beherrschung verschiedenster künstlerischer Techniken. Die Holzschnitte bereits während des Studiums weisen einen statischen Bildaufbau auf, der auch den Buchillustrationen eigen ist.

Zwar wird Scholz schon mit seiner Entscheidung nach Karlsruhe zu gehen zum Badener (und er wird sein gesamtes Leben dort bleiben), aber ein Bild mit dem Titel „Landhaus“ aus dem Jahre 1909 ist dafür aufschlußreich, daß Scholz zumindest noch einzelne braunschweigische Bildmotive weiterverarbeitete; es handelt sich eben nicht um ein „Landhaus“, sondern um das Kleine Schloß in Blankenburg<sup>52</sup>).

1914 heiratet Georg Scholz Elisabeth Hildinger, am 7. September wird beider Sohn Georg geboren. Er zieht dann für kurze Zeit nach Berghausen im Schwarzwald.

<sup>51</sup>) Siegm. Holsten 1990, a. a. O. S. 7. Dazu und knappst zur Beziehung zu Schlichter: Ursula Horn: Rudolf Schlichter und Georg Scholz zum 100. Geburtstag. In: Bildende Kunst. Zeitschrift für Kunst und Kritik H. 12, 1990. S. 26 ff.

<sup>52</sup>) Bund bildender Künstler Karlsruhe 1982, a. a. O. Abb. Nr. 2, S. 49. Erläuterung S. 22.

Die Beziehung zu seinem Pflegevater riß zumindest bis 1920 nicht ab. Immer wieder schrieb Scholz Postkarten und Briefe an Geitel, die heute im Elster/Geitel-Nachlaß in der Herzog August Bibliothek aufbewahrt werden<sup>53</sup>).

Der erste Brief von Scholz an seinen Pflegevater stammt vom 21. April 1900 und ist aus Blankenburg geschrieben und betrifft schulische Ängste und Probleme. Die erste Postkarte ist an Geitel in seiner Sommerfrische im Oberharz, in Voigtslust bei Clausthal, adressiert und stammt aus dem Jahre 1912. Bereits ein Jahr später unterzeichnet die Postkarten auch seine spätere Frau, Elise Hillinger.

Die erste Feldpostkarte stammt vom 24. Januar 1916 und kommt vom Truppenübungsplatz Heuberg (Bezirk Konstanz). Hier wird Scholz militärisch geschult und erst anschließend an die Front geschickt<sup>54</sup>). Demnach sind die biographischen Angaben, er habe 1914 bereits am Krieg teilgenommen, unglaublich.

Die Postkarten und Briefe während des Krieges betreffen häufig die Zusendung von Paketen, und besonders wichtig, wie Scholz nie versäumt mitzuteilen, Zigaretten. Auffällig ist die Anrede, die er gebraucht; er schreibt immer „Lieber Onkel Geitel!“. Die Unterzeichnung mit „Dein Georg“ wechselt unregelmäßig mit „Dein Georg Scholz“. Die Briefe und Karten vor Weggang aus dem Braunschweigischen sind in deutscher Schrift geschrieben, die aus dem Badischen und dem Krieg regelmäßig in lateinischer Schrift.

Pfingsten 1916 schreibt der Pflegesohn einen Brief von der Ostfront an Hans Geitel, der für die Geistesverfassung Scholzens im Krieg überaus interessant ist und deshalb hier ausschnittsweise wiedergegeben werden soll<sup>55</sup>):

„( . . . ) Ich habe mich in den kriegesischen Betrieb sehr schnell hineingefunden, so daß ich bereits seit 1½ Monaten als Kompagnieradfahrer u. Ordonanz verwendet werde.

Wir wurden ja auch gleich gut eingeführt hier. Du wirst gelesen haben, daß wir am 28. April nach 6 stündiger Artillerievorbereitung die russische Stellung stürmten, ( . . . ) 5600 Gefangene machten.

Ihr daheim könnt Euch kaum vorstellen, wie ein solch 6 stündiges Trommelfeuer wirkt. Die Luft rauscht und braust wie ein Meer, jeder Schuß, jedes Geräusch geht darin unter.

Vor unserer alten Stellung sah es schlimm aus, als wir vorgingen. Von der russischen Märzoffensive her lagen allein vor unserem Bataillonsabschnitt 9000 zerfetzte, faulende Russenleichen, oft zu 6–8 in einem Granatenloch, Beine, verbrannte Köpfe ohne Nasen und Ohren etc. etc. . . . Als wir anfangen uns in der neugewonnenen Linie einzubauen beschossen u. die Russen gründlichst, Granaten, Schrapnells, Schwefelgranaten, Fachbelingschütze, Gewehrsgeschosse mitten in der Luft umher. Am Schlimmsten wurde das Feuer jedesmal, wenn die Russen auf die eigenen Leute schossen, denn ganze Züge von Russen kamen in Marsch-Marsch zu uns übergelaufen über das freie Feld.

Da hat man jammervolle Bilder sehen können. Von einem guten Kameraden der mir aus Bruchsal gekommen war, fanden wir nur noch 1 Hand u. 1 Fuß.

Mit der Zeit wurde der Russe dann ruhiger.

Als Ordonanz habe ich den Vorteil, daß ich nicht zu arbeiten brauche habe dafür aber zuweilen gefährliche Gänge außerhalb des Grabens zu machen.

2 × ist auch eine Granate in 5 meter Abstand neben mir krepirt u. hat mich verschüttet. Aber ich habe schneller, wie viele andere mir den gänzlichen Fatalismus angewöhnt u. bin ohne Erschütterung von Leib u. Gemüt bisher aus allen Gefahren hervorgegangen.

Mit herzlichen Grüßen an Elsters

Dein Georg“

<sup>53</sup>) Der Nachlaß von Julius Elster und Hans Geitel. Verzeichnet von Bernd Kröger (= Kataloge der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel Bd. 16). Frankfurt am Main 1981. Postkarten: Nachlaß-Nrn. 2119 bis 2129; Briefe: Nachlaß-Nrn. 1210 bis 1221.

<sup>54</sup>) Elster/Geitel-Nachlaß, a. a. O. Nr. 2125.

<sup>55</sup>) Elster/Geitel-Nachlaß, a. a. O. Nr. 1212.

Bedenkt man die Angriffe an die bürgerliche Gesellschaft in den veristischen Blättern der frühen Zwanziger Jahre, etwa die „Apotheose des Kriegervereins“, so ist klar, daß Scholz wirklich wußte, worüber er sich künstlerisch ausdrückte. Sowohl das Interesse an Karillon, als auch die hochwertige Produktion zum „Simplizissimus“ können mit den Kriegererlebnissen in Zusammenhang gebracht werden. Im Oktober 1916 schreibt Scholz aus dem Feldlazarett; er hat Typhus und Ruhr und sehnt sich nach Frieden. Am 28. Dezember 1916 teilt er mit<sup>56)</sup>: „Zunächst werde ich nach meiner übrigen Genesung in die Front gehen u. daselbst ein Gesuch als Kriegsmaler loslassen. Die Akademie in Karlsruhe u. Trübner stellten mir hierfür gute Zeugnisse aus.“ Die Töne werden nun allmählich anders und Scholz stellt immer mehr den sich einschleichenden Stumpfsinn fest. Am 24. Juni 1917 fragt er Geitel, ob dieser wegen einer Beförderung zum Unteroffizier und Reserveoffizier als Bürgen dienen möchte<sup>57)</sup>. Der letzte Brief schließlich kommt aus Frankreich aus dem Felde, vom 21. Dezember 1917, in dem er meint<sup>58)</sup>: „Immerhin sieht Frankreich hinter der Front doch ganz anders aus wie Rußland.“

Vom 1. Januar 1920 datiert eine Postkarte mit einer Gesamtansicht von Grötzingen (in der Nähe Karlsruhes), wohin er nach dem Krieg gezogen war<sup>59)</sup>. Zu dieser Zeit war Grötzingen geradezu eine Malerkolonie. Die letzte Zeile Scholzens an Geitel stammt merkwürdigerweise aus Wolfenbüttel, wo er sich scheinbar gerade aufhielt, und ist wieder an Geitel in Voigtstrost im Harz gerichtet. Sie ist undatiert, stammt aber wohl auch aus der Zeit um 1920<sup>60)</sup>.

Hans Geitel stirbt am 8. August 1923 in Wolfenbüttel. Aus der Zeit zwischen 1920 und 23 hat sich keine Korrespondenz erhalten. Offenbar wurde er nach dem Krieg auch nicht mehr von Geitel unterstützt, so daß er u. a. seinen Lebensunterhalt mit der Gestaltung von Zigarettencartons verdienen mußte.

Die Buchillustrationen, die ebenfalls um 1920 einsetzen, sind nicht zuletzt wohl auch als Auftragsarbeiten zur finanziellen Absicherung seiner Familie anzusehen. Nach futuristischen Arbeiten folgt eine Periode des Verismus. Scholz wird Mitglied der Karlsruher Künstlersektion „Rih“, die ihren Namen nach dem Hengst des Karl May-Helden Old Shatterhand führte und der auf Rudolf Schlichter zurückging.

Bis 1922 war er Mitglied der Berliner „Novembergruppe“ und unterhielt bereits seit 1919 Beziehungen zu den politischen Dadaisten, zu denen u. a. John Heartfield, George Grosz und Otto Dix sowie der aus Karlsruhe weggegangene Rudolf Schlichter gehörte. Insbesondere die Themenarsenale von Grosz und Dix übten einen entscheidenden Einfluß auf die veristische Malerei von Scholz aus. 1923 wird er Assistent der Lithographenklasse an der Badischen Landeskunstschule, 1924 Leiter der Vorbereitungsklasse und im Dezember 1925 wird er zum Professor ernannt.

Künstlerisch ist sein Weg eher der zur Neuen Sachlichkeit geworden; in der zweiten Hälfte der Zwanziger Jahre wendet er sich unter dem Einfluß der französischen Malerei von Picasso und Derain dem ohnehin schon mit viel Interesse behandelten Gebiet der Aktmalerei zu. Dies verstärkt sich noch durch die Freundschaft mit dem ebenfalls an der Karlsruher Kunsthochschule Bildhauerei lehrenden Christoph Voll; zunehmend ist Scholz an der Frage der Plastizität interessiert. 1933 wird Scholz, dessen Arbeiten und zeitweiliges politisches Engagement den Nationalsozialisten ein Dorn im Auge geblieben war, aus seiner Tätigkeit an der Landeskunstschule entlassen. Erneut stellt sich die Frage nach der Finanzierung des Lebensunterhaltes.

Zunächst bezieht er ein Atelier in Haßmersheim; 1935 bezieht er schließlich sein eigenes Haus in Waldkirch bei Freiburg im Breisgau. 1934 besucht er ausführlich das Kloster Beuron, um bereits ein Jahr später zum katholischen Glauben zu konvertieren. Den Lebensunterhalt verdient Scholz in dieser inneren Emigration durch reine Porträtaufträge und Malereien militärischen Inhalts, deren Aufträge er durch den Obersten a. D. Erich

<sup>56)</sup> Ebd. Nr. 1216.

<sup>57)</sup> Ebd. Nr. 1219.

<sup>58)</sup> Ebd. Nr. 1221.

<sup>59)</sup> Ebd. Nr. 2128.

<sup>60)</sup> Ebd. Nr. 1229.





Abb. 26: Kleinstadt bei Tage. 1922–23.



Abb. 27: Kleinstadt bei Nacht. 1923.

Blankenhorn erhält. Schließlich malt Scholz noch in Freiburg-Herdern die St. Urbankirche mit Fresken aus. 1937 muß er miterleben, wie ein Großteil seiner Werke aus öffentlichen Sammlungen entfernt und verfiemt werden.

In den letzten Kriegsjahren verfaßt er einen Roman mit dem Titel „Anton Bundschuh“<sup>61)</sup>.

1945 wird Georg Scholz von der französischen Militärregierung zum Bürgermeister von Waldkirch ernannt, stirbt aber bereits am 27. November dort.

Die lange als verschollen geltenden Bilder „Kleinstadt bei Tage“ und „Kleinstadt bei Nacht“ aus den Jahren 1922/23 zeigen sehr deutlich, worum es Scholz in der Kunst der Zwanziger Jahre eigentlich ging. Sie sollen hier nicht genau analysiert werden<sup>62)</sup>, sondern nur bemerkt werden, wie sehr die Parallelität zwischen braunschweiger und badischer Kleinstadt auffällt. Nicht die Landschaftsspezifik ist das beherrschende Thema, sondern es geht um Aussagen über allgemeine Sachverhalte. Die Brüchigkeit und Monströsität bürgerlichen Lebens, seine Dialektik und Ambivalenz werden mit sezierischem Blick aufgedeckt. Die Figurenzeichnung ist genau die der Buchillustration. Der Metzger aus der „Kleinstadt bei Tage“ ist genau derselbe wie der weiter oben bei Adam Karillon vorkommende; das Wirtshaus „Zur deutschen Eiche“ ist eine Parallele zu dem „Zum faulen Hobel“, die gespenstische Beleuchtung der „Kleinstadt bei Nacht“ ähnelt der der nächtlichen Don Quijoterie, der Kriegerverein treibt sein nächtliches Unwesen, die Beleuchtung der bürgerlichen Schlafzimmerstube ähnelt der des „Bahnwärterhauses“ usw.

<sup>61)</sup> Dieses Buch ist in keiner deutschen Nationalbibliographie nachweisbar.

<sup>62)</sup> Vgl. dazu vor allem Siegmund Holsten 1990, a. a. O. S. 34 ff. und Marlene Angermeyer-Deubner 1988, a. a. O. passim.



Abb. 28: Georg Scholz: Selbstbildnis vor der Litfaßsäule. 1926.

Zu den inhaltlichen und gestalterischen Mitteln der besten seiner buchkünstlerischen Arbeiten paßt das Selbstporträt vor einer Litfaßsäule aus dem Jahre 1926. Die Dialektik zwischen Umwelt und menschlicher Welt wird ganz deutlich. Einsamkeit und gleichzeitig innerlich bewußtes Dasein macht hier die Künstlerpersönlichkeit Georg Scholz aus. Die Komposition der einzelnen Bildelemente, die an sich realistisch wiedergegeben sind, führt zu einer Magie der Gesamtaussage.

Georg Scholz ist ein magischer Realist. Er kennt die Phantastik, deren natürlichen Urgrund, der Literatur, er sich in der Buchkunst nähert. Der Phantastik von Ideen wird die Dingwelt der Realität entgegengestellt. Der Blick des Betrachters wird magisch gefesselt. Die Magie der Literatur wird künstlerische Bildwelt.

In Baden ist Scholz nicht vergessen; in Braunschweig war er wohl nie bekannt.

## Bibliographie

### 1. Von Georg Scholz illustrierte Bücher, chronologisch geordnet

Robinson Crusoe. Seine Lebensschicksale, Erfahrungen und Abenteuer. Nach dem Original von Daniel De Foe für die deutsche Jugend bearbeitet von Friedrich Meister. Mit vielen bunten und schwarzen Bildern von Georg Scholz.

Leipzig: Abel & Müller <1920>. 172 S., 8° <vermutl. 2 Aufl.; 5 farbige, ganzseitige Bilder auf Tafel; 25 schwarzweiße Zeichnungen, davon 8 ganzseitig. Wahrscheinlich durchgängig farbig auf Vorder- und Rückseite gestalteter Einband>.

Sächsische Landesbibliothek Dresden: Ki 5 A 5956 (in nachgebundenem Bibliothekseinband)

M<iguel> de Cervantes: Don Quijote von der Mancha. Für die Jugend bearbeitet von Albert Geyer. Mit 8 farbigen und vielen schwarzen Bildern nach Zeichnungen von Georg Scholz.

Leipzig: Abel & Müller <1921>. 256 S., 8° <8 farbige, ganzseitige Bilder auf Tafel; 36 schwarzweiße Zeichnungen, davon 10 ganzseitig. Durchgängig farbig illustrierter Einband auf Vorder- und Rückseite sowie Buchrücken>.

Privatbesitz Bad Harzburg

Der abenteuerliche Simplicissimus von Grimmelshausen. Ein Lebensbild aus dem Dreißigjährigen Kriege. Für die Jugend bearbeitet von Hanns Gieseler. Mit 6 farbigen und vielen schwarzen Bildern von Georg Scholz.

Leipzig: Abel & Müller <1922>. 216 S., 8° <6 farbige, ganzseitige Bilder auf Tafel; 32 schwarzweiße Zeichnungen, davon 7 ganzseitig. Durchgängig farbig illustrierter Einband auf Vorder- und Rückseite sowie Buchrücken>.

Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: Wa 9626

Adam Karillon: Am Stammtisch „Zum faulen Hobel“. Umschlag und Zeichnungen von Georg Scholz.

Konstanz/Baden: Reuß & Itta <1922>. 492 S., 8° (= Die gelb-roten Bücher Bd. 10) <21 kleine Schwarzweiß-Zeichnungen. Vorderer Einbanddeckel farbig gestaltet; wahrscheinlich ursprünglich auch hinterer Einband und Buchrücken>.

Badische Landesbibliothek Karlsruhe: OZA 498, 10 (mit beschädigtem Einband: nur der vordere Einbanddeckel ist ursprünglich)

Konrad Arnold Bergmann: Himmelhoch jauchzend – Zum Tode betrübt. Aus einem Tagebuch.

Konstanz/Baden: Reuß & Itta 1923. 112 S., 8° (= Die gelb-roten Bücher Bd. 14)

<9 ganzseitige Schwarzweiß-Zeichnungen mit Rahmungen, vordere Einbandzeichnung zusätzlich leicht grün koloriert; wahrscheinlich ursprünglich gleichartiger Schutzumschlag>.

J<ohann> P<eter> Hebel: Ausgewählte Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes. Für die Jugend zusammengestellt von Dr. Gustav Plieninger. Neu durchgesehen von Karl Hobrecker.

Stuttgart, Berlin, Leipzig: Union Deutsche Verlagsgesellschaft <1927>. 174 S., 8° (= Union Jugend-Bücherei) <4 ganzseitige Schwarzweiß-Zeichnungen, wahrscheinlich farbig gestalteter vorderer Bucheinband>.

Württembergische Landesbibliothek Stuttgart: Paed. J. oct. 2283 (in Bibliothekseinband)

Josephine Siebe: Das Wetterhexlein. Fröhliche Jungmädchengeschichten. Mit einem farbigen Titelbild, einem mehrfarbigen Umschlag und drei Textzeichnungen von Georg Scholz.

Stuttgart, Berlin, Leipzig: Union Deutsche Verlagsgesellschaft <1929>. 90 S., 8° <1 farbiges Vorsatzblatt; farbiger Schutzumschlag; 3 Schwarzweiß-Zeichnungen>.

<vom Verfasser nicht gesehen>.

### 2. Sekundärliteratur

Curjel, Hans: Zur Entwicklung des Malers Georg Scholz. In: Das Kunstblatt, hg. von Paul Westheim VII, 1923. S. 257–264.

Art. Scholz. In: Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. Begr. von Ulrich Thieme und Felix Becker. 30. Bd., hg. von Hans Vollmer. Leipzig 1936. S. 246.

Art. Josephine Maria Siebe. In: Deutsches Literatur-Lexikon. Biographisch-bibliographisches Handbuch, hg. von Wilhelm Kosch. 2. Aufl. Bern 1956. Sp. 2714.

- Art. Scholz. In: Hans Vollmer (Hg.): Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler des XX. Jahrhunderts, Bd. 4, Leipzig 1958. S. 213f.
- E. Rudolf Ottmer: Art. Julius Elster. In: Neue Deutsche Biographie, hg. von der historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 4. Berlin 1959. S. 468f.
- Martin Weiser: Art. Hans Geitel. In: Neue Deutsche Biographie, hg. von der historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 6. Berlin 1964. S. 164.
- Art. Arnold Bergmann. In: Deutsches Literatur-Lexikon. Biographisch-Bibliographisches Handbuch, begr. von Wilhelm Kosch. 3. völlig neu bearb. Aufl. Bd. 1. Bern und München 1968. Sp. 425.
- Staatliche Kunsthalle Karlsruhe: Katalog Neuere Meister (19. und 20. Jahrhundert), bearb. von Jan Lauts und Werner Zimmermann. Karlsruhe 1971.
- Badischer Kunstverein Karlsruhe und Arbeitsgruppe am Kunsthistorischen Institut der Universität Heidelberg: Georg Scholz. Ein Beitrag zur Diskussion realistischer Kunst. Karlsruhe 1975.
- Robert Darmstaedter: Reclams Künstlerlexikon. Erw., berichtigte und erg. Neuausgabe Stuttgart 1978. S. 643.
- Leo Mülfarth: Kleines Lexikon Karlsruher Maler. Karlsruhe 1980.
- Staatliche Kunsthalle Karlsruhe: Kunst in Karlsruhe 1900–1950. Ausstellung im Badischen Kunstverein. Karlsruhe 1981.
- Art. Adam Karillon. In: Deutsches Literatur-Lexikon. Biographisch-Bibliographisches Handbuch, begr. von Wilhelm Kosch. 3. völlig neu bearb. Aufl. Bd. 8. Bern und München 1981. Sp. 929.
- Der Nachlaß von Julius Elster und Hans Geitel. Verzeichnet von Bernd Kröger (= Kataloge der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. Die neue Reihe, der ganzen Reihe Bd. 16). Frankfurt am Main 1981.
- Bund bildender Künstler Karlsruhe (Hg.): Georg Scholz. Das druckgraphische Werk. Ausstellung in der Künstlerhaus-Galerie. Karlsruhe 1982.
- Koch, Michael: Art. Georg Scholz. In: Badische Biographien. Neue Folge, Bd. II, im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg hg. von Bernd Ottnad. Stuttgart 1987. S. 248f.
- Angermeyer-Deubner, Marlene: Neue Sachlichkeit und Verismus in Karlsruhe 1920–1933. Karlsruhe 1988.
- Juranek, Christian: Georg Scholz. In: Martin Bircher und Christian Juranek: Simplicissimus heute. Ein barocker Schelm in der Kunst des 20. Jhs. (= Malerbuchkataloge der Herzog August Bibliothek Nr. 4). Wolfenbüttel 1990. S. 76f.
- Horn, Ursula: Rudolf Schlichter und Georg Scholz zum 100. Geburtstag. In: Bildende Kunst. Zeitschrift für Kunst und Kritik H. 12, 1990. S. 26–28.
- Holsten, Siegmars: Georg Scholz. Gemälde, Zeichnungen, Druckgraphik. Karlsruhe 1990 (= Bildhefte der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe Nr. 13).

### Photonachweis

- 0–23: Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel (z. T. Verfasser).
- 24: Aus: Bund bildender Künstler Karlsruhe 1982, a. a. O. S. 49.
- 25–27: Aus: Siegmars Holsten 1990, a. a. O. S. 36, 37 und 51.

Anschrift des Verfassers:

Christian Juranek  
Holunderweg 12  
3388 Bad Harzburg



Wolfgang Winkel

## Zur Nutzung von Nistkästen durch Kleinvögel im Jahreslauf

### Befunde aus dem Braunschweiger „Höhlenbrüterprogramm“

Die zum Institut für Vogelforschung „Vogelwarte Helgoland“ (Hauptsitz in Wilhelmshaven) gehörige Außenstation Braunschweig für Populationsökologie (Leitung bis 1977 durch Dr. Rudolf Berndt, ab 1978 durch Verf.) untersucht Meisen und andere Höhlenbrüter [2]. Diese Arten lassen sich mit Hilfe von Nistkästen in jeweils relativ hoher Brutpaar-Dichte ansiedeln; denn in den heutigen Wirtschaftswäldern stellt in der Regel nicht die Nahrung sondern das Naturhöhlen-Angebot den begrenzenden Faktor dar. Nistkästen sind jedoch nicht nur während der Brutsaison für verschiedene Kleinvögel von Bedeutung; einige Arten schätzen sie z. B. auch als Schlafplatz im Winter [9, 10]. Dies dürfte vor allem energetische Gründe haben [3]. Da Winternächte für Vögel oft eine kritische Situation darstellen, ist es für sie lebenswichtig, einen z. B. vor Wind und Kälte möglichst gut geschützten Übernachtungsplatz zu finden.

#### Nistkästen als Kleinvogel-Schlafplatz während des Winters

Im Rahmen einer Gemeinschaftsarbeit [9] wurden in 44 mit künstlichen Nisthöhlen bestückten Untersuchungsgebieten über mehrere Jahre hinweg jeweils an einem Dezember- und Märztermin insgesamt über 17000 in Nistkästen nächtigende Vögel registriert. Am häufigsten waren Kohlmeisen (75,8% aller erfaßten Vögel), gefolgt von Kleiber (13,3%), Blaumeise (8,0%) und Feldsperling (2,7%). Dazu kommen einige Belege für Buntspecht, Kleinspecht und Star sowie – als Ausnahmeerscheinung – Feststellungen von Sumpfmehle und Gartenbaumläufer. Nach Literaturangaben (s. [9]) sind außerdem Einzelfälle folgender Arten bekannt geworden: Weiden-, Tannen- und Haubenmeise sowie Grün-, Grau- und Mittelspecht. Ein gemeinsames Übernachten von zwei oder mehr Individuen in einer Höhle wurde nur bei Feldsperlingen und Staren festgestellt.

Bemerkenswert ist, daß von den verschiedenen Meisen-Arten praktisch nur Kohlmeisen und (mit deutlich geringerer Neigung) Blaumeisen Nisthöhlenschläfer sind. Letztere und vor allem die oben genannten anderen Meisen-Arten bevorzugen zum Nächtigen enge Höhlungen, „wobei sie den Hohlraum mit dem Körper ganz ausfüllen“ [4]. Für die größere Kohlmeise dagegen stellen künstliche Nisthöhlen offenbar einen guten Übernachtungsplatz dar.

#### Nistkästen als Kohlmeisen-Schlafplatz im Jahreslauf

Regelmäßig über das Jahr verteilte Nisthöhlen-Kontrollen ließen hinsichtlich der in leeren Höhlen schlafenden Kohlmeisen zwei Maxima erkennen: Ein Gipfel im Winter (November/Dezember) und ein zweiter (niedrigerer) im Juli und August – der Hauptmauserzeit der Kohlmeise (Abb. 1), was nicht durch Häufigkeitsunterschiede der Kohlmeisen im Untersuchungsgebiet bedingt ist. Danach ist anzunehmen, daß das Nächtigen in einer Höhle für die Kohlmeise außer im Winter auch während der Mauserzeit energetische Vorteile bietet (durch Schutz vor negativen Witterungseinflüssen).

Daß Kohlmeisen- $\sigma^7$  in der Regel vor Beginn der Brutzeit vom Schlafen in einer Höhle zum Nächtigen im Geäst überwechseln (nur 3  $\sigma^7$  erwiesen sich bei der in Abb. 1 dokumentierten Kontrollserie als sog. „Dauerhöhlenschläfer“), erfolgt aus „inneren“ Gründen und ist nicht durch Höhlenmangel bedingt; denn im Untersuchungsgebiet blieben wegen des Nistkasten-Überangebots zu jedem Zeitpunkt eine größere Zahl an Nisthöhlen unbesetzt. Da das Requisit „Höhle“ jedoch normalerweise knapp ist, dürfte dies die Herausbildung des Nächtigungsverhaltens der Kohlmeise indirekt beeinflussen haben. Für die Populationsdynamik der Art

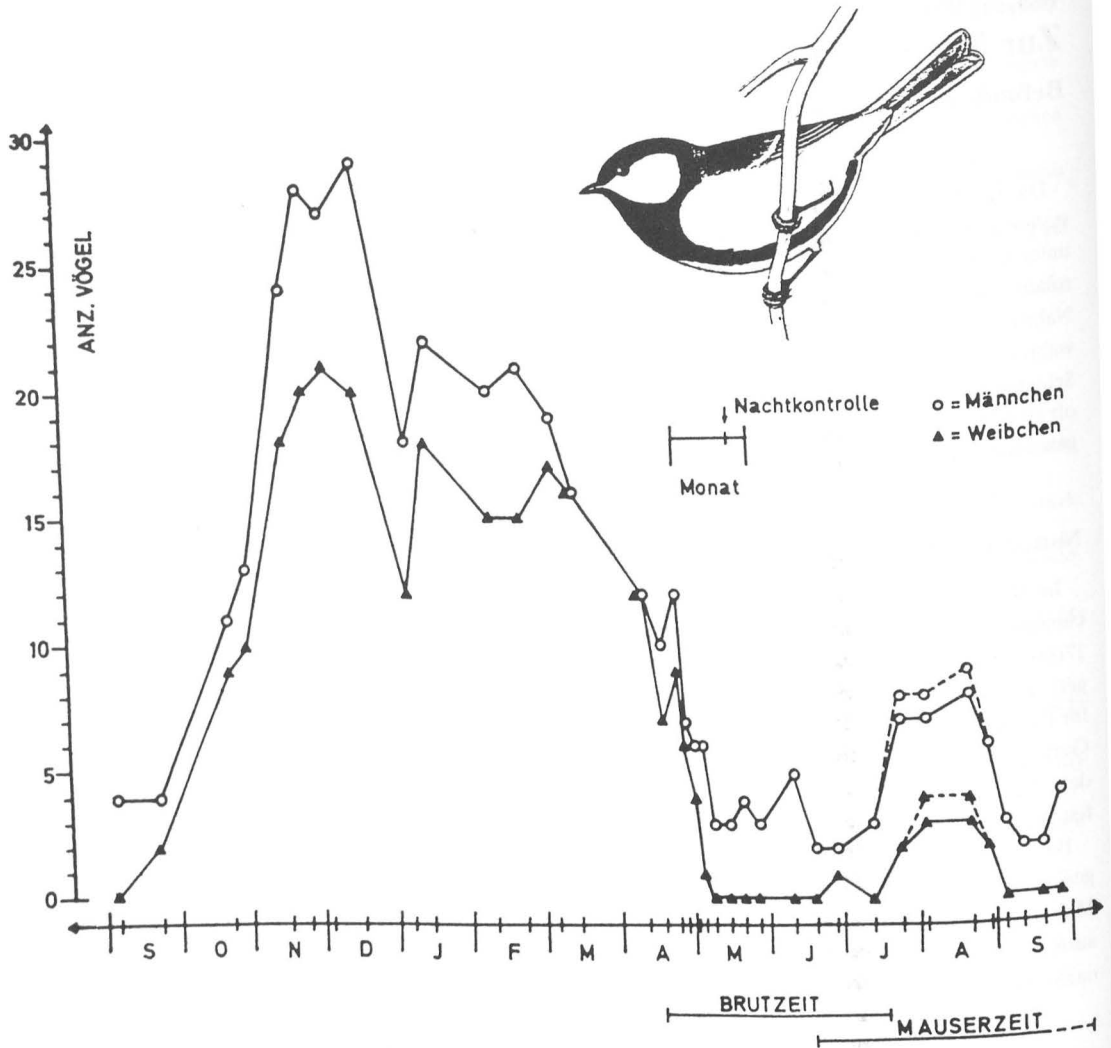


Abb.1. Anzahl der in einem 10ha großen Versuchsgebiet in leeren Nisthöhlen schlafenden Kohlmeisen (*Parus major*) im Jahreslauf (der gestrichelte Kurvenverlauf zur Mauserzeit schließt Kohlmeisen im Jungendkleid mit ein), nach [9] verändert.

wäre es jedenfalls sehr nachteilig, wenn Kohlmeisen- $\sigma^7$  auch während der Brutzeit potentielle Bruthöhlen blockierten, nur weil sie diese zum Nächtigen beanspruchen.

#### Das Übernachten in einer Nisthöhle während der Nestlingsphase (Kohlmeise, Blaumeise, Trauerschnäpper)

Bei Kohlmeisen, Blaumeisen und Trauerschnäppern wird das Bebrüten des Geleges und das Wärmen (=Hütern) der Jungen allein vom  $\varnothing$  übernommen. Dabei stellt sich die Frage, ob der Altvogel bis zum Ausfliegen der Jungen bei seinen Nestlingen in der Höhle schläft oder schon früher zum Nächtigen im Freien überwechselt.

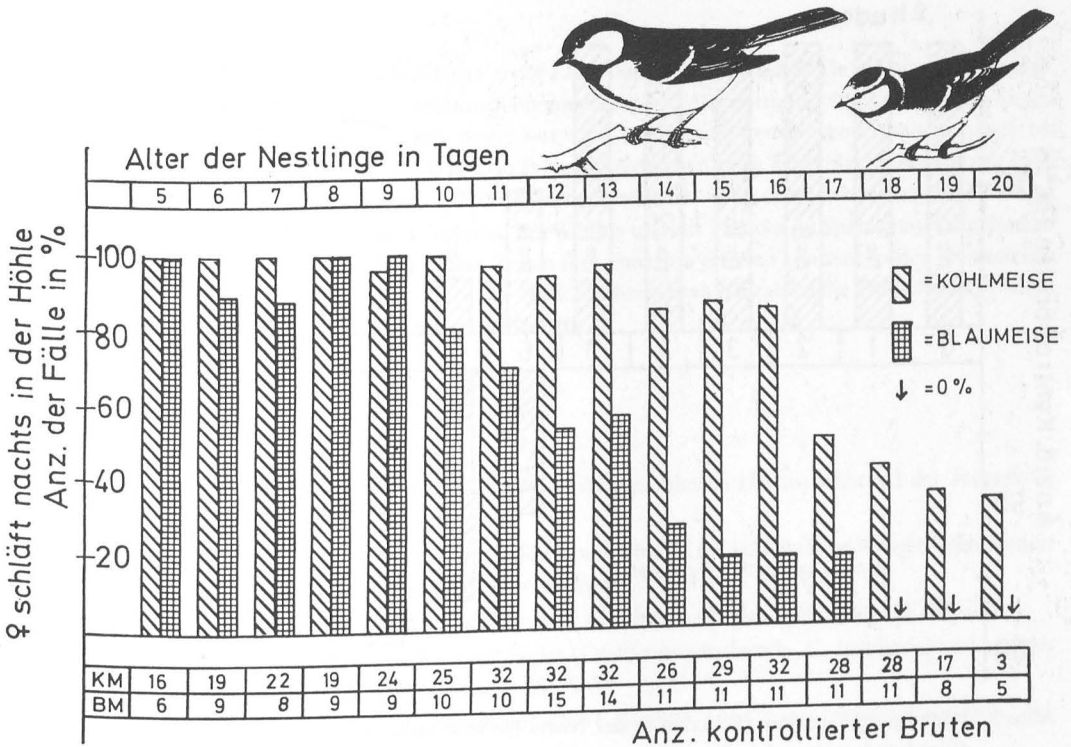


Abb. 2. Nächtungsverhalten (Schlafen in der Nisthöhle bzw. außerhalb) bei weiblichen Kohl- und Blaumeisen (*Parus major* und *P. caeruleus*) in Beziehung zum Jungenalter, nach [1].

Kohl- und Blaumeise: Abb. 2 läßt deutliche Unterschiede im Nächtungsverhalten zwischen weiblichen Kohl- und Blaumeisen während der Nestlingsphase erkennen. Während bei der Kohlmeise manche ♀ bis zum Ausfliegen der Jungen (mit 18–20 Tagen) in der Nisthöhle schliefen, konnte dies bei Blaumeisen in keinem Fall festgestellt werden. Bei der Blaumeise ging der Prozentsatz an ♀, die in der Nisthöhle übernachteten, viel mehr schon ab 10-tägigen Jungen merklich und ständig zurück (dieser Unterschied wird im Zusammenhang mit Befunden über das Abwehrverhalten nestjunger Kohl- und Blaumeisen verständlich, s. u.).

Trauerschnäpper: Abb. 3 zeigt, daß beim Trauerschnäpper bis zu einem Alter der Jungen von 5 Tagen stets alle ♀ in der Nisthöhle schlafen, während bei 6-tägigen Jungen bereits jedes zweite ♀ die Nacht außerhalb der Nisthöhle verbringt. Junge, die älter als 6 Tage sind, werden normalerweise nachts nicht mehr vom ♀ gewärmt. Die normale Periode des Nisthöhlenschlafens bei den Jungen endet beim Trauerschnäpper also nach der 6., 7. oder 8. Nacht.

### Diskussion der Unterschiede im Nächtungsverhalten während der Nestlingsphase zwischen Meisen und Trauerschnäppern

Bei der Evolution des Nächtungsverhaltens von Höhlenbrütern hat offenbar nicht nur der Schutz vor Wind und Kälte eine Rolle gespielt, sondern auch der Sicherheitsfaktor [7]. In einer Höhle zu schlafen dürfte gefähr-



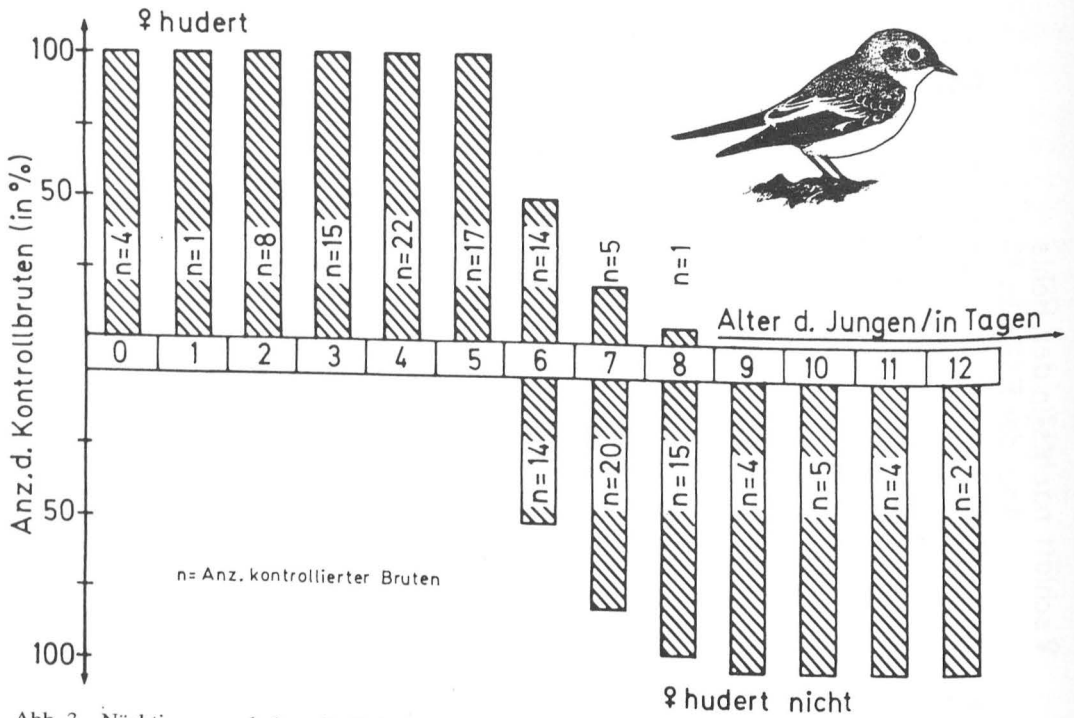


Abb. 3. Nächtigungsverhalten (Schlafen in der Nisthöhle bzw. außerhalb) bei weiblichen Trauerschnäppern (*Ficedula hypoleuca*) in Beziehung zum Jungenalter, nach [6].

licher sein (da der Vogel hier Feinden in der Regel nicht entkommen kann), als das Nächtigen z. B. im dichten Laubwerk der Bäume. Unter diesem Gesichtspunkt verwundert es zunächst, daß im Gegensatz zum Trauerschnäpper bei Kohl- und Blaumeisen die ♀ länger bei den Jungen in der Höhle schlafen, als dies für den Wärmerhaushalt der Nestlinge notwendig wäre. (Gesunde Trauerschnäpper-Junge sind etwa vom 7. Lebenstag an Meisenjunge etwa vom 8. oder 9. Lebenstag an.)

Eine Erklärungsmöglichkeit für die zwischen den Arten festgestellten Unterschiede in der Dauer des Höhlenschlafens ergibt sich durch das verschiedene Verhalten bei Feindattacken am Nistkasten. Während sich in einer solchen Situation Trauerschnäpper ♀ nur stumm ins Nest ducken, reagieren Meisen ♀ meist mit einem charakteristischen Abwehrverhalten – dem sog. Zischen. Dies vermag auch ihren Nestlingen einen gewissen Schutz zu bieten, wozu Trauerschnäpper ♀ nicht in der Lage sind. Deshalb erscheint es durchaus sinnvoll, daß beim Trauerschnäpper (im Gegensatz zu den Meisen) die ♀ zum frühest möglichen Zeitpunkt – sobald die Nestlinge ohne die Wärmezufuhr des hudernden Altvogels auskommen – vom Höhlenschlafen zum Nächtigen im Freien überwechseln.

Bei Kohlmeisen war der Trieb, zusammen mit den Jungen zu übernachten, stärker ausgeprägt, d. h. er hielt länger an als bei Blaumeisen. Wahrscheinlich ist auch dieser Befund mit dem Abwehrverhalten zu erklären. Bei Blaumeisen äußern nämlich im Gegensatz zur Kohlmeise auch Nestlinge zischende Laute. Regelmäßige Kontrollen zeigten, daß junge Blaumeisen im Alter von durchschnittlich 11 Tagen mit dem „Zischen“ beginnen selbst in der Lage, Feinde abzuschrecken.

### Schlußbemerkung

Da sich der Bestand unserer heutigen Wälder in erster Linie nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten richtet, ist in den Forsten häufig eine unnatürliche Artenzusammensetzung und Altersstruktur festzustellen. Sie bieten deshalb für höhlenbrütende Waldvögel auch meist nur eine ökologisch weniger gute (suboptimale) bis schlechte (pessimale) Struktursituation und können von vielen Arten erst nach Einbringung künstlicher Nisthöhlen optimal besiedelt werden. Von einigen Arten werden Nistkästen – wie oben näher ausgeführt – nicht nur zur Brutzeit genutzt, sondern z. B. auch während des Winters und zur Zeit der im Spätsommer stattfindenden Mauser. Damit die Nistkästen auch zu diesen Zeiten ihre Funktion erfüllen können, sollten sie nach der Brutzeit möglichst bald gesäubert werden; denn alte Nester beherbergen oft zahlreiche Parasiten, was Vögel in der Regel veranlaßt, ungereinigte Höhlen zu meiden [8].

### Literatur

- [ 1 ] R. Berndt, W. Winkel (1972) Über das Nüchternen weiblicher Meisen (*Parus*) während der Jungenaufzucht. *J. Orn* 113, 357–365.
- [ 2 ] R. Berndt, W. Winkel (1980) Über die Außenstation Braunschweig für Populationsökologie beim Institut für Vogelforschung „Vogelwarte Helgoland“. *Braunschweig. Heimat* 66, 57–60.
- [ 3 ] S. Ch. Kendeigh (1961) Energy of birds conserved by roosting in cavities. *Wils. Bull.* 73, 140–147.
- [ 4 ] H. Löhrl (1955) Schlafgewohnheiten der Baumläufer (*Certhia brachydactyla*, *C. familiaris*) und anderer Kleinvögel in kalten Winternächten. *Vogelwarte* 18, 71–77.
- [ 5 ] W. Winkel (1972) Beobachtungen zum Abwehrverhalten („Zischen“) nestjunger Meisen (*Parus* spp.). *Vogelwelt* 93, 68–71.
- [ 6 ] W. Winkel, R. Berndt (1972) Beobachtungen und Experimente zur Dauer der Huderperiode beim Trauerschnäpper (*Ficedula hypoleuca*). *J. Orn* 113, 9–20.
- [ 7 ] W. Winkel, M. Frantzen (1991) Zur Populationsdynamik der Blaumeise (*Parus caeruleus*): Langfristige Studien bei Braunschweig. *J. Orn* 132, 81–96.
- [ 8 ] W. Winkel, H. Hudde (1988) Über das Nüchternen von Vögeln in künstlichen Nisthöhlen während des Winters. *Vogelwarte* 34, 174–188.
- [ 9 ] W. Winkel, D. Winkel (1973) Höhlenschlafen bei Kohlmeisen (*Parus major*) zur Zeit der Brut und Mauser. *Vogelwelt* 94, 50–60.
- [ 10 ] W. Winkel, D. Winkel (1980) Winteruntersuchungen über das Nüchternen von Kohl- und Blaumeisen (*Parus major* und *P. caeruleus*) in künstlichen Nisthöhlen eines niedersächsischen Aufforstungsgebietes mit Japanischer Lärche *Larix leptolepis*. *Vogelwelt* 101, 47–61.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Wolfgang Winkel  
 Außenstation Braunschweig für Populationsökologie  
 Weddel  
 Bauernstr. 14.  
 D(West)-3302 Cremlingen.

Wolfgang Winkel

## Langfristige Bestandstrends

### Befunde aus dem Braunschweiger „Höhlenbrüterprogramm“

Für Langzeit-Untersuchungen an Meisen und anderen in Höhlen brütenden Waldvogel-Arten im Braunschweiger Raum wurden ab 1952 – verteilt über ca. 1200 qkm – mehr als zwanzig Versuchsgebiete eingerichtet und mit insgesamt rund 3000 künstlichen Nisthöhlen bestückt (Näheres dazu s. [3]). Als Fragestellung stand zunächst die Problematik der biologischen Schädlingsbekämpfung im Vordergrund. Doch trat diese Richtung schon bald zu Gunsten einer populationsbiologischen Grundlagenforschung mit Hilfe des Vogelringes als individueller Markierung zurück. Deshalb war es folgerichtig, daß die anfangs im Rahmen der ehemaligen staatlich anerkannten Vogelschutzwarte Niedersachsen tätige Station 1967 dem Institut für Vogelforschung „Vogelwarte Helgoland“ (Hauptsitz in Wilhelmshaven) als „Braunschweiger Außenstation für Populationsökologie“ mit Sitz in Cremlingen-Weddel angegliedert wurde (Leitung bis 1977 durch Dr. Rudolf Berndt, ab 1978 durch Verf.).

Neben der Kennzeichnung meist sämtlicher in künstlichen Nisthöhlen erbrüteten Jungvögel werden jährlich auch zahlreiche Elternvögel individuell unter Kontrolle gehalten. Zur Erfassung der Nistkasten-Besetzung und der brutbiologischen Parameter (z. B. Legebeginn, Eizahl, Anzahl flügge gewordener Nestlinge) erfolgen in der Regel jeweils mindestens drei, meist jedoch sehr viel mehr Brutzeit-Kontrollen. Daran sind auch zahlreiche ehrenamtliche Mitarbeiter beteiligt, denen die Braunschweiger Außenstation für ihre Hilfe großen Dank schuldet.

Anhand unserer Daten über die Brutpaarzahlen ergeben sich für die Versuchsvögel auch Hinweise auf den langfristigen Bestandsverlauf, was im folgenden für einige Arten näher aufgezeigt werden soll. Da das Nistkasten-Angebot in den Untersuchungsflächen jeweils größer als „benötigt“ war, d. h. nicht limitierend wirkte, konnten die Häufigkeitsschwankungen der Höhlenbrüter klar erkannt werden. Bruten in Naturhöhlen dürften bei den ausgewählten Arten in den herangezogenen Gebieten nur ausnahmsweise vorgekommen sein.

#### Trauerschnäpper (*Ficedula hypoleuca*)

Kaum eine andere Vogelart ist in ihrem Vorkommen bzw. ihrer Häufigkeit so stark vom Angebot künstlicher Nisthöhlen abhängig wie der Trauerschnäpper. Vermutlich wachsen gegenwärtig nur etwa 5 % der Bruten in einer Naturhöhle, alle anderen dagegen in Kunsthöhlen auf [5].

In Abb. 1 sind die ab 1957 aus dem Braunschweiger Raum vorliegenden Aufzeichnungen über den Populationsverlauf des Trauerschnäppers zusammengestellt [8]. Zwischen den einzelnen Jahren existieren zum Teil erhebliche Schwankungen. Die maximale Brutpaarzahl (284 pro 100 ha) lag um etwa das Doppelte höher als die festgestellte minimale Brutpaardichte (139 pro 100 ha). Für die gesamte Bestandskurve ergibt sich kein signifikanter Trend ( $r = -0,14$ )

Die Frage nach den populationsregulierenden Faktoren ist beim Zugvogel Trauerschnäpper noch weitgehend ungeklärt. Da die Art zu den Transsaharaziehern gehört, könnten z. B. Dürrejahre und Trockenperioden der Sahelzone (als erschwerte Verhältnisse während des Zuges) zu Bestandsrückgängen in den Brutgebieten führen [4]. In der Sahelzone herrschte 1968 und in den folgenden Jahren extreme Trockenheit. Hierzu würde passen, daß im Braunschweiger Raum die Populationsdichte von 1968 über 1969 nach 1970 deutlich abnahm. Doch blieb das Bestandsniveau der Braunschweiger Trauerschnäpper-Population trotz der Sahel-Dürre-Katastrophe auch Ende der 1960er/Anfang der 1970er Jahre im Vergleich zum langjährigen Mittel jeweils noch relativ hoch. Erst seit Mitte der 1970er Jahre ist ein Absinken der Populationskurve und anschließendes Schwan-

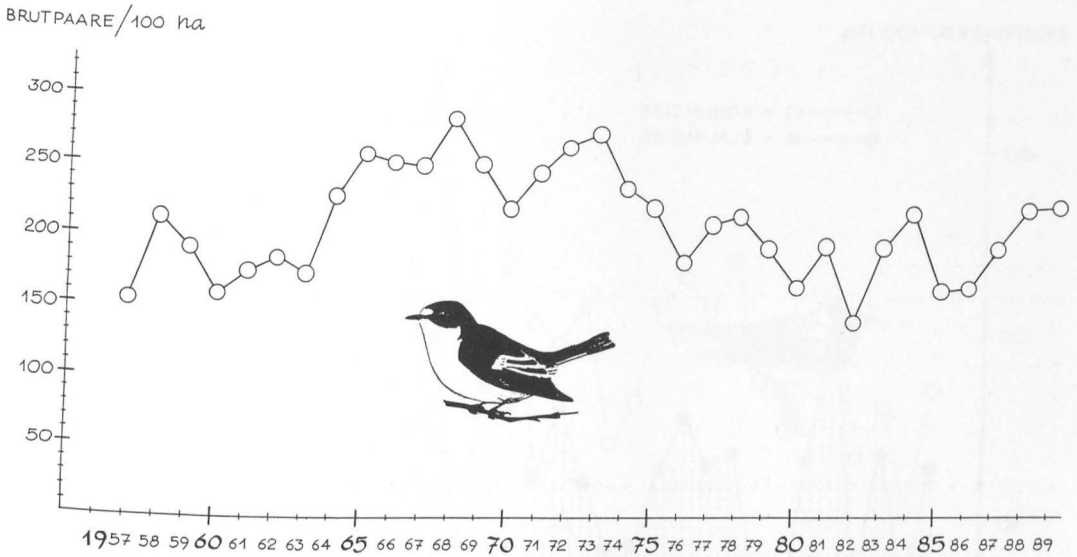


Abb.1. Anzahl der in Nistkästen brütenden Trauerschnäpper pro 100 ha (Befunde aus 3 Gebietskomplexen mit ca. 2000 künstlichen Höhlen, Flächengröße insgesamt 360 ha), ergänzt nach [8]. Die Auswertung wurde erst 1957 nach Abschluß der sog. „Gründerphase“ begonnen.

ken auf niedrigerem Niveau festzustellen. Ob die relativ hohen Brutpaar-Zahlen ab 1988 den Beginn einer erneuten Niveauanhebung anzeigen, ist nur durch Fortsetzung der Untersuchungen zu klären [8]. Dies Beispiel zeigt deutlich, daß in der Populationsdynamik von Vögeln selbst Befunde aus einem Jahrzehnt oft noch nicht als langfristig genug anzusehen sind, um sichere Schlußfolgerungen über Bestandsentwicklungen ziehen zu können.

#### Kohlmeise (*Parus major*) und Blaumeise (*Parus caeruleus*)

Bei der Kohlmeise zeigt der Bestandsverlauf einen signifikanten Trend zur Zunahme ( $r = 0,42$ , Abb. 2). Hierzu paßt, daß Jungvögel der Braunschweiger Population in letzter Zeit eine offenbar nur sehr geringe Neigung zu Abwanderungen hatten [10], was auch für die Blaumeise zutrifft [11]. Das vermehrte Verbleiben in der Nähe des Geburtsortes könnte mit der Winterfütterung zusammenhängen, die vermutlich im Laufe der Jahre immer intensiver wurde [1]. Da sich dies positiv auf die Überlebensrate der Meisen auswirken dürfte, könnte der festgestellte Bestandstrend eine Folge der geschilderten Entwicklung sein [8]. Denkbar wäre ausserdem, daß die Meisenbestände auch vom ständig größer werdenden Nistkastenangebot auf breiter Fläche profitieren.

Die auffälligen jährlichen Bestandswechsel der Kohlmeise erklären sich weniger aus den relativ geringfügigen Unterschieden in der durchschnittlichen Anzahl ausgeflogener Jungvögel je Brutpaar als vielmehr aus dem artspezifischen Verhalten: Neben einem hohen Vermehrungspotential dürften die außerbrutzeitliche Sterblichkeitsrate (z. B. durch strenge Winter) und unregelmäßige Wanderungen (z. B. nach Bestandsmaxima) die wichtigsten populationsregulierenden Faktoren sein [10].

Auch bei der Blaumeise ist die Bestandsentwicklung langfristig positiv ( $r = 0,28$ , Abb. 2, [11]). Wahrscheinlich sind hierfür die gleichen Ursachen verantwortlich, die den Zunahmetrend der Kohlmeisen-Population be-

BRUTPAARE / 100 ha

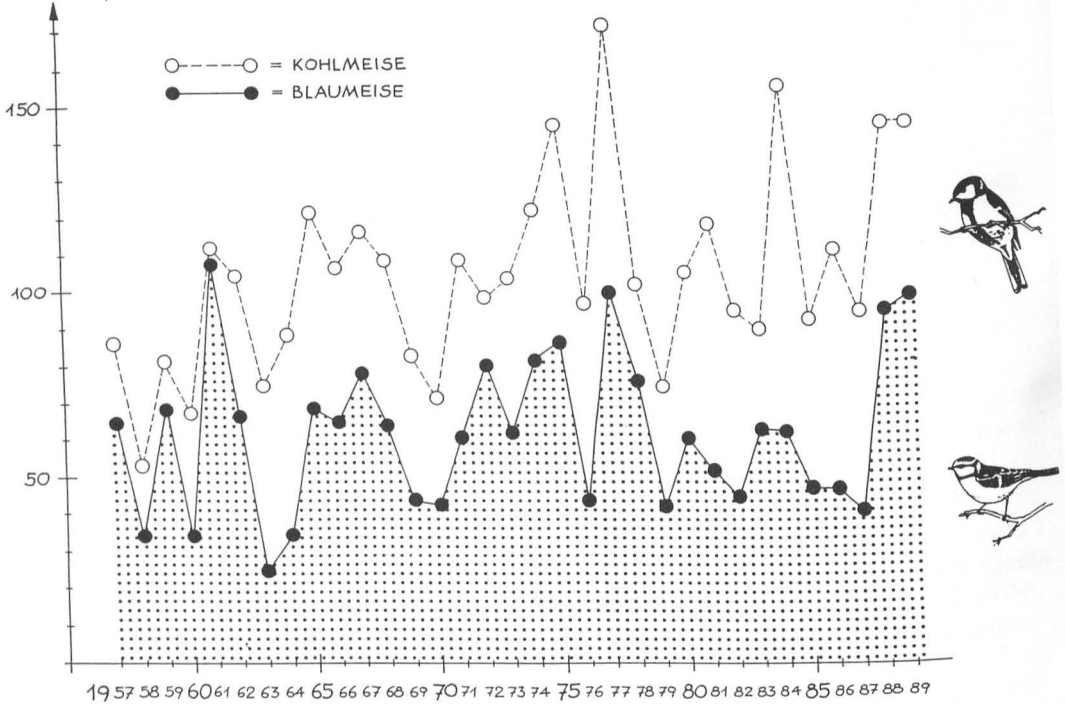


Abb. 2. Anzahl der in Nistkästen brütenden Kohl- und Blaumeisen pro 100 ha (zur Gebietssituation vgl. Abb. 1), ergänzt nach [8], [11].

wirkt haben dürften (Näheres s. dort). Die Brutpaardichten der Blaumeise korrelieren signifikant mit jenen der Kohlmeise ( $r = 0,76$ ).

### Gartenrotschwanz (*Phoenicurus phoenicurus*)

Der Gartenrotschwanz brütete in den erfaßten Bahrdorfer Kiefernforsten seit 1972 nur mit maximal 3 Paaren, während er Ende der 1950er Jahre dort noch bis zu 7mal so häufig war (Abb. 3). Und heutzutage ist die Art aus diesen Versuchsgebieten als Nisthöhlenbrüter praktisch verschwunden. Im Laubwald nisteten Gartenrotschwänze auch früher schon in wesentlich geringerer Häufigkeit in Nistkästen. Die Bestandskurve erreichte in unseren entsprechenden Versuchsflächen bereits 1961 erstmals den Nullpunkt. Dies bestätigt die Regel, daß bei einem Bestandsrückgang zunächst die weniger guten Habitate (für den Gartenrotschwanz der Laubwald) vor den ökologisch geeigneteren (für den Gartenrotschwanz der Kiefernforst) aufgegeben werden.

Während des Untersuchungszeitraumes konnte keine trendmäßige Änderung der jährlichen Fortpflanzungsrate nachgewiesen werden. Daß die Braunschweiger Versuchsgebiete im Laufe der Jahre für den Gartenrotschwanz immer unattraktiver wurden, wäre zwar eine Erklärungsmöglichkeit für die Abnahme, ist nach unserem Wissen um die Zusammenhänge aber in diesem Fall kaum anzunehmen. Möglicherweise liegen die Hauptursachen der negativen Bestandsentwicklung dieser Art in den Gefahren, die auf den Gartenrotschwanz in seinen Durchzugsgebieten (z. B. der Vogelfang in den Mittelmeerländern und die Trockenperioden in der Sahelzone) und in seinem Überwinterungsquartier im tropischen Afrika einwirken [2].

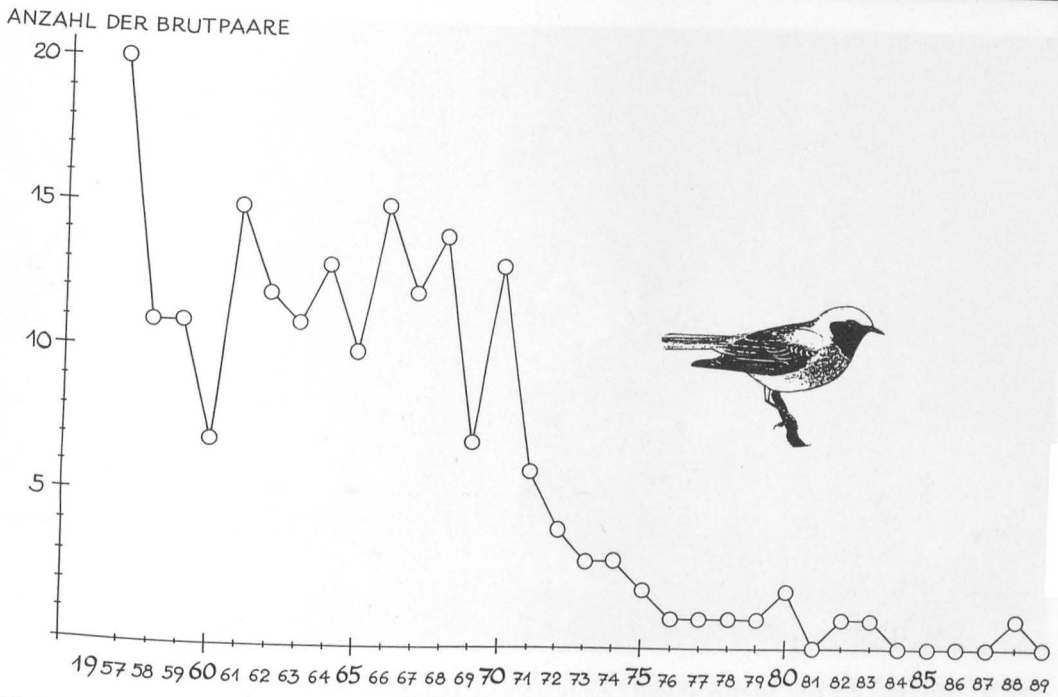


Abb. 3. Anzahl der in Nistkästen brütenden Gartenrotschwänze. Es wurden nur Befunde aus Kiefernwald-Abteilungen des Gebietskomplexes „Bahrdorf“ berücksichtigt.

### Wendehals (*Jynx torquilla*)

Obwohl der Wendehals (Abb. 4) zur Gruppe der „Spechtartigen“ gehört, kann er Bruthöhlen nicht selber zimmern. Die Vögel sind hier auf Spechtlöcher, Natur- und Kunsthöhlen angewiesen.

Der Bestandsverlauf des Wendehalses zeigt trotz gelegentlich starker Schwankungen von einem Jahr zum anderen einen kontinuierlichen Schwund (Abb. 5). Ende der 1950er und Anfang der 1960er Jahre brütete die Art in den erfaßten Gebieten noch mit bis zu 11 Paaren, in den 1970er Jahren jedoch nur noch mit maximal 6 und in den 1980er Jahren mit 0 bis 2 Paaren.

Über die Ursachen für den auch aus anderen Ländern der Bundesrepublik Deutschland und darüber hinaus bekannt gewordenen Abnahmetrend bestehen lediglich Vermutungen [7]: Denkbare Negativfaktoren sind z. B. Pestizide, Habitatzerstörung und Verluste während des Zuges und in seinem Winterquartier im tropischen Afrika sowie das im Verlauf der letzten Jahrzehnte „feuchter“ gewordene Klima (der Wendehals ist eine Trokenheit liebende Art!). Dazu kommen Veränderungen der Landschaftsstrukturen (durch zunehmende Eutrophierung des Bodens infolge vermehrten Stickstoff-Eintrages), die sich auch auf das bodennahe Kleinklima auswirken. Da diese Entwicklung z. B. für Erdameisen – die Hauptbeute von *Jynx torquilla* – sehr ungünstig ist, dürfte in den Habitaten des Wendehalses das für ihn adäquate Nahrungsangebot vermutlich immer knapper werden [6]. Der weiteren Bestandsentwicklung dieser Art muß deshalb mit großer Sorge entgegengesehen werden.

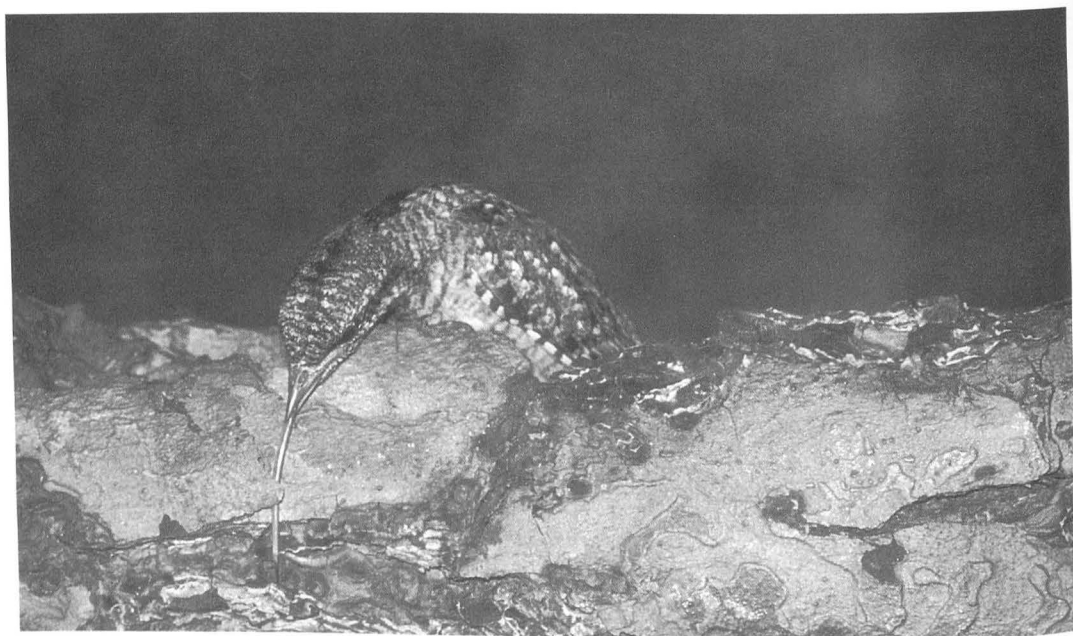


Abb. 4. Mit Hilfe der lang ausstreckbaren Leimrutenzunge können Wendehälse (auf dem Foto ein von Hand aufgezogener Vogel) z. B. Ameisenpuppen auch aus tiefen Höhlungen heraus erbeuten.

ANZAHL DER BRUTPAARE

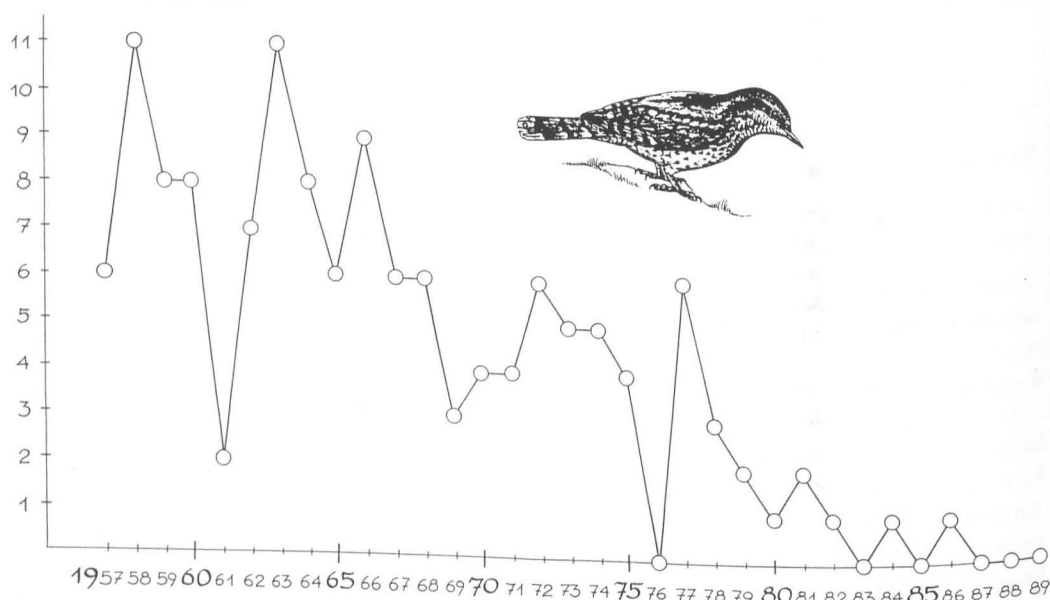


Abb. 5. Anzahl der in Nistkästen brütenden Wendehälse [9]. Es wurden nur Befunde aus Untersuchungsgebieten berücksichtigt, in denen die Art in mindestens 5 Jahren als Besiedler künstlicher Nisthöhlen vorkam.



## Schlußbemerkung

Angesichts der immer stärker werdenden Umweltbelastung ist es von großer Bedeutung, auch die Bestandsentwicklung möglichst vieler Kleinvögel über längere Zeiträume hinweg zu verfolgen. Die Kontrolltätigkeit in den Braunschweiger Versuchsgebieten ermöglicht dies für eine Reihe von Arten. Damit liefert das „Höhlenbrüterprogramm“, das in erster Linie der Untersuchung populationsökologischer Fragen dient, gleichzeitig auch einen Beitrag zum biologischen Monitorprojekt, das europaweit als Warnsystem ins Leben gerufen wurde.

## Literatur

- [ 1 ] J. H. van Balen, F. Hage (1989) The effect of environmental factors on tit movements. *Ornis Scand.* 20, 99–104.
- [ 2 ] R. Berndt, W. Winkel (1979) Zur Populationsentwicklung von Blaumeise (*Parus caeruleus*), Kleiber (*Sitta europaea*), Gartenrotschwanz (*Phoenicurus phoenicurus*) und Wendehals (*Jynx troquilla*) in mitteleuropäischen Untersuchungsgebieten von 1927 bis 1978. *Vogelwelt* 100, 55–69.
- [ 3 ] R. Berndt, W. Winkel (1980) Über die Außenstation Braunschweig für Populationsökologie beim Institut für Vogelforschung „Vogelwarte Helgoland“. *Braunschweig. Heimat* 66, 57–69.
- [ 4 ] B. Bruderer, W. Hirschi (1984) Langfristige Bestandsentwicklung von Gartenrötel *Phoenicurus phoenicurus* und Trauerschnäpper *Ficedula hypoleuca*. *Orn. Beob.* 81, 285–302.
- [ 5 ] G. Creutz (1983) Die Schnäpperarten in der Oberlausitz. *Abh. Ber. Naturkundemus. Görlitz* 57(4), 1–20.
- [ 6 ] E. R. Scherner (1989) Wendehals und Populationsökologie – der „Vogel des Jahres 1988“ und die Pflicht zur Forschung. *Laufener Seminarbeitr.* 3/89 [1990], 24–39.
- [ 7 ] J. T. R. Sharrock (1976) *The Atlas of Breeding Birds in Britain and Ireland*. BTO, Tring.
- [ 8 ] W. Winkel (1989) Langfristige Bestandsentwicklung von Kohlmeise (*Parus major*) und Trauerschnäpper (*Ficedula hypoleuca*): Ergebnisse aus Niedersachsen. *J. Orn.* 130, 335–343.
- [ 9 ] W. Winkel (1991) Der Wendehals (*Jynx torquilla*) als Brutvogel in Nisthöhlen-Untersuchungsgebieten bei Braunschweig. *Beih. Veröff. Naturschutz Landschaftspflege Bad. Württ.* (im Druck).
- [ 10 ] W. Winkel, M. Frantzen (1989) Ortstreue, Emigration und Lebensalter von Kohlmeisen (*Parus major*) im Braunschweiger Raum. *Vogelwarte* 35, 64–79.
- [ 11 ] W. Winkel, M. Frantzen (1991) Zur Populationsdynamik der Blaumeise (*Parus caeruleus*): Langfristige Studien bei Braunschweig. *J. Orn.* 132, 81–96.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Wolfgang Winkel,  
 Außenstation Braunschweig für Populationsökologie,  
 Weddel,  
 Bauernstr. 14.  
 D (West)-3302 Cremlingen.

Gerd Biegel

1891 – 1991

## Das Braunschweigische Landesmuseum wird 100 Jahre

Am 11. Oktober 1991 wird das Braunschweigische Landesmuseum 100 Jahre alt. Als *Vaterländisches Museum* gegründet ist es im Kreis der staatlichen und städtischen Museen – Herzog Anton Ulrich-Museum, Staatliches Naturhistorisches Museum, Städtisches Museum – zwar das jüngste Institut in Braunschweig, dennoch konnte es schon in den Anfangsjahren seinen unverwechselbaren Charakter sowie eigenständigen Platz gewinnen und bis in die Gegenwart behaupten. Mit den Standorten Hinter Aegidien (Austellungszentrum und Jüdisches Museum), Wolfenbüttel (Abteilung Ur- und Frühgeschichte), Bortfeld, Kreis Peine (Bauernhausmuseum) und Burgplatz (Hauptgebäude mit Verwaltung, Bibliothek und Dauerausstellung) zählt das Braunschweigische Landesmuseum heute mit zu den größten historischen Museen in der Bundesrepublik Deutschland. Die äußerst schwierigen und stark eingeschränkten Ausstellungs- und Magazinverhältnisse konnten in den letzten Jahren entscheidend verbessert werden und zum ersten Mal seit dem Zweiten Weltkrieg erhielt die Präsentation der braunschweigischen Landesgeschichte wieder einen ihrer Bedeutung und der Größe der Museumssammlung angemessenen Rahmen. Den Auftrag des Museums hatte der erste Direktor Dr. Karl Steinacker 1927 vorausschauend formuliert und mit zeitbedingten Ergänzungen gelten seine Überlegungen noch heute:

*„Aufgabe des Museums ist es, mit allen Mitteln der Anschauung die Vergangenheit des Landes Braunschweig wie der von ihm abhängigen Nachbargebiete (Ostfalen) vorzuführen und ihr Nachwirken bis in die Gegenwart zu zeigen. Das Vaterländische Museum ist also ein Institut zur kulturellen Heimatpflege in deren ganzem Umfange. Es will unsere Bevölkerung und ihr Land, dieses, soweit Spuren ihrer Einwirkung trägt, in ihrer geschichtlichen, sichtbaren Hinterlassenschaft veranschaulichen.“<sup>1)</sup>*

Dieser Tradition ist das Museum auch heute noch verpflichtet, wenn auch Sammlungsgeschichte und Präsentation tiefgreifende Veränderungen bewirkt und erfahren haben. So kann zum einen nicht mehr nur unter braunschweigischem Gesichtspunkt oder ausschließlich Braunschweiger Provenienz gesammelt werden, es müssen vielmehr wichtige Verbindungslinien zur deutschen und europäischen Geschichte aufgezeigt und dokumentiert werden.<sup>2)</sup>

Zum anderen ist die Präsentation von der historischen Fragestellung aus kritisch aufzubereiten und nicht von zufälligen Sammlungsschwerpunkten her bestimmbar.

So stellte sich entsprechend bei der Neueinrichtung des Museums im Vieweghaus, die im Jahre 1986 begonnen wurde, von Anfang an die Frage, welche grundsätzliche Konzeption der neuen Dauerausstellung zugrundegelegt werden sollte.

Die traditionelle Gliederung nach Sammlungsschwerpunkten oder wissenschaftlichen Fachabteilungen – wie bei anderen Landesmuseen und großen kulturgeschichtlichen Museen meist üblich – bot sich zunächst auf Grund der Museumsgeschichte beziehungsweise der Sammlungsentwicklung durchaus an. Auf diese Weise wäre der stärker objektbezogene Zugang zu den Hauptgebieten der Sammlungen gewahrt geblieben, allerdings ausgerichtet auf ein eher fachorientiertes und bereits museumserfahrenes Publikum.

Die Zielsetzung aber, einen ersten Überblick über die Grundzüge der braunschweigischen Landesgeschichte anzubieten und dafür ein breites Publikum sowie neue Zielgruppen für den Museumsbesuch zu gewinnen, erforderte Überlegungen zu einem verständlichen und zugleich attraktiven Zugang zur Thematik.

<sup>1)</sup> Karl Steinacker, Kurzer Führer durch das Vaterländische Museum zu Braunschweig. Braunschweig 1927, S. 3.

<sup>2)</sup> Zum Grundsätzlichen dieses Themas vgl. die ausgezeichnete Darstellung von Hartmut Boockmann, Geschichte im Museum? München 1987 (mit umfangreicher Literatur)

Dabei galt es, die Tradition des Museums, die Vorgabe durch das bestehende Museumsgebäude sowie das mögliche Interesse des zukünftigen Publikums in gleicher Weise zu berücksichtigen. Aus diesem Grunde wurde eine chronologisch-thematische Grundgliederung gewählt, die sowohl eine verständliche Übersicht über die braunschweigische Landesgeschichte als auch eine große Auswahl aus den umfangreichen Sammlungsbeständen ermöglichte. Die Anforderungen an die Entdeckerfreude des Besuchers sind bei dieser Präsentationsform zwar hoch, das Ziel jedoch, daß der Museumsbesucher nach Möglichkeit öfter das Landesmuseum aufsucht, um sich mit der Fülle der Objekte und Informationen vertraut zu machen, wird ebenfalls erreicht. Durch eine gezielte Öffentlichkeitsarbeit, regelmäßige Veranstaltungen in Form von Führungen und Vorträgen soll der Bürger neugierig gemacht werden, denn: wer neugierig ist, will wissen und wer wissen will, geht ins Museum. Seit der Eröffnung 1989 haben mehr als eine halbe Million Besucher das Angebot des Museums genutzt und aus der ständigen Diskussion mit dem Publikum läßt sich der Schluß ziehen, daß mit dieser „historischen“ Konzeption eine mögliche und durchaus auch erfolgreiche Form der Präsentation von Landesgeschichte im Museum erreicht werden konnte.

Entscheidend ist auch, eine Identifikation des Besuchers mit „seinem“ Museum zu erreichen, um auf diese Weise eine sinnvolle Vermittlung der Museumsinhalte zu ermöglichen und der Aufgabenstellung des Museums als Bildungsinstitut gerecht zu werden. Das Braunschweigische Landesmuseum sieht sich daher auch im Jubiläumsjahr der Tradition seiner Gründer eng verbunden. Um die Gegenwart aber besser zu verstehen, soll die Geschichte des Museums noch einmal nachvollzogen werden.

### Erinnerungsausstellung und Museumsgründung

Im Jahr 1890 waren 75 Jahre seit den Kämpfen vergangen, in denen die Befreiungskriege ihr Ende und der schon zu Lebzeiten legendäre „Schwarze Herzog“, Herzog Friedrich Wilhelm (1771–1815) den Tod fanden. Die Erinnerung an die Wiedergewinnung des Vaterlandes nach der französischen Fremdherrschaft bestimmte die patriotische Bewegung im Braunschweigischen während des 19. Jahrhunderts ganz wesentlich. Es war daher fast selbstverständlich, daß das Jahr 1890 nicht ohne Erinnerungsveranstaltung an die Befreiungskriege vergehen durfte.

Es war der Landsyndikus Albert Rhamm, der am 12. Dezember 1888 den Anstoß dazu gab, indem er im Ortsverein Braunschweig-Wolfenbüttel des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde den Antrag stellte, im Jahr 1890 eine „Ausstellung vaterländischer Erinnerungen aus der Zeit von 1806 – 1815“ zu veranstalten, um des 75. Jahrestages der Schlachten von Quatrebras (16. Juni 1815) und Waterloo (18. Juni 1815) zu gedenken. Am 1. November 1889 wurde zur Vorbereitung der Ausstellung ein Arbeitsausschuß unter dem Vorsitz von Generalleutnant z. D. Robert von Wachholtz und Oberbibliothekar Prof. Dr. Otto Heinemann aus Wolfenbüttel geschaffen, den Ehrenvorsitz übernahm der Wirkliche Geheimrat Dr. Albert Otto. Da ein solches Vorhaben nur mit Hilfe von privaten und öffentlichen Leihgaben gelingen konnte, erließ der Ausstellungsausschuß am 4. Februar 1890 in den braunschweigischen Zeitungen einen Aufruf, um Ausstellungsobjekte für eine „Ausstellung vaterländischer Erinnerungen aus der Zeit von 1806 – 1815“<sup>3)</sup> zu erhalten. Dabei sollte es sich um Gegenstände handeln, „die zu dem Herzogtume Braunschweig und seinem Fürstenhause in unmittelbarer Beziehung stehen, auf diesem Gebiete aber größtmögliche Vollständigkeit erstreben, um ein anschauliches Bild von den Erscheinungen zu liefern, in denen jene Zeit der Fremdherrschaft und der Befreiungskriege sich hier zu Lande darstellte“ und zwar vor allem „Bilder des Herzogs Friedrich Wilhelm, seiner Familie und seiner Getreuen, des Königs Hieronymus Napoleon, seiner Generäle und Beamten, um gleichzeitige Schriftstücke und Drucksachen, Flugblätter, Caricaturen, Münzen, Medaillen, Büsten, Reliefs, Braunschweigische und Westfälische

<sup>3)</sup> Paul Zimmermann, Das Vaterländische Museum in Braunschweig, in: Braunschweigisches Magazin 1906, S. 37.



Abb. 1 „Ausstellung vaterländischer Erinnerungen 1806–15“ vom 3. Juni bis 15 Juli 1890 in der Aegidienhalle. Diese Ausstellung wurde zur Keimzelle des Vaterländischen Museums.

*sche Waffen und Uniformen sowie um sonstige Gegenstände aller Art, an die sich geschichtliche Erinnerungen aus jenen Tagen knüpfen.“<sup>4)</sup>*

Die Aktivitäten des Ausschusses und dieser Aufruf hatten einen so unerwarteten Erfolg, daß die ursprünglich vorgesehenen Ausstellungsräume im Paulinerkloster am Bohlweg, aus denen das Herzogliche Museum (heute Herzog Anton Ulrich-Museum) gerade ausgezogen war, nicht mehr ausreichten und daher die beste Ausstellungsmöglichkeit dieser Zeit, die große Halle der Ägidienkirche genutzt werden mußte. Die am 3. Juni 1890 eröffnete Ausstellung wurde in der Sache, aber auch durch den regen Besuch ein großartiger Erfolg und als sie am 15. Juli 1890 zu Ende ging, war längst in der Öffentlichkeit der Wunsch laut geworden, diese Sammlung für die Zukunft zusammenzuhalten. Natürlich wurde ein solcher Plan in der Öffentlichkeit unterschiedlich aufgenommen und nicht zuletzt im Hinblick auf die bereits bestehenden Museen diskutiert. Über diese Entwicklung berichtet Paul Zimmermann in einem Rückblick aus dem Jahre 1906 und als unmittelbar Beteiligter:

<sup>4)</sup> Paul Zimmermann, a. a. O., S. 37; vgl. auch die umfassende Darstellung von Rolf Hagen, Von der Gründung bis zur Gegenwart. Braunschweigisches Landesmuseum für Geschichte und Volkstum Bd. I., Braunschweig 1966, S. 8 ff.

„Bald nach Beginn der Ausstellung ward anfangs von Einzelnen, dann immer allgemeiner das Bedauern darüber laut, daß nach ihrem Schlusse alle diese heimischen Erinnerungen nach den verschiedensten Richtungen wieder auseinander gerissen würden. Das weckte den Gedanken, ob es sich nicht könne ermöglichen lassen, wenigstens einen Teil dieser Stücke sicher und zugänglich an einer Stelle zusammen zu behalten und andere gleichartige Gegenstände aus früherer und späterer Zeit ihnen anzuschließen, und es entstand der lebhafte Wunsch, einen Versuch in dieser Richtung zu wagen. Diese Strömung wurde allmählich so stark und kam von so verschiedenen Seiten, daß der Ausschuß sich verpflichtet glaubte, die Angelegenheit in Überlegung zu ziehen. Hätten an der Ausstellung die Vorstände der beiden Museen Braunschweigs, des Herzoglichen und des Städtischen selbst tätigen Anteil genommen, lebhaftes Interesse und Verständnis für sie gezeigt, so würde es ihnen oder einem von ihnen nicht schwer gefallen sein, zum Nutzen ihrer Anstalten den Wind in ihren Segeln zu fangen. Aber sie hatten sich von dem Unternehmen fern gehalten; die Haupttriebkkräfte waren einige andere Herren gewesen, die mit den Museen in keiner Verbindung standen und nur aus Lust und Liebe zur guten Sache die Arbeit im Wesentlichen übernommen und ausgeführt hatten. Auf Hülfe von jenen Anstalten war daher, wie die Verhältnisse lagen, nicht zu rechnen, und die Frage stand demnach nur so, ob man auf jeden bleibenden sichtbaren Erfolg der Ausstellung Verzicht leisten oder ein neues Unternehmen ins Leben rufen wollte. Nach längerem Schwanken und trotz manchen Bedenken, die vorgebracht wurden, entschloß man sich für das Letztere.“<sup>5)</sup> Damit waren die Voraussetzungen geschaffen worden, den Plan zur Gründung eines Vaterländischen Museums ernsthaft in die Tat umzusetzen.

Der Geschichtsverein Braunschweig-Wolfenbüttel (Ortsverein des Harzvereins) gründete einen Ausschuß zur Vorbereitung und Schaffung eines Vaterländischen Museums. Ihm gehörten zunächst unter dem Vorsitz von Generalleutnant z. D. Robert von Wachholtz der Landsyndikus Albert Rhamm, Prof. Dr. Eduard Steinacker, Bankprokurist Paul Walter und Archivrat Dr. Paul Zimmermann vom Landeshauptarchiv Wolfenbüttel an. Später traten noch Oberstleutnant Carl Gerloff, Baurat Ernst Wiehe und Kommerzienrat Hermann Wolff bei. Ihrem Einsatz gelang es, zunächst eine große Zahl der Leihgaben aus der Ausstellung für das zukünftige Museum zu gewinnen. Diese Museumsobjekte konnten nach dem Ende der Ausstellung in einigen freien Räumen des zum Abbruch bestimmten Collegium Carolinum am Bohlweg untergebracht werden.

Allerdings bot dieses Entgegenkommen des Stadtmagistrats keine längerfristige Lösung. Jedoch gelang es dem Museumsausschuß, die Unterstützung des Regenten Prinz Albrecht von Preußen zu gewinnen, auf dessen Weisung weitere Sammlungsgegenstände aus dem Herzoglichen Zeughaus und dem Residenzschloß an das Museum gelangten. Auch das Herzogliche Staatsministerium förderte nun die Museumspläne und stellte nicht nur einen finanziellen Zuschuß zur Verfügung, sondern überließ vor allen Dingen einige Räume des Obergeschosses im Nordflügel des ehemaligen Herzoglichen Museums am Hagenscharrn dem Vaterländischen Museum, nachdem diese sorgfältig instandgesetzt worden waren. Seinen Ursprung verdankt das Museum also der Initiative und Geschichtsbegeisterung Braunschweiger Bürger und der Förderung durch den Staat.

Die Zielsetzung des neuen Museums in Braunschweig wurde am 10. Oktober 1891 in einem programmatischen Aufsatz von Paul Zimmermann in den Braunschweigischen Tageszeitungen vorgestellt:

„Die Aufgabe des Vaterländischen Museums ist, kurz gesagt, ein klares Abbild der Geschichte unseres Herzogthums zu geben. Es soll demnach Alles, was seine Vergangenheit uns vergegenwärtigen kann, darin nach Möglichkeit vollständig gesammelt und übersichtlich und anschaulich aufgestellt werden. Alle Zeiten, Stände und Einrichtungen sollen in den für sie charakteristischen Erscheinungen und Formen uns vorgeführt, das Gedächtniß an hervorragende Männer und bedeutende Ereignisse in sichtbarer Weise festgehalten werden. Naturgemäß werden dabei die Mitglieder unseres Fürstenhauses in erster Reihe zu berücksichtigen sein. – So werden denn Bilder allerlei Art, Ansichten und Pläne, plastische Darstellungen, Büsten, Reliefs und Medaillen, Waffen, Uniformen und sonstige militärische Ausrüstungsstücke, die insbesondere für unser Land eigenartigen Trachten, Haus-

<sup>5)</sup> Paul Zimmermann, a. a. O., S. 38

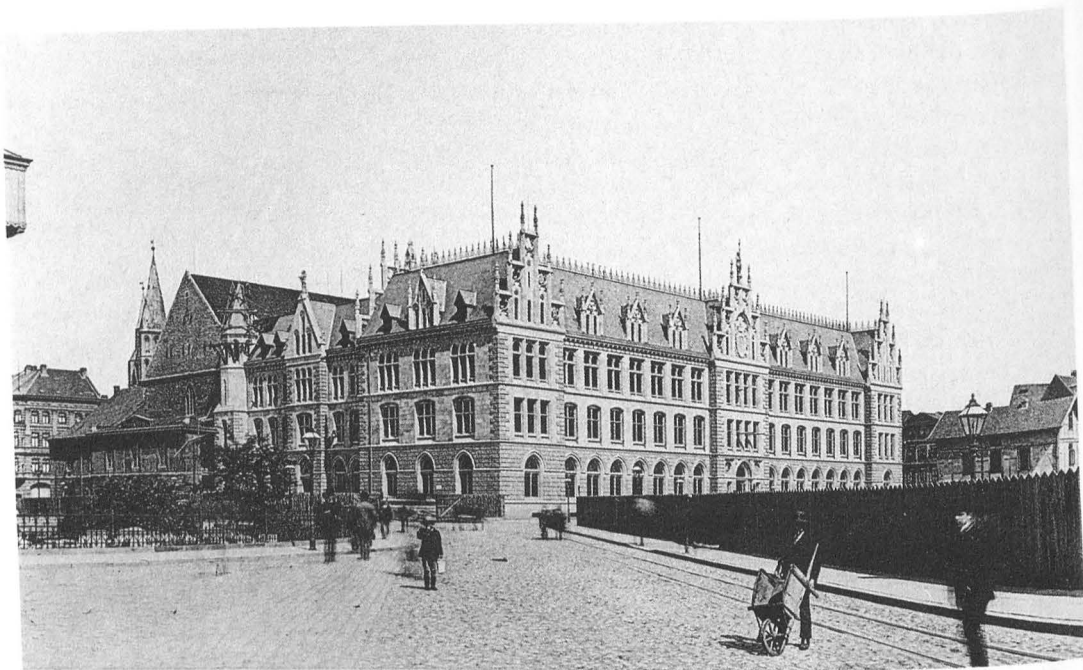


Abb. 2 Das Ende des 19. Jahrhunderts neu errichtete Finanzbehördenhaus von Süden. Im Hintergrund der Ruhfäutchenplatz/Hagenscharn mit Blick auf die Reste des Paulinerklosters und dem Anbau des alten Kommandanturgebäudes des Zeughauses, in dessen Räumen das Vaterländische Museum am 11. Oktober 1891 eröffnet wurde.

haltsgeräthe und sonstige Gebrauchsgegenstände, Architekturstücke und Kunsterthümer, zumal wenn sie für die hiesige Kunstentwicklung, die Bau- und Lebensweise unserer Vorfahren charakteristisch sind, und vieles Andere der Art in bunter Fülle in der neuen Anstalt Aufnahme finden. Man sieht, es ist ihr ein weiter Rahmen gesteckt, aber doch sind es feste Grenzen, die sie umschließen. Denn Alles, was zu unserem Lande in keiner Beziehung steht, ihm innerlich fremd ist, bleibt ausgeschlossen. Es würde sonst der eigentliche Grundcharakter der Sammlung verloren gehen und ein Sammelsurium entstehen, dem die Einheitlichkeit völlig fehlte. Andererseits darf nicht nur das Schöne und künstlerisch Werthvolle berücksichtigt werden, sondern es müssen alle Erscheinungen, die für unser Herzogthum in den verschiedenen Perioden seiner Entwicklung bezeichnend sind, mögen sie sich selbst in künstlerischer Beziehung augenfällig als Unarten der Zeit erweisen, zur Anschauung gebracht werden.

Schon hiernach ist es klar, daß die Ziele des neuen Museums von denen der bisherigen wesentlich verschieden sind.<sup>6)</sup>

<sup>6)</sup> Paul Zimmermann, a. a. O., S. 39



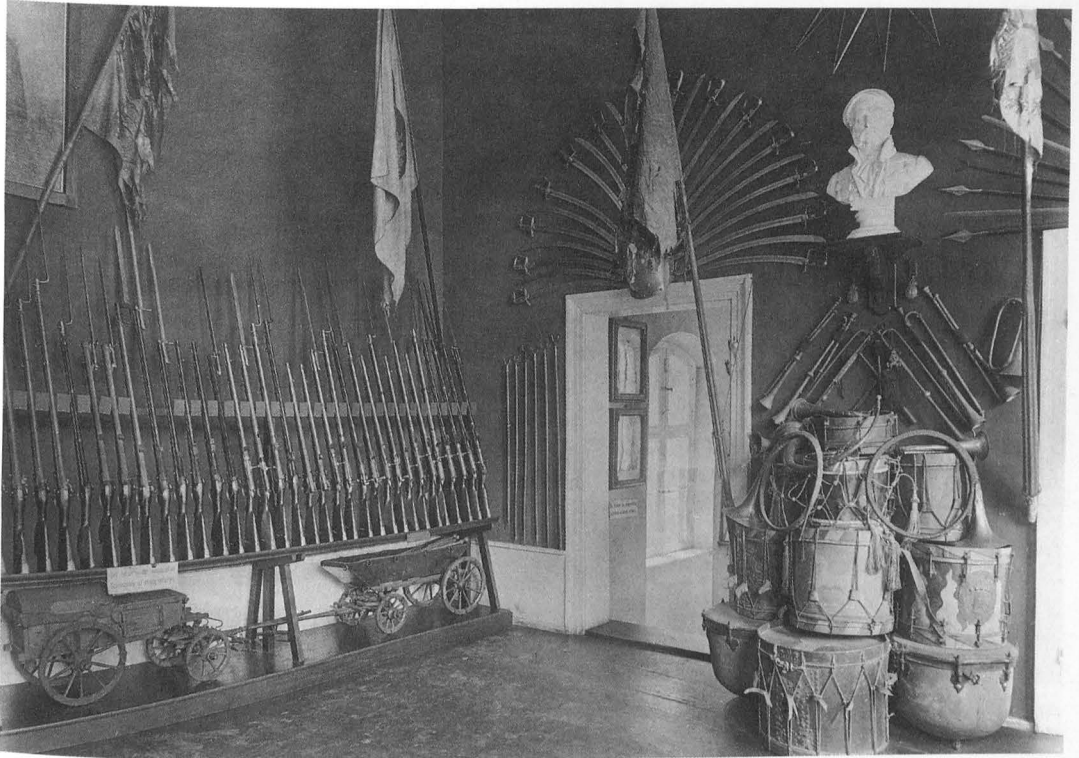


Abb. 3 Blick in die erste Präsentation des Vaterländischen Museums am Hagenscharrn im Jahr 1891.

Es war ein vorausschauendes Programm für ein kulturgeschichtliches Museum, das hier vorgestellt worden ist, und es hat im wesentlichen – von zeitbedingten Veränderungen abgesehen – auch heute kaum an Aktualität verloren.

Zugleich wurde das Bemühen deutlich, sich inhaltlich von den bestehenden Museen abzugrenzen „und so nach Möglichkeit ein friedliches Zusammenarbeiten der drei Anstalten in die Wege zu leiten und jede feindselige und der Sache schädliche Konkurrenz von ihnen fern zu halten.“<sup>7)</sup>

So konnte das Vaterländische Museum am Sonntag, dem 11. Oktober 1891 mit einer Ansprache des Ausschußvorsitzenden Generalleutnant z. D. Rudolf von Wachholtz eröffnet werden.

### Vom Hagenscharrn nach Hinter Aegidien

Die Entwicklung des Vaterländischen Museums verlief überaus erfolgreich, wozu nicht zuletzt großzügige Stiftungen einzelner Förderer wie Archivrat Dr. Paul Zimmermann oder Gutsbesitzer August Vasel, ebenso

<sup>7)</sup> Paul Zimmermann, a. a. O., S. 39



wie Schenkungen, die auf Anweisung des Prinzregenten erfolgten, beitrugen. Als der Geschichtsverein Braunschweig-Wolfenbüttel auf Antrag von Dr. Paul Zimmermann in seiner Sitzung vom 14. Dezember 1891 beschloß, Teile seiner Sammlung dem Vaterländischen Museum zur Verfügung zu stellen und selbst nicht mehr zu sammeln, wuchs der Bestand erneut schlagartig an. Auch das Besucherinteresse war den Zeitumständen entsprechend erfreulich groß, wozu nicht zuletzt interessante Sonderausstellungen beitrugen, wie 1892 zum 100. Todestag von Herzog Ferdinand. Weitere folgten, so im Oktober 1884 zum 10. Todestag von Herzog Wilhelm, 1895 zum 150-jährigen Jubiläum des Collegium Carolinum, im gleichen Jahr zum Alten Braunschweig 1830–1870 und 1896 eine besonders umfangreiche Theaterausstellung.

Längst waren die vorhandenen Räume zu klein, man mußte auf Sonderausstellungen ganz verzichten und auch eine Erweiterung durch den Oberlichtsaal des ehemaligen Herzoglichen Museums konnte 1894 nur wenig Entlastung bringen. Allerdings war durch diese Raumerweiterung die Möglichkeit geschaffen worden, eine umfangreiche Gemäldeschenkung des Königs Albert von Sachsen aus Schloß Sibyllenort in Oels auszustellen, die dieser 1893 dem Vaterländischen Museum übereignet hatte. Dennoch blieben nicht geringe Probleme: *„Ein großer Übelstand war mit diesem Oberlichtsaale, der am 5. August 1894 dem Besucher geöffnet wurde, allerdings verknüpft; er lag ziemlich fern von den übrigen Zimmern des Museums, von denen aus er durch einen weiten Vorraum, eine bedeckte Gallerie und ein Klassenzimmer des Realgymnasiums zu erreichen war. Nur sonntags war daher eine Verbindung herzustellen, der erst durch Beiseiteschiebung der Klassenbänke und Versetzung einer Reihe von Bildergestellen, die alle Abend wieder beseitigt werden mußten, und durch andere Maßnahmen ein einigermaßen gefälliges Äußere gegeben werden konnte.“*<sup>8)</sup>

So war die Erweiterung der Museumsräume äußerst wünschenswert und entwickelte sich sogar zu einem dringenden Problem, als der Beschluß gefaßt wurde, an der Stelle des Paulinerklosters und der Nebengebäude ein Behördenhaus zu errichten. Es war der Staatsminister Dr. Otto, der mit einem Hinweis auf die Reste des Aegidienklosters in der Landtagssitzung vom 6. März 1896 den Weg aufzeigte, der für die zukünftige Entwicklung des Museums entscheidend werden sollte.

Diese Räume wurden schließlich für das Vaterländische Museum zur Verfügung gestellt und der Umbau gefördert. Als im Sommer 1902 der Abriß der Gebäude zwischen Bohlweg, Hagenscharrn und Ruhfäutchenplatz begann, wurde das Vaterländische Museum zwischen Anfang Juli und Ende August geschlossen und in der Aegidienkirche provisorisch eingerichtet, um in der Übergangszeit nicht ganz aus dem Blick der Öffentlichkeit verlorenzugehen. Wesentlich bei der Instandsetzung der historischen Klosterräume war nicht nur die großzügige Finanzierung durch die Staatsregierung, sondern auch die Umsetzung des Pauliner-Chores vom Bohlweg nach Hinter Aegidien, so daß die neue Ausstellungsfläche doch beachtlich wurde. Auch viele bedeutende Baureste aus dem ehemaligen Zeughaus wurden wieder verwendet.

Schon 1902 hatte das Vorstandsmitglied des Museums, der Geheime Baurat Hans Pfeifer im Braunschweigischen Magazin das Selbstverständnis des Museums in seinen neuen Museumsräumen folgendermaßen umschrieben: *„Für das Vaterländische Museum aber wird in den erweiterten Klosterresten zu St. Aegidien ein durchaus angemessenes Heim geschaffen, ein Heim, das im Kleinen für das Herzogtum das sein will, was im Großen das Germanische Museum in Nürnberg für das deutsche Reich ist. Hier wie dort bilden die Gebäude einen vorzüglichen Rahmen für die vorwiegend ein historisches Interesse in Anspruch nehmenden Sammlungen.“*<sup>9)</sup>

In diesen Worten wird – wie dies Paul Zimmermann bereits 1891 formuliert hatte – noch einmal deutlich, daß es sich aufgrund der inhaltlichen Zielsetzung beim Vaterländischen Museum um ein Historisches Museum handelte, wie auch damals das historische Bauensemble von Aegidienkirche, Klosterräumen und Pauliner-Chor

<sup>8)</sup> Paul Zimmermann, a. a. O., S. 41.

<sup>9)</sup> Hans Pfeifer, Das Fürstliche Zeughaus in Braunschweig und die Unterbringung des Vaterländischen Museums im Aegidienkloster da selbst, in: Braunschweigisches Magazin 1902, S. 131



Abb. 4 Aegidienkirche, historische Klosterreste von St. Aegidien und der 1902 nach hier umgesetzte Paulinerchor mit Hof und Skulpturengarten. Hier wurde das Vaterländische Museum am 25. April 1906 neu eröffnet.

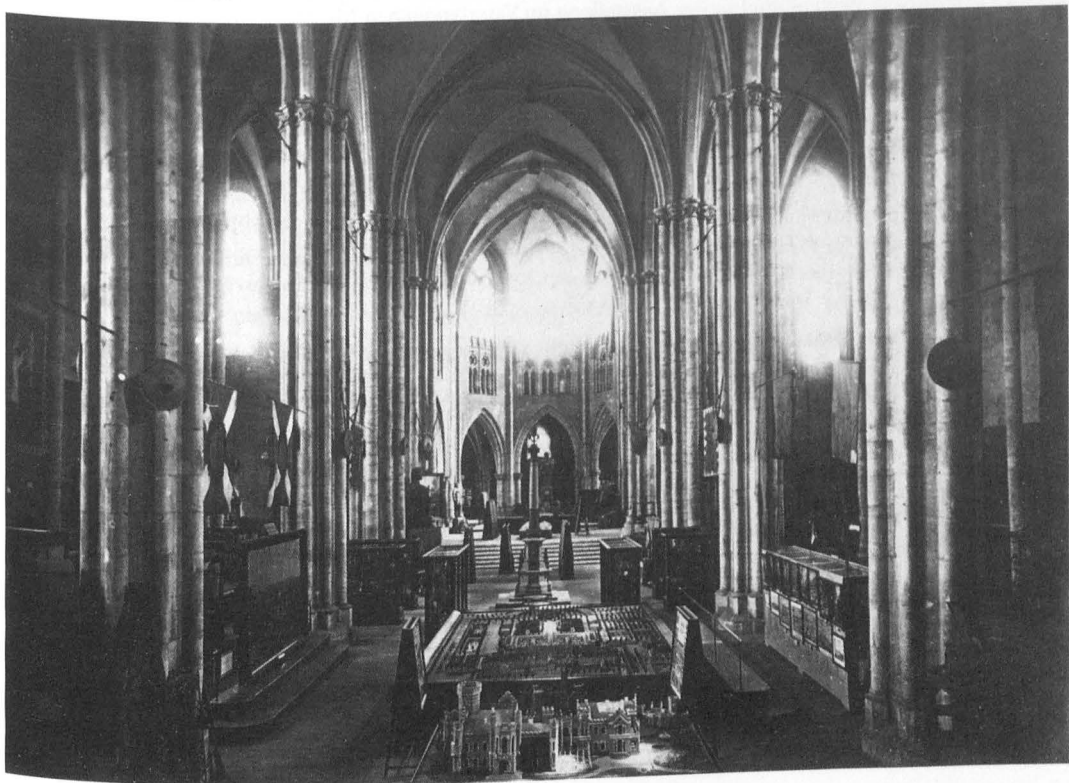


Abb. 5 Das Vaterländische Museum in der Aegidienhalle.

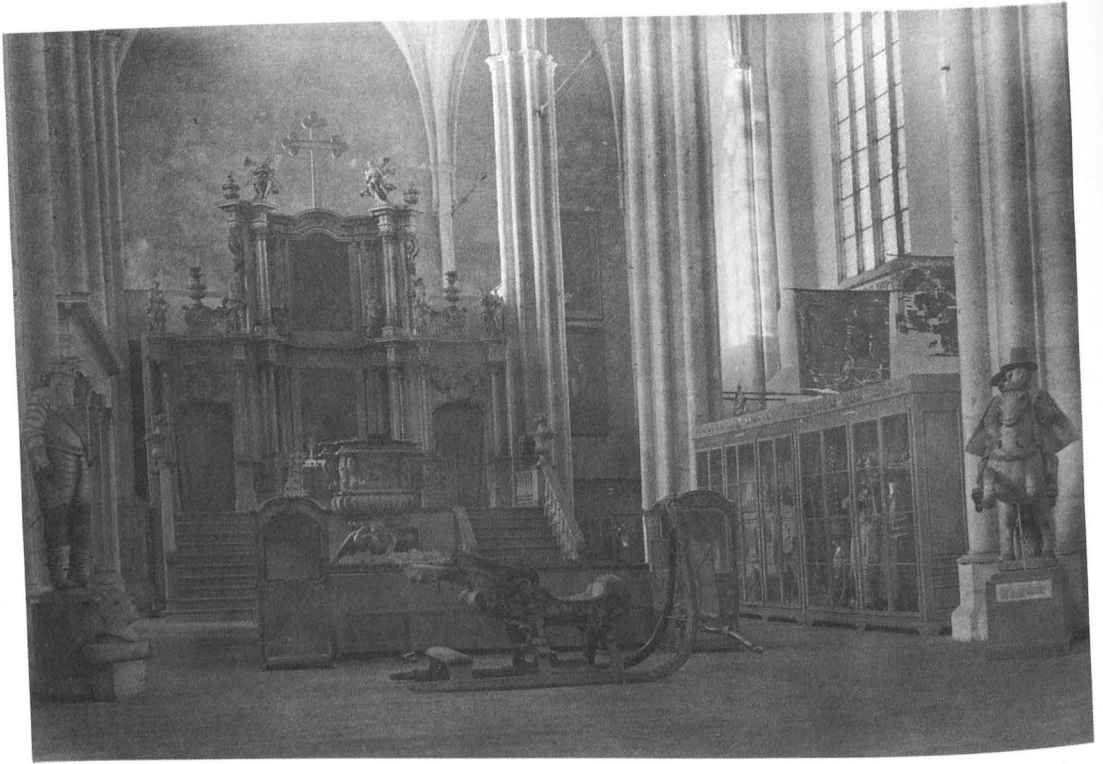


Abb. 6 Der barocke Hochaltar aus dem Dom und Teile der Figurengruppe Herzog Augusts d. J. vom Augusttor in Wolfenbüttel in der Ausstellung im Vaterländischen Museum in der Aegidienhalle.

nicht nur wegen seiner Atmosphäre gelobt, sondern als wichtigster Ausstellungsgegenstand betrachtet wurde: „Aber die Gebäude sind schon an und für sich von großer geschichtlicher Bedeutung und ästhetischem Stim-  
mungsreiz. Sie sind daher selbst der eindruckvollste Sammlungsgegenstand des Museums.“<sup>10)</sup>

Die Eröffnung des Vaterländischen Museums Hinter Aegidien erfolgte am 25. April 1906, dem 100. Geburtstag Herzog Wilhelms, im Beisein des Regenten Prinz Albrecht von Preußen und zahlreicher Ehrengäste.

#### Vom Vaterländischen Museum zum Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum

Mit der Eröffnung des Vaterländischen Museums im Aegidienkloster war ein erster wichtiger Abschnitt der erfolgreich begonnenen Museumsarbeit erreicht. Kooperation mit den bestehenden traditionsreichen Museen in der Stadt Braunschweig, Abstimmung über die Sammelgebiete und Austausch wichtiger Objekte in den Jahren 1903 und 1904 sowie die Umwandlung in eine Stiftung „Vaterländisches Museum zu Braunschweig“ 1903 bildeten darüber hinaus wesentliche Voraussetzungen für eine gedeihliche Entwicklung der Museumsarbeit in der Stadt Braunschweig.

Wichtige Stationen der weiteren Entwicklung waren der Tod von Bankdirektor Paul Walter am 22. November 1909, die Ernennung von Dr. Karl Steinacker zum Museumsinspektor am 1. April 1910, die Rettung der

<sup>10)</sup> Karl Steinacker, a. a. O., S. 4.

Inneneinrichtung der Hornburger Synagoge für die Sammlungen des Museums 1924, der Wiederaufbau eines Bortfelder Bauernhauses von 1737 im Museumsgarten 1928 und die Erweiterung des Museums durch den Saalbau des Gasthauses „*Handelshof*“ 1935, das Ausscheiden von Prof. Dr. Karl Steinacker aus dem aktiven Museumsdienst und die Übernahme der „*Stiftung Vaterländisches Museum*“ durch den Braunschweigischen Staat in demselben Jahr.

Paul Walter, Bankdirektor und begeisterter Heimat- und Militärgeschichtsforscher, hatte sich mit unermüdlichem Einsatz um die Entwicklung des Museums verdient gemacht. Im Kreise des stets ehrenamtlich tätigen Museumsvorstandes war er ohne Zweifel die zentrale Persönlichkeit und treibende Kraft. Bei seinem Tode stellte sich sofort die Frage, wer die anfallenden vielfältigen Aufgaben der täglichen Museumsarbeit übernehmen sollte, wenn nicht eine hauptamtliche wissenschaftliche Leitung. Durch Vermittlung des damaligen Direktors am Herzoglichen Museum, Prof. Dr. Paul Jonas Meier – der ebenfalls zum Museums- bzw. Stiftungsvorstand gehörte – beim Staatsministerium, gelang es, eine dritte Museumsinspektorenstelle beim Herzoglichen Museum einzurichten und deren Stelleninhaber mit der Wahrnehmung der Konservatorengeschäfte beim Vaterländischen Museum zu betrauen. Trotz mancher Konfliktmöglichkeit, die diese Konstruktion bot, gelang es dem am 1. April 1910 als herzoglichen Museumsinspektor eingestellten Dr. Karl Steinacker, die Geschicke des Vaterländischen Museums in hervorragender Weise zu leiten und das Museum zu einem weit über die Grenzen des Landes hinaus angesehenen Museums- und Forschungsinstitut zu entwickeln. Unterstützung fand er in dieser Zeit in besonderem Maße bei Prof. Dr. Paul Jonas Meier, Dr. Paul Zimmermann und dem späteren Stiftungsvorsitzenden Apotheker Robert Bohlmann.

Letzterer hatte insbesondere in der Zeit zwischen 1914 und 1918 seine ganzen Aktivitäten auf die Leitung und Betreuung des Vaterländischen Museums konzentriert, da Karl Steinacker im aktiven Militärdienst stand. Wie groß das persönliche Engagement der ehrenamtlich tätigen Vorstandsmitglieder zu allen Zeiten tatsächlich war, läßt sich nicht zuletzt an der Tatsache erkennen, daß Robert Bohlmann zu dieser Zeit die Leitung der Apotheke am Hagenmarkt an seinen Sohn übergab, um sich mit ganzer Kraft dem Museum und der damit verbundenen waffenkundlichen Forschung zu widmen, seinem persönlichen Spezialgebiet. Da die Tätigkeit Karl Steinackers<sup>11)</sup> und seine Verdienste um das Vaterländische Museum sowie dessen Entwicklung in dieser Zeit an anderer Stelle ausführlich dargestellt werden soll, wird diese Epoche des Museums lediglich in der notwendigen Kürze behandelt.

Trotz der Schwierigkeiten durch den Ersten Weltkrieg, die politischen Veränderungen nach 1918 und die wirtschaftliche Not der 20er Jahre blieb die unermüdliche Tätigkeit von Museumsleiter und Stiftungsvorstand nicht ohne Erfolg. Rolf Hagen faßte dies in einem Beitrag zum 75jährigen Jubiläum treffend so zusammen: „*Wie groß die Anziehungskraft des Instituts auf die Braunschweiger Bevölkerung inzwischen geworden war, erhellt deutlich aus den Besucherzahlen, die für 1929 mit 20069, für 1931 sogar mit 23669 Personen angegeben wird. Bedenkt man die völlig unzulängliche personelle Besetzung des Museums und die räumlichen und finanziellen Schwierigkeiten, die schon damals bestanden, dann kann man die Leistung Steinackers nicht hoch genug veranschlagen.*“<sup>12)</sup>

Es war letztlich das Verdienst des Stiftungsvorsitzenden Robert Bohlmann, daß der Staat 1935 durch die ein Jahr zuvor gegründete „Braunschweig-Stiftung“ den angrenzenden Saalbau des Gasthauses „*Handelshof*“ erwarb und für die dringend notwendige Erweiterung des Museums zur Verfügung stellte. Damit konnten nicht nur die Ausstellungsräume sinnvoll ergänzt werden, sondern endlich standen auch geeignete Arbeits- und Verwaltungsräume zur Verfügung.

<sup>11)</sup> Vgl. Hans-Herbert Möller und Rolf Hagen, Karl Steinacker zum 100. Geburtstag am 2. September 1972, in: Braunschweigesches Jahrbuch 53, 1972, S. 343–347.

<sup>12)</sup> Rolf Hagen, Das Braunschweigische Landesmuseum für Geschichte und Volkstum 1891–1966, in: Braunschweigische Heimat 52, 1966, S. 70.

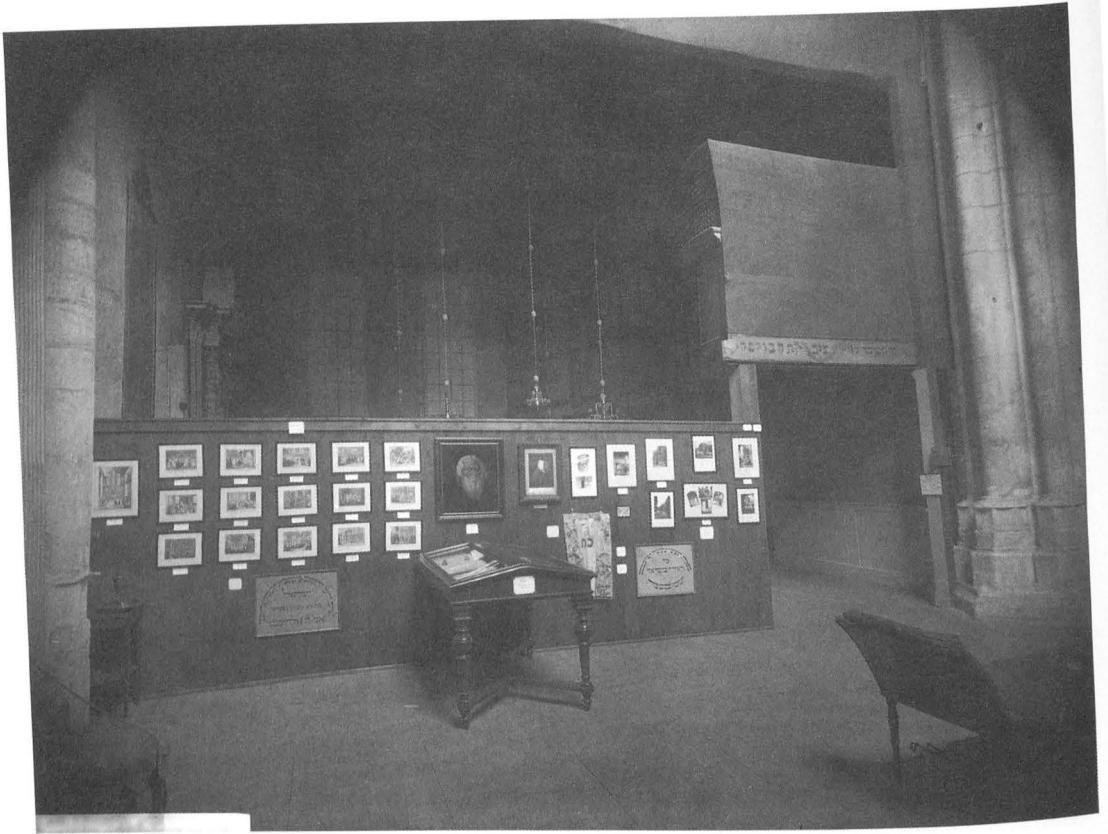


Abb. 7 Die Präsentation der Hornburger Synagoge und Judaicasammlung des Vaterländischen Museums nach 1928 in der Aegidienhalle.

Den Einzug in diese Räume hatte jedoch der verdienstvolle langjährige Leiter des Museums, Prof. Dr. Karl Steinacker, nicht mehr im Amt erlebt, da er auf eigenen Antrag Ende September aus dem Museumsdienst ausschied. Der Vorsitzende der Stiftung, Robert Bohlmann, dankte ihm mit folgendem Schreiben:

„Durch den auf Ihren Antrag erfolgten Übertritt in den Ruhestand schieden Sie mit dem gestrigen Tage aus dem Vorstande des Museums, dem Sie nach Verfügung der Regierung seit dem 1. April 1910 als Konservator angehörten, aus. Der Vorstand hat Ihren Entschluß, sich von der Ihnen so ans Herz gewachsenen Arbeit in und für das Museum zurückzuziehen, um so mehr schmerzlich bedauern müssen, als er wußte, daß Ihr körperliches Befinden Sie zu diesem Entschluß gezwungen hat. Es ist mir darum nicht nur eine angenehme Pflicht, sondern auch ein Herzensbedürfnis, Ihnen im Namen des Vorstandes den herzlichsten Dank auszusprechen für die Liebe und Hingabe, mit der Sie unermüdlich bemüht gewesen sind, die Ziele und Zwecke des Museums im Sinne seiner Gründer zu fördern und die Sammlung zu mehren. Als dauerndes Denkmal Ihres Schaffens bleiben der Nachwelt die Hornburger Synagoge und das Bortfelder Bauernhaus erhalten. Der Umfang, den der Inhalt des Museums angenommen hatte, überzeugte die Regierung von der Notwendigkeit, neue Räume für die Sammlung, aber auch für die Verwaltung zu beschaffen; nun aber ist es betrüblich, daß Sie in diese neuen hellen Räume, die fast fertig sind, nicht mehr einziehen konnten. Der Vorstand, der es selbstverständlich als seine Ehrenpflicht betrachtet, die Verwaltung des Museums weiterzuführen, bis die von uns angestrebte Verstaatlichung eintritt, könnte



*dies nicht ohne Ihre Erfahrung und Hilfe. Deshalb bitte ich Sie, auch ferner dem Vorstande als Mitglied anzugehören und uns mit Ihrem bewährten Rate und Ihrer Erfahrung weiterhin beistehen zu wollen. Denn keiner ist wie Sie mit den Beständen unseres Museums, aber auch mit der Geschichte und der Kultur unserer Heimat vertraut. Darum berufe ich Sie in den Vorstand des Vaterländischen Museums als Mitglied und bitte Sie, diesen Ruf annehmen zu wollen, denn auf Ihr Wissen und Ihren Rat können wir nicht verzichten.“<sup>13)</sup>*

In diesem Schreiben wurde noch nicht erkennbar, wie grundlegend sich bereits 14 Tage später die Situation des Museums ändern sollte. Mit Wirkung vom 16. Oktober 1935 nämlich trat der seit Mai 1935 beim Herzog Anton Ulrich-Museum tätige Dr. Johannes Dürkop die Nachfolge von Prof. Dr. Karl Steinacker an, und am gleichen Tag wurde das Museum verstaatlicht, eine Entscheidung, um die der Stiftungsvorstand und die Museumsleitung seit Jahren – erfolglos – bemüht gewesen waren. Im Jahr 1938 übernahm das Museum die Bezeichnung „Braunschweigisches Landesmuseum“ mit den beiden Abteilungen „Geschichte und Volkstum“ und „Vor- und Frühgeschichte“.

### **Das Braunschweigische Landesmuseum für Geschichte und Volkstum bis 1945**

Eine wichtige Veränderung in der Sammlungsstruktur des Museums erfolgte nach der Zusammenlegung der staatlichen und städtischen Sammlungen der Ur- und Frühgeschichte, die das im „Wilhelmsgarten“ an der Wilhelmstraße neu einzurichtende „Haus der Vorzeit“ bilden sollten. Dessen Einrichtung hatte der Anfang 1937 neu berufene Landesarchäologe Dr. Alfred Tode übernommen,<sup>13)</sup> die Abteilung wurde dem Braunschweigischen Landesmuseum angegliedert. Neuordnung und Fertigstellung allerdings wurden durch den Zweiten Weltkrieg endgültig verhindert. Bevor jedoch die Schrecken und verheerenden Folgen des Krieges die langen Jahre einer kontinuierlichen Aufbauzeit des Museums unterbrachen, ja fast endgültig zerstörten, blieb unter der neuen Leitung von Dr. Johannes Dürkop das Museum von den ideologischen Folgen der Zeit nicht unberührt.

So waren in der Presse vom 2./3. Januar 1937 unter den Überschriften „Von der Rumpelkammer zur Erziehungsstätte“ oder „Eine nationalpolitische Erziehungsanstalt“ folgende Nachrichten zur Neueinrichtung des Museums zu lesen:

*„Am Sonntag öffnen sich wieder die Pforten der Aegidienkirche, die seit zwei Jahren dem allgemeinen Besucher nicht mehr zugänglich war. Damit beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte des Vaterländischen Museums. Wenn der Besucher jetzt durch die ehrwürdigen Hallen der Aegidienkirche schreitet, wird er diesen Teil des Museums in einem verjüngten Zustande finden.“*

*Eine derartig tiefgreifende Wandlung ist nur möglich geworden durch das Eingreifen der nationalsozialistischen Regierung im Lande Braunschweig, die das Museum durch seine Verstaatlichung und durch den Ankauf des „Handelshof“-Saalbaues auf eine ganz neue Grundlage gestellt hat. Ohne diese räumliche Erweiterung und materielle Sicherstellung hätte an eine Neuordnung gar nicht gedacht werden können.*

*Wesentlicher noch ist die neue Zielsetzung, die Ministerpräsident Klagges der Arbeit des Museums gab: Das Vaterländische Museum soll eine nationalpolitische Erziehungsanstalt werden.*

*Gewiß wurde schon früher die in besonderem Maße erzieherische Aufgabe des Vaterländischen Museums gegenüber den anderen Sammlungen der Stadt, die mehr wissenschaftliche und künstlerische Ziele hatten, hervorgehoben und gegründet. Diese Aufgabe wurde aber in einem ganz anderen Sinne aufgefaßt, als wir es heute tun.*

*Das Ideal der wissenschaftlichen Objektivität verlangte früher von dem Museum eine passive Haltung gegenüber den Geschehnissen der Zeit. Wohl sollten auch Dinge der jüngsten Vergangenheit in den Sammlungen ge-*

<sup>13)</sup> Museumsarchiv.

<sup>14)</sup> Wolf-Dieter Steinmetz, Dr. Alfred Tode zum 90. Geburtstag, in: Braunschweigische Heimat 76, 1990, S. 3 f.

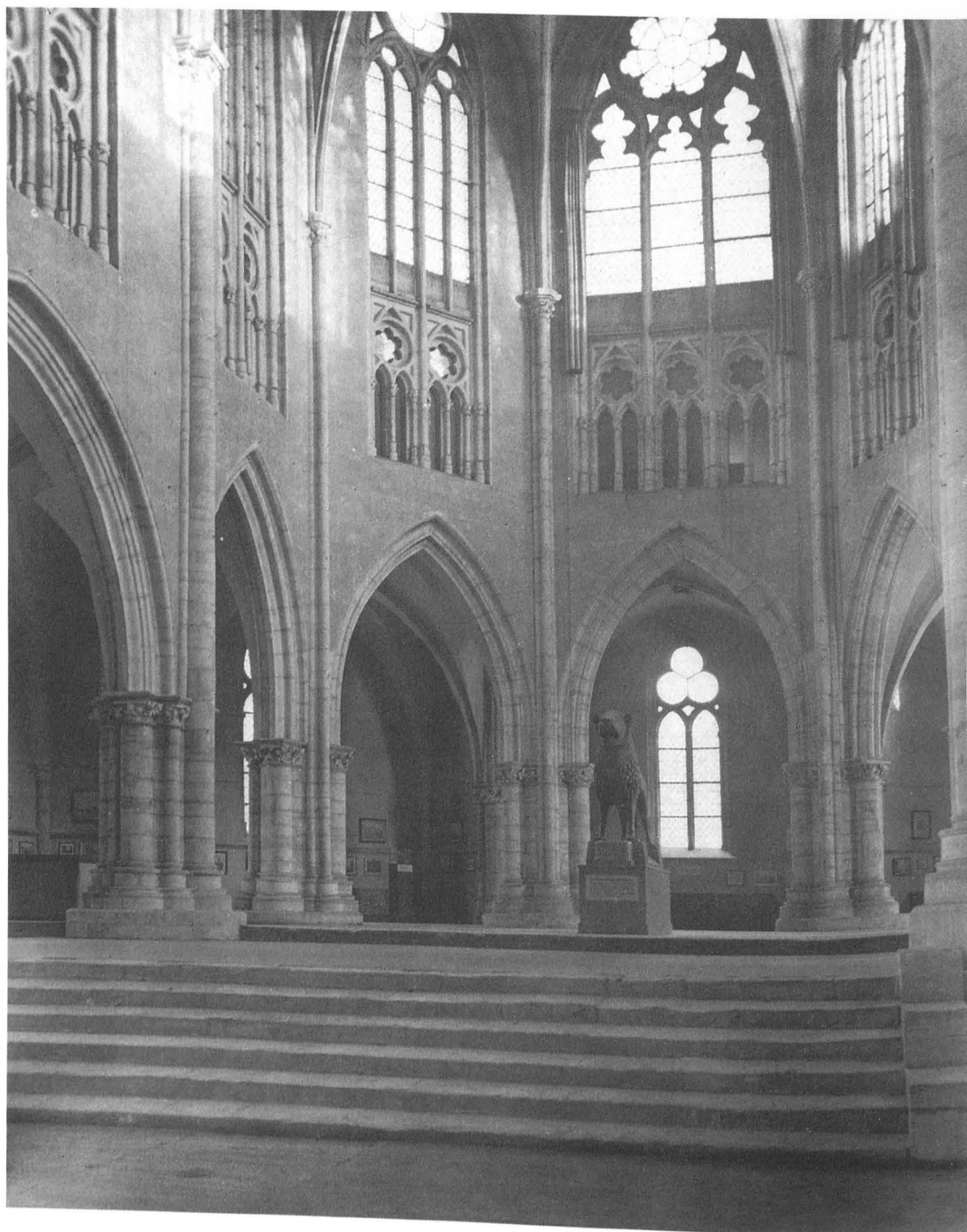


Abb. 8 Unter dem Diktat der nationalsozialistischen Ideologie erfolgte nach 1935 eine Neugestaltung des inzwischen als Braunschweigisches Landesmuseum für Geschichte und Volkstum in die Trägerschaft des Staates Braunschweig übernommenen Museums. Von allem „Ballast“ befreit, steht die Kopie des Burglöwen in „würdiger“ Aufstellung in der Aegidienhalle.



borgen werden, wie z. B. in der Weltkriegsabteilung des Vaterländischen Museums, aber unter Vermeidung jeder eigenen Stellungnahme.

Heute hingegen kann und darf das Museum nicht mehr eine Insel im Strome der Zeit bilden, sondern muß teilnehmen am lebendigen Ringen der deutschen Gegenwart. Eine nationalpolitische Erziehungsanstalt in Museumsform wird von den überkommenden Sammlungsgegenständen die besonders auswählen und hervorheben, die geeignet sind, die neu erkannten Lebensgesetze unseres Volkes zu veranschaulichen, die entscheidenden Schicksalsfälle seiner Geschichte zu beleuchten, seine Leistungen auf den verschiedensten Gebieten herauszustellen und vor allem die Erinnerung an seine führenden Männer lebendig zu erhalten.

Im Gegensatz zu dem objektiven Museum der Vergangenheit wird eine solche nationalpolitische Erziehungsanstalt Menschen und Mächte, die unserem Volke geschadet haben, in aller Öffentlichkeit ablehnend bewerten. Den Maßstab für ihre Bewertung erhält sie allein aus der nationalsozialistischen Weltanschauung.<sup>15)</sup>

Der Zweite Weltkrieg beendete jedoch diese Entwicklung, die Museumsarbeit kam zum Stillstand, Teile der Sammlungen wurden ausgelagert, Aegidienkirche und Dormitorium durch Bomben schwer beschädigt und das Bortfelder Bauernhaus im Museumshof sowie das „Haus der Vorzeit“ völlig zerstört.

Nach Kriegsende wurde dann die Aegidienkirche der katholischen Kirchengemeinde als Ersatz für die zerstörte Nicolaikirche zur Verfügung gestellt und ging 1959 durch Ankauf endgültig in kirchlichen Besitz über. So war nicht nur der größte und bedeutendste Ausstellungsraum verloren gegangen, auch große Teile der anderen Räumlichkeiten konnten nur teilweise genutzt werden. Durch Plünderung und Zerstörung waren darüber hinaus bei den ausgelagerten Beständen unersetzliche Verluste eingetreten, und es war sicherlich eine traurige Bilanz, die der nun bestellte neue Museumsleiter, Dr. Alfred Tode, nach dem Zweiten Weltkrieg ziehen mußte. Aber die Museumsarbeit fand trotz allen Einschränkungen und Behinderungen einen neuen Anfang.

### Das Braunschweigische Landesmuseum nach 1945

In den schwierigen Jahren des Wiederaufbaus gelang es zunächst zwischen 1950 und 1952 die wichtigsten Fachabteilungen mit jeweils einem wissenschaftlichen Sachbearbeiter zu besetzen und zwar die Abteilungen Volkskunde (Dr. Werner Flehsig), Vor- und Frühgeschichte (Dr. Franz Niquet) und Landesgeschichte (Dr. Hans-Adolf Schultz), so daß zumindest die wissenschaftliche Arbeit fortgesetzt werden konnte. Kleinere Sonderausstellungen folgten und nach 1959 konnte die archäologische Sammlung in der ehemaligen Kanzlei in Wolfenbüttel der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Am 10. Januar 1960 wurden schließlich auch wieder die renovierten Schauräume Hinter Aegidien feierlich eröffnet und damit fand der eigentliche Museumsbetrieb nach langer Unterbrechung seine Fortsetzung.

Ebenfalls seine Fortsetzung fand das Bemühen der Museumsleitung, die durch den Verlust großer Ausstellungsflächen bedingte Raumsituation zu verbessern. So hatte Museumsdirektor Dr. Alfred Tode über lange Jahre eine großzügige bauliche Erweiterung des Museums im Bereich Lessingplatz 1/Hinter Aegidien 2–4 und Aegidienstraße 8 geplant und gefordert, um die Arbeitsbedingungen des Museums zu verbessern und die ständig wachsenden Sammlungen sachgerecht zu präsentieren bzw. zu lagern.<sup>16)</sup> Jedoch ohne Erfolg, und sein 1965 berufener Nachfolger, Dr. Rolf Hagen, mußte zum 75jährigen Jubiläum 1966 noch immer feststellen:

„Der größte Teil des wertvollen Museumsgutes ist infolge des Verlustes von mehr als 1600 qm Ausstellungsfläche im 75. Jahr des Bestehens des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum noch immer behelfsmäßig magaziniert. Bis zur Errichtung eines Neubaus kann nur der Versuch gemacht werden, in

<sup>15)</sup> Braunschweigische Landeszeitung Nr. 1 vom 2./3. Januar 1937.

<sup>16)</sup> Alfred Tode, Gedanken zur Neuplanung des Braunschweigischen Landesmuseums, in: Braunschweigische Heimat 52, 1966, S. 88–92.



Abb. 9 Die Abteilung kirchlicher Altertümer in den historischen Klosterräumen Hinter Aegidien. In der Mitte die Pietà aus Hüttenrode, ein herausragendes Kunstwerk des Spätmittelalters.

Wechselausstellungen wenigstens Teilaspekte vorzuführen, damit die Bevölkerung den Reichtum ihres Heimatmuseums, das nach den Worten Karl Steinackers ‚ein Spiegel ihrer Seele, ein Mittel ihrer selbstbewußten Kräftigung, ihrer einsichtigen Erneuerung‘ sein könnte, nicht ganz aus den Augen verliert.<sup>17)</sup> Diese Aufgabenstellung ist Dr. Rolf Hagen mit großem Erfolg in seiner Amtszeit von 1965 bis 1985 gelungen. So konnte z. B. schon am 17. Juni 1968 als volkskundliche Außenstelle des Landesmuseums das Bauernhausmuseum in Bortfeld eröffnet werden.

Ein umfassendes Ausstellungsprogramm machte darüber hinaus nicht nur auf die bedeutenden Sammlungen des Museums aufmerksam, ein sorgfältiges Erweiterungskonzept förderte auch eine umfangreiche Bereicherung dieser Sammlungen, womit Dr. Rolf Hagen erfolgreich an die segensreiche Zeit von Karl Steinacker anknüpfte. Es seien – stellvertretend für unzählige Erwerbungen – als Beispiel nur die Bewahrung des Jugendstilphotoateliers Oberst aus Wolfenbüttel und der Ankauf des Rechenmaschinenmuseums der Firma Olympia erwähnt. Auch die Restaurierung der Hornburger Synagoge dank einer durch ihn vermittelten Spende von dem Ehepaar Dr. Boas aus der Schweiz geht auf seine Initiative zurück. Unbestritten die größten Verdienste um die Weiterentwicklung des Braunschweigischen Landesmuseums aber hat sich Dr. Rolf Hagen durch sein

<sup>17)</sup> Rolf Hagen, a. a. O., S. 71

zähes Ringen um den Ankauf des Vieweghauses für das Museum erworben. Dieser Erfolg krönte die erfolgreiche Tätigkeit. Sanierung und Umbau für die neu zu schaffende Dauerausstellung erfolgten in den Jahren 1976 bis 1985 unter seiner Verantwortung. Als Dr. Rolf Hagen Anfang 1986 auf eigenen Wunsch in den Ruhestand trat, so bewegte ihn zu diesem Entschluß die Überlegung, daß sein Nachfolger die Chance haben sollte, die Neueinrichtung – die sicherlich für viele Jahre Bestand haben würde – nach seinen Vorstellungen und mit eigenen Ideen gestalten solle. Für diese Entscheidung gebührt Dr. Rolf Hagen Hochachtung und Dank seines Nachfolgers, Gerd Biegel, der am 1. August 1986 sein Amt als Direktor des Braunschweigischen Landesmuseums antrat.

### **Das Braunschweigische Landesmuseum in seinem neuen Haus am Burgplatz**

Als Ende 1967 Dr. Rolf Hagen vom damaligen Bezirkskonservator Dr. Hans-Herbert Möller informiert wurde, daß der Vieweg-Verlag sein traditionsreiches Haus am Burgplatz aufgeben wolle, begann eine intensive Phase der Bemühungen zugunsten einer Nutzung durch das Landesmuseum. Der erfolgreiche Abschluß und die Bewahrung des bedeutenden Baudenkmals im Zentrum von Braunschweig mögen heute leicht vergessen lassen, wie mühevoll und schwierig der Weg war, den Dr. Rolf Hagen selbst folgendermaßen zusammenfaßte:

*„Es gelang, den zuständigen Verwaltungspräsidenten für die Pläne zu gewinnen, so daß dieser noch im Jahre 1968 das Kulturministerium darum bat, ihn zu Ankaufsverhandlungen zu autorisieren. Als alle diesbezüglichen Anträge wegen des im Haushalt nicht aufzubringenden Kaufpreises erfolglos blieben und der Museumsleitung nahegelegt wurde, sich um eine andere Lösung zu bemühen – auch das Gebäude der Braunschweigisch-Hannoverschen Hypothekenbank am Bankplatz kam dabei ins Gespräch –, wurde schließlich auf unverändertes Drängen der Museumsleitung der Ausweg gefunden, den Ankauf aus Mitteln des Braunschweigischen Vereinigten Kloster- und Studienfonds zu realisieren. Diese Entscheidung im Oktober 1973 bedeutete jedoch noch lange nicht den Beginn der notwendigen Restaurierungs- und Baumaßnahmen, da der dafür allein in Frage kommende Reinertrag des Fonds nicht ausreichte.*

*Erst nachdem das Vieweg-Haus am 1. 11. 1976 vom Kloster- und Studienfonds käuflich auf das Land Niedersachsen übergegangen war, rückten Restaurierung und Ausbau sowie die Einrichtung als Museum in den Bereich des Möglichen. Nach der Genehmigung des erarbeiteten Raumprogramms durch den Niedersächsischen Minister für Wissenschaft und Kunst im Juni 1978 konnte endlich die Planung, mit der die Hochbauverwaltung des Landes die Architekten Prof. Heinz Röcke und Prof. Dieter Quiram beauftragt hatte, beginnen“.*<sup>18)</sup>

Es folgte eine lange öffentliche und nicht immer sachlich geführte Auseinandersetzung um die baulichen Veränderungen zugunsten der musealen Nutzung und Fragen des Denkmalschutzes bis dann – mit Unterbrechung für Ausstellungszwecke 1985 – in den Jahren 1986 und 1987 alle in Frage kommenden Umbaumaßnahmen abgeschlossen werden konnten. Bis Anfang August 1986 waren bereits die meisten der Sammlungsbestände von Hinter Aegidien zum Burgplatz umgelagert und Ende 1986 begann die Sichtung der Bestände, um ein Einrichtungskonzept zu entwickeln, nachdem am 1. August 1986 der Direktorenwechsel vollzogen war.

Von Anfang an blieb das Vieweghaus in einem kleinen Teilbereich (Kabinettausstellungsräume und Forum) der Öffentlichkeit zugänglich, um so den neuen Museumsstandort allmählich zu erschließen und den zukünftigen Museumsbesuchern bewußt zu machen. Dies geschah durch Vortragsveranstaltungen, Museumsabende und Sonderausstellungen, deren erste am 17. August 1986 zum Thema „Friedrich der Große und Braunschweig“ eröffnet wurde.

Gleichzeitig begannen die Planungen und Vorarbeiten für die weitere Nutzung der traditionsreichen Museumsräume Hinter Aegidien, die zukünftig als Ausstellungszentrum für Sonderausstellungen und als Standort

<sup>18)</sup> Rolf Hagen, Das Vieweg-Haus als Domizil des Braunschweigischen Landesmuseums, in: Das Vieweg-Haus in Braunschweig, hg. von Hans-Herbert Möller, Hannover 1985, S. 87. (Arbeitshefte zur Denkmalpflege in Niedersachsen 5)



Abb. 10 Umzug des „Eisernen Heinrichs“ von Hinter Aegidien an seinen neuen Standort im Vieweghaus am 9. September 1987. Damit war der Umzug der Museumssammlungen an den neuen Museumsstandort abgeschlossen.

des neu einzurichtenden Jüdischen Museums dienen sollten. Mit dieser Einrichtung konnte an eine lange Tradition der Museumsarbeit in Braunschweig angeknüpft werden. „*Braunschweig hatte wahrscheinlich das älteste jüdische Museum der Welt*“ – so schrieb Rolf Hagen im Braunschweigischen Kalender 1975<sup>19)</sup> und erinnerte damit an die Sammeltätigkeit des braunschweigischen Kammeragenten Alexander David, der 1687 in Halberstadt geboren wurde und 1765 in Braunschweig starb. Mit seiner Sammlung jüdischer religiöser Kunst stattete er die Synagoge am Kohlmarkt aus, die er später mitsamt der Sammlung der jüdischen Gemeinde vermachte. Mit dieser Sammlung, von der Teile den Grundstock des heutigen Jüdischen Museums bilden, verbindet man allgemein das älteste jüdische Museum, ein für die Braunschweiger Museumsgeschichte sicherlich interessanter und wichtiger Aspekt. Mit der durch eine großzügige Spende von Dr. Ernest Boas aus der Schweiz ermöglichten Restaurierung der Inneneinrichtung der Hornburger Synagoge und den neuen Nutzungsmöglichkeiten der Räume Hinter Aegidien war die Realisierung des Jüdischen Museums möglich geworden. Damit war – wie 1935 – der Saalbau des ehemaligen Gasthauses „Handelshof“, der lange Jahre als Magazin dienen mußte, wieder als Ausstellungsraum erschlossen. Im Zentrum der Präsentation steht die Hornburger Synagoge mit Frauenempore, Almemor, Toraschrein und weiteren Bestandteilen der Einrichtung, begleitet von einer Doku-

<sup>19)</sup> Rolf Hagen, Braunschweig hatte wahrscheinlich das älteste jüdische Museum der Welt, in: Braunschweiger Kalender 1975, S. 18–20.



Abb. 11 Die Abteilung Jüdisches Museum konnte am 27. 10. 1987 im Saalbau des ehemaligen Gasthauses „Handelshof“, der jahrzehntelang aus Raumnot als Museumsmagazin genutzt werden mußte, in neuer Präsentation eröffnet werden.



mentation zur Geschichte der jüdischen Gemeinde in Hornburg und der Synagoge sowie zum Judentum im Braunschweiger Land. Weitere Themengruppen zur jüdischen Religion und ihrem Kult, zu religiösen Festen, dem jüdischen Alltag, der Geistesgeschichte und der Schreckenszeit des Lagers Bergen-Belsen schließen sich in den Nebenräumen und den Emporen an. Eine Erweiterung ist in den Jahren 1992 oder 1993 vorgesehen.

Gleichzeitig diente die Konzeption und Einrichtung des Jüdischen Museums, das bereits am 28. 10. 1987 eröffnet werden konnte, der Erprobung von Präsentations- und Informationsformen für die zukünftige Dauerausstellung des Braunschweigischen Landesmuseums im Vieweghaus. Nicht zuletzt auch durch die Diskussion mit dem Publikum konnten hierbei und auch bei weiteren Sonderausstellungen mit unterschiedlichen Präsentationsmitteln und Informationsarten wichtige Erkenntnisse gewonnen und im Vieweghaus berücksichtigt werden.



Abb. 12 Am 8. April 1989 wurde im Vieweghaus am Burgplatz die Dauerausstellung des Braunschweigischen Landesmuseums in moderner Präsentation neu eröffnet.

Mit Unterstützung des Niedersächsischen Ministeriums für Wissenschaft und Kunst, der Bezirksregierung Braunschweig, dem Staatshochbauamt I, der Architekten und zahlreicher staatlicher und städtischer Dienststellen sowie Helfern aus der Bürgerschaft in Braunschweig gingen die Einrichtungsarbeiten im Vieweghaus zügig voran und bereits am 8. April 1989 konnte das Braunschweigische Landesmuseum seine neue Dauerausstellung eröffnen.

Wenn in den vergangenen 5 Jahren fast eine Million Besucher in den Sonderausstellungen, dem Jüdischen Museum, den Außenstellen Wolfenbüttel und Bortfeld sowie vor allem im Vieweghaus gezählt werden konnten, so macht dies deutlich, daß der Zugang zur Landesgeschichte in der gewählten Konzeption ebenso gelungen zu sein scheint, wie auch das Interesse der Bevölkerung an Geschichte und dem Historischen Museum ausgesprochen groß und rege ist. Aus diesem Grunde abschließend noch ein Blick auf die Neueinrichtung im Vieweghaus und die zugrundeliegende Museumskonzeption. Bei der Vorbereitung zur Einrichtungskonzeption sollte die Bedeutung des historischen Bauwerks ebenso berücksichtigt, wie der Versuch unternommen werden, ein Landesmuseum unter chronologisch-thematischen Schwerpunkten und nicht traditionellerweise nach Sammlungsgruppen geordnet zu präsentieren. Daher ist in allen Ausstellungsräumen das historische Vieweghaus auf den Erkenntnissen der Denkmalpflege beruhend wieder hergestellt und in seinen Baustrukturen für den Besucher jederzeit erfahrbar. Bei der Museumseinrichtung wurde bewußt darauf verzichtet, Einbauten vorzunehmen, die die Struktur des historischen Gebäudes verändert hätten. Wie sehr solche Museumseinbauten das Gebäude in sich tatsächlich verändern konnten, hatte sich 1985 bei der Landesausstellung „Stadt im Wandel“ deutlich gezeigt. Eine solche Veränderung des Raumes zugunsten einer Inszenierung schien bei einer dauerhaften Museumseinrichtung nicht gerechtfertigt. So befindet sich nun das nach modernen didaktischen und technischen Gesichtspunkten eingerichtete Museum sozusagen als „Raum im Raum“ innerhalb der historischen Gebäudehülle.



Abb. 13 Die Barockabteilung im Braunschweigischen Landesmuseum. Im Zentrum die Skulptur „Raub der Proserpina“ aus dem ehemaligen Lustschloß Salzdahlum.



Im Gegensatz zu vergleichbaren Museen, bei denen die umfangreichen Bestände nach wissenschaftlichen Sachgruppen und Abteilungen getrennt präsentiert werden, ist im Braunschweigischen Landesmuseum die Einrichtung unter historischen Aspekten erfolgt. Der Besucher kann in einem Durchgang durch die Ausstellungsräume die Leitlinien und Schwerpunkte der braunschweigischen Landesgeschichte von 772 bis in die 60er Jahre unseres Jahrhunderts erwandern.

Da sich für den Betrachter „Geschichte“ in seiner einfachsten Form als „Geschehen vergangener Zeit“ darstellt, wurde der „Faktor Zeit“ als verbindende Grundlinie für die Museumskonzeption ausgewählt. Der große Zeitraum der reichen Geschichte und Kultur des Braunschweiger Landes ist dabei im Museum in 14 Stationen unterteilt, die jeweils grundlegende Epochen oder Themenschwerpunkte umfassen. Innerhalb dieser Themenschwerpunkte wurden die zur Darstellung notwendigen Zeugnisse aus Geschichte, Kultur, Wirtschaft, Technik, Kunst, Volkskunde und Sozialgeschichte zusammengeführt. In allen Bereichen ist auf originale Quellen und Sachzeugnisse zurückgegriffen worden, die in der Art ihrer Zuordnung bzw. Inszenierung ein erstes Bild der damit verbundenen historischen Aussage ergeben. Ganz bewußt wurde auf die in den letzten Jahren in der Museumspräsentation teilweise überzogenen theaterhaften Inszenierungen, die ausschließlich von Rekonstruktionen nicht mehr vorhandener Originale leben, verzichtet. Dabei wurde in Kauf genommen, daß eine oder andere interessante Thema ausgespart werden mußte, da es durch Originalobjekte aus den Sammlungen des Museums nicht belegbar war. Anstelle derartiger Inszenierungen wurden in einzelnen Fällen – jedoch in der Gesamtheit zurückhaltend – funktionale Inszenierungen eingefügt. Darunter ist zu verstehen, daß einzelne Objekte oder Objektgruppen in einer Präsentation einen Großbild-Hintergrund erhalten, der diese



Abb. 14 Die Präsentation des Jugendstil-Photoateliers Oberst aus Wolfenbüttel und die 1988 neu erworbene Studiokamera.





Abb. 15 Die Reitergruppe Herzog August d.J. (1579–1666) vom Herzogtor Wolfenbüttel als „Funktionale Inszenierung“ im Museum.

Objekte für den Besucher leicht verstehbar in ihre ursprüngliche Funktion umsetzt. Als Beispiel sei an dieser Stelle die herausragende Reitergruppe vom ehemaligen Herzogtor in Wolfenbüttel gewählt. Hier ist Herzog August d.J. (1579–1666) zu Pferde mit zwei Trabanten, sowie stehend mit einem Löwen dargestellt. Diese Gruppe hatte sich ursprünglich im sogenannten Herzogtor am Eingang von Wolfenbüttel befunden. Dieses Tor ist heute nicht mehr vorhanden, so daß dem Betrachter in der Gegenwart der eigentliche Bezug zur ursprünglichen Aufstellung dieser Gruppe fehlt. Die nach zeitgenössischen Vorlagen und frei aufgestellte Reitergruppe erhielt einen Großbild-Hintergrund, der das Herzogtor mit der darin befindlichen Reitergruppe aus dem Jahre 1660 zeigt. Für den Museumsbesucher wird damit die ursprüngliche Funktion dieser Objektgruppe anhand zeitgenössischer Quellen visuell erfassbar.

Auf mehr als 5.000 m<sup>2</sup> wird die Geschichte des alten Landes Braunschweig präsentiert. Zwischen Harz und Heide, Drömling und Weser hat sich in den Jahrhunderten seit dem frühen Mittelalter eine reiche und farbige Kulturgeschichte entwickelt und das Braunschweiger Land erlebte eine Fülle von Ereignissen, Entwicklungen und Persönlichkeiten in Politik, Wirtschaft und Kultur, wie sie in ähnlicher Dichte in vergleichbaren Räumen kaum anzutreffen sind. Die archäologischen Funde des Frühen Mittelalters, die bei den Stadtgrabungen in Braunschweig in großer Zahl zutage kamen, dokumentieren die Siedlungsentwicklung, das Alltagsleben, aber auch Handel und Verkehr des städtischen Zentrums Braunschweigs, von dem aus die Entwicklung in das gesamte Braunschweiger Land ausstrahlte. Mit Kaiser Lothar III. (1125–1137) und Heinrich dem Löwen (1129–1195) trat das Braunschweiger Land im 12. Jahrhundert unvermittelt und unübersehbar in das Blickfeld der europäischen Geschichte, in der es sich bis in die jüngste Vergangenheit hinein immer wieder behauptete und hervorheben konnte. Der goldene Ring Kaiser Lothars ist ein ebenso faszinierendes Zeugnis mittelalterlichen

Glaubens wie die Darstellung Heinrich des Löwen auf der Grabplatte herzogliche Macht und Selbstbewußtsein sowie mittelalterliche Steinmetzkunst belegen. Heinrich der Löwe, die Herzöge Julius, August d. J. und Carl Wilhelm Ferdinand sind Beispiele überragender und vorausschauender Fürsten des Landes, Abt Jerusalem, Gotthold Ephraim Lessing, Joachim Heinrich Campe, Friedrich Vieweg oder Wilhelm Raabe verkörpern die geistige Tradition; mit Unternehmerpersönlichkeiten wie Schmalbach, Büssing und Trinks ist die Industrialisierung und der Einzug moderner Technik mit Braunschweig eng verbunden; von Leisewitz, von Hardenberg oder von Amsberg stehen für die fortschrittliche Staatsverwaltung des 18. und 19. Jahrhunderts, um nur einige Beispiele von Personen und Persönlichkeiten zu nennen, die den ganzen Reichtum der geistigen, wissenschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Bedeutung Braunschweigs international vermitteln. Der Erzbergbau im Harz, Glasherstellung in Grünenplan und die Manufakturen in Fürstenberg und Stobwasser in Braunschweig belegen die wirtschaftliche Tradition des Landes. Die unseelige Zeit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft wird im neuen Museum aber ebenso dokumentiert, wie die schwierige Phase des Wiederaufbaus nach der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg. Mit der Darstellung der 50er und 60er Jahre greift das Museum dabei einen Zeitraum auf, der für viele Besucher noch so persönlich gegenwärtig ist, daß sie nur mit Überraschung die Museumswürdigkeit der „Wirtschaftswunderzeit“ feststellen werden. Mit der Einbindung dieser zeitgeschichtlichen Epochen soll auf der einen Seite für die junge Generation ein Einblick in zurückliegende Jahrzehnte ermöglicht werden, die sie selbst nicht mehr bewußt erlebt haben und zum anderen deutlich gemacht werden, daß ein modernes Museum Kulturgüter der unmittelbaren Gegenwart für die Zukunft sammelt und dokumentiert. Der Ankauf eines „Trabi“ im Oktober 1989 ist ein besonders aktuelles Beispiel. Obwohl im neuen Museum eine kaum überschaubare Fülle unterschiedlicher Objektgruppen und Sammlungsgegenstände präsentiert wird, stellt dies nur einen Ausschnitt aus den Sammlungsbeständen dar. Die Erarbeitung von Themenschwerpunkten auf der Grundlage der jetzt präsentierten Materialien ist ein Ziel der zukünftigen Museumsarbeit, die Erforschung breiter Zusammenhänge der historischen Entwicklung des Braunschweiger Landes eine weitere Verpflichtung der Museumsarbeit.

Das bedeutet, daß mit der Eröffnung des Museums nicht der Endpunkt der musealen Arbeit und der Ausstellung im neuen Hause erreicht wurde, sondern ein Ausgangspunkt, von dem aus stets neue Darstellungen erfolgen sollen. In gleicher Weise, wie es unmöglich sein wird, die Fülle des ausgestellten Materials in einem Museumsbesuch zu erfassen, in gleicher Weise soll es für den Besucher immer wieder attraktiv sein, das Braunschweigische Landesmuseum auch in Zukunft regelmäßig zu besuchen und die Vielfalt neuer Objekte und Entdeckungen nachzuvollziehen. Auch die regelmäßigen Veranstaltungen des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz, der seit seiner Gründung eng mit dem Museum verbunden ist, dienen dieser Aufgabe mit großem Erfolg.

Nach 100 Jahren seit seiner Eröffnung am 11. Oktober 1891 kann das Braunschweigische Landesmuseum auf eine traditionsreiche und insgesamt erfolgreiche Entwicklung zurückblicken. Seine Aufgaben als Forschungsinstitut und Dienstleistungsunternehmen für den Bürger kann es unter sehr guten äußeren Voraussetzungen wahrnehmen und bildet so auch ein wichtiges kulturgeschichtliches Zentrum im Land Niedersachsen. Seine positive Weiterentwicklung wird stets auch ein Beitrag zum kulturellen Standort Braunschweig bedeuten, und so hofft das Braunschweigische Landesmuseum auch für die Zukunft auf die Unterstützung durch die Landesregierung, die Förderung durch alle Museums- und Geschichtsfreunde, eine gute Zusammenarbeit der Museen in Braunschweig und das bleibende und steigende Interesse der Museumsbesucher an „ihrem“ Landesmuseum.<sup>20)</sup>

<sup>20)</sup> Für hilfreiche Unterstützung bei der Erschließung der Quellen und Materialien danke ich Herrn Archivdirektor Dr. Manfred R. W. Garzmann und Herrn Johannes Angel vom Stadtarchiv Braunschweig sowie Herrn Elmar Freise vom Braunschweigischen Landesmuseum ganz herzlich.



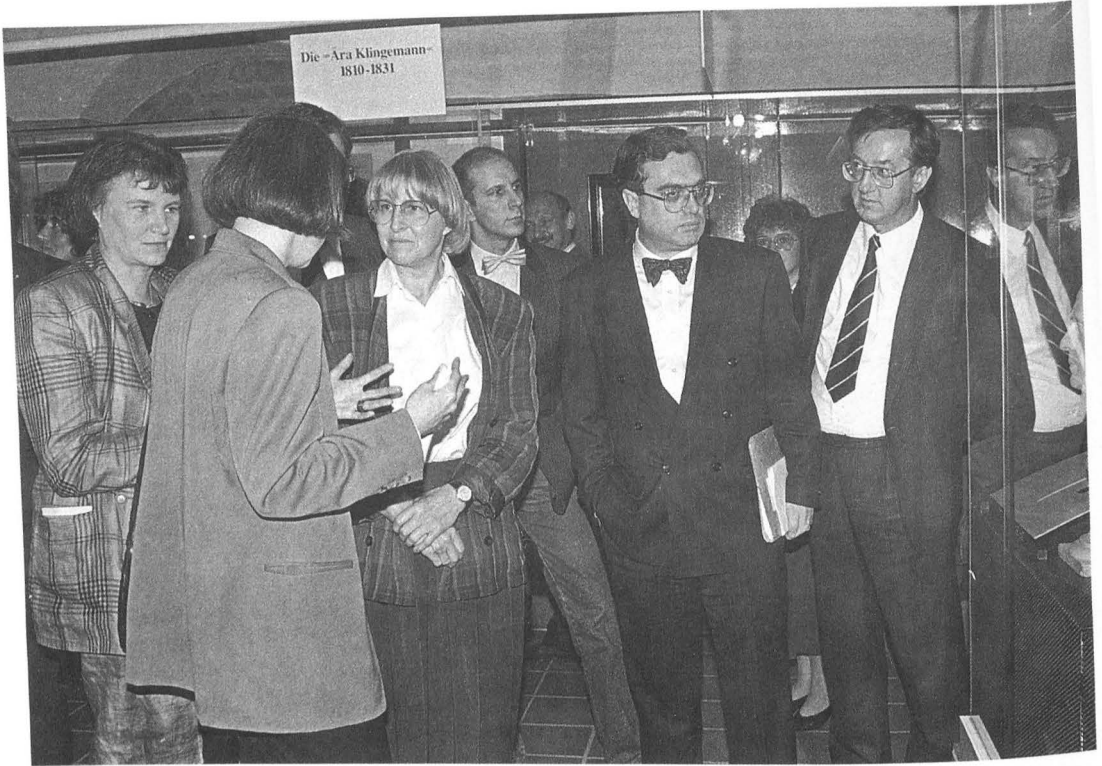


Abb. 16 Die niedersächsische Ministerin für Wissenschaft und Kultur, Helga Schuchardt, beim Eröffnungsrundgang durch die Ausstellung „300 Jahre Theater in Braunschweig“, die 1990 gemeinsam vom Braunschweigischen Landesmuseum, Herzog Anton Ulrich-Museum und dem Städtischen Museum realisiert wurde.

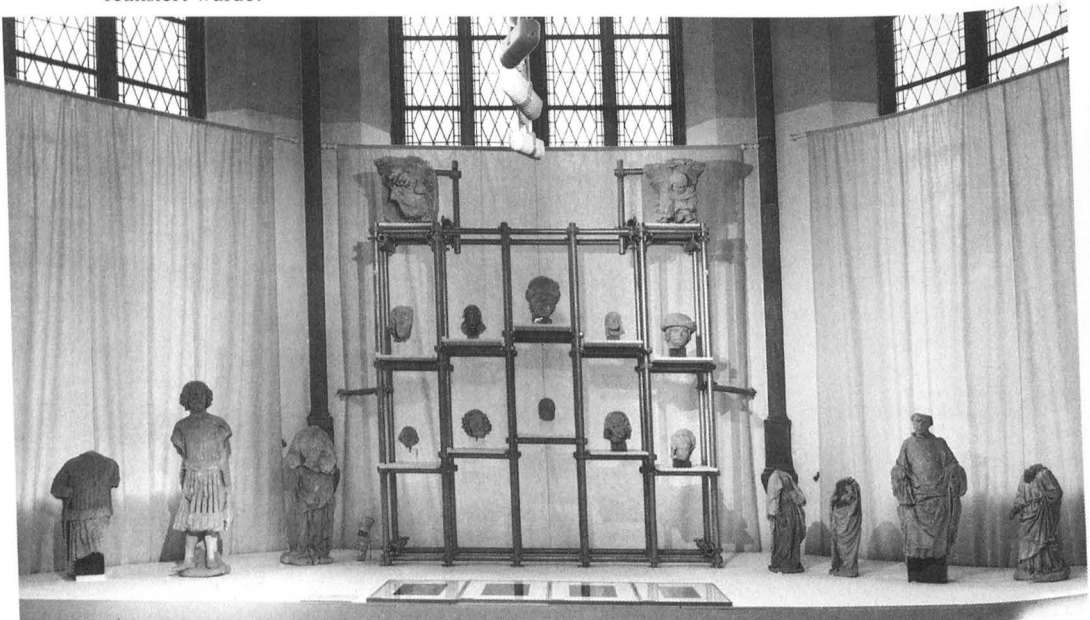


Abb. 17 Im Jubiläumsjahr 1991 zeigt die Abteilung Ur- und Frühgeschichte des Braunschweigischen Landesmuseums im Ausstellungszentrum Hinter Aegidien die Ausstellung „Budapest im Mittelalter“, die als bisher größte historische Ausstellung aus Ungarn gemeinsam mit dem Historischen Museum der Stadt Budapest als Beitrag zum 100-jährigen Jubiläum des Museums durchgeführt wird.

## Buchbesprechungen

**Petra Kühn: WINUWUK und Sonnenhof.** Das Bauprojekt von Prof. Bernhard Hoetger in Bad Harzburg 1922/23 und seine Auswirkungen. Bad Harzburg: Privatverlag von Arthur Göttert o. J. <1989>. 114 S.

Um es bereits zu Anfang zu sagen: Das hier vorgelegte Buch erweckt zunächst höchstes Interesse, handelt es doch von einem kunsthistorisch höchst bemerkenswerten Baudenkmal, das in keinem kunsthistorischen Handbuch oder -führer zu finden ist, aber dennoch einmaligen Rang im Braunschweigischen Gebiet beanspruchen kann. Zum andern aber wird nicht einmal der Untertitel der Arbeit, denn als eine Abschlußarbeit im Fachgebiet „Industrial Design“ im WS 1985 an der Hochschule für Bildende Künste Hamburg entpuppt sie sich, inhaltlich eingehalten.

Im Einzelnen: S. 5 enthält ein Hoetger-Zitat und ein Photo; S. 6 gibt den Werbeslogan von 1922/23 wieder, dann folgt „zur Entstehung der Arbeit“. Schließlich beginnt die wissenschaftliche Leistung, die man ja auch von einer Abschlußarbeit an einer Hochschule, also einer universitären Einrichtung, verlangen kann: „Fotos entnommen aus dem Heft ‚Winuwuk und Sonnenhof‘ gedruckt bei Schüler 1923 (S. 9; wer es nicht weiß: Wer ist Schüler? Solchen Fragen wird großzügig aus dem Weg gegangen). Dieser Buchteil umfaßt S. 9–14 mit 3–4 Photographien pro Seite. Ab S. 15 folgen: „Lage- und Baupläne. Grundrißzeichnungen. Die Lage der Gebäude.“ Was findet man? Pausen der Originalpläne Hoetgers bis S. 24. Nun aber beginnt der wissenschaftliche Teil: „Die Entstehung der Häuser“. Was ist es? Ein Protokoll mit Helmut Degener, dem Sohn des Erbauers Walter Degener. Niedergeschrieben. Analyse? So etwas Kopflastiges gibt es in Bereich des „Industrial Design“ wohl nicht.

S. 29/30: Wiedergabe eines Briefes von Hoetger und Ludwig Roselius sowie zwei Photos. S. 31: Photokopie eines handschriftlichen Briefes von Hoetger. S. 32: 3 Photos vom Gipsmodell des Baus. S. 33–42: Photokopien aus alten Gästebüchern. S. 43–48: Postkarten. Von S. 49 bis S. 52 geht das Protokoll des Interviews von vorher weiter. Dann folgt von S. 53 bis 60 „Archivmaterial zu den Häusern aus den Jahren 1939–46“. Keine Auswertung, wer erwartet das auch jetzt noch, sondern Wiedergaben der Schriftstücke. Es folgt „Hoetger im Spiegel der Kritik“ (S. 61–64); keine eigene Wertung, sondern eine Blütenlese. S. 65 ff.: „Winuwuk und Sonnenhof heute“. S. 66 f. Eineinhalb Seiten Selbstgeschriebenes, das über die baulichen Veränderungen; sachlich berichtet. S. 68–80 gibt „Details aus dem Winuwuk und Sonnenhof“. Beschreibungen? Das wäre Kunstgeschichte. Photos! Aber S. 82 f. wieder zwei sachlich präzise berichtende Seiten über „Arbeitsbereiche und Materialien“, und dann – endlich – ein Gedanke! S. 84 f.: „Bernhard Hoetger – ein Elektriker?“ Eine interessante Frage. Was ist es?“ „Auszug aus der Katalogeinführung von Dr. Dieter Honisch zu Hoetgers 90. Geburtstag“.

Wie gehts weiter? Die Anthologie wird fortgesetzt: „Aus Briefen und Schriften Hoetgers“, bis S. 94 (die ein Photo wiedergibt). S. 95 bis 112: „Bernhard Hoetger als Architekt“. Ein Querschnitt durch sein bauliches Schaffen, mit Beschreibungen. Endlich. Aber immer noch keine Analyse. Auch keine Darstellung. S. 113: Literaturverzeichnis (über Zitierweisen, die in der Wissenschaft üblich sind, wollen wir nichts sagen) und schließlich, finale grande: Lageplan, d. h. Einzeichnung in eine Stadtkarte von Bad Harzburg von heute.

Genug der Polemik. Eine Materialzusammenstellung, und als nichts anderes entpuppt sich das Buch, ist etwas ungemein Nützliches, etwas Gutes und Brauchbares. Aber als solches liegt dies Buch nicht vor, sondern als „Schriftliche Examensarbeit zur Abschlußprüfung“. Selbst bei einer Materialsammlung könnte man hin und wieder methodische Überlegungen erwarten. Von wissenschaftlichem Anspruch, und dieser Vorwurf geht an die Hamburger Hochschule, besonders da man auch von Promotionsplänen munkeln hört, kann keine Rede sein. An einer wirklichen wissenschaftlichen Hochschule wäre die vorliegende Arbeit nicht einmal als Seminararbeit durchgegangen, und zwar nicht wegen eines Umfangs, sondern wegen des Fehlens eigenständigen wissenschaftlichen Arbeitens, das sich in Form von Text und Analyse, d. h. Darstellung, finden lassen müßte.

Noch ein Wort zur Bedeutung des Bauwerkes, um das es schließlich und endlich geht: Das Winuwuk ist das

vielleicht besterhaltene Zeugnis expressionistischen Bauens von Bernhard Hoetger, weil es, z. B. im Gegensatz zu den Worpsweder Bauten, auch das Interieur weitgehend original erhalten hat. Wirklich wesentliche Umbauten sind auch nicht erfolgt. Das mag auch erklären, warum die Verfasserin so sehr mit Photographien und Plänen arbeitet. Legitim, versteht sich; das Aber ist weiter oben ausgeführt.

Doch noch etwas weiteres muß hier ausgeführt werden. Wie die „Harzburger Zeitung“ vom 28. November 1989 im Teil „Bad Harzburg und der Harz“ ausführt, hat Arthur Göttert, der dort vor allem als Reimemacher bekannt ist (worauf hier nicht einzugehen ist. Die Tradition von Klopstock, Goethe und Schiller ist also lebendig), einen Kleinstverlag gegründet. Dieser hat – wörtlich – folgende Maxime: „Jeder, der etwas geschrieben hat, hat auch das Recht, seinen Namen auf einem gedruckten und gebundenen Buch zu sehen.“

Das ist die Physiognomie einer bis ins letzte narzißhaft gewordenen Welt. Ganz unverblümt. Wozu überhaupt Bücher? Am besten, jeder schreibt nur noch für sich und stellt sich dann die gedruckten Exemplare in den Schrank. Daß das Druckgewerbe etwas mit Kommunikation und, man glaubt es kaum, mit Lesen zu tun hat, scheint vergessen. Und in der Wissenschaft kommt außerdem noch hinzu, daß Erkenntnisse zu gewinnen und zu vermitteln sind.

Der ideale Leser, ja der Leser überhaupt, von dem der Literaturwissenschaftler Rainer Gruenter immer so gern schreibt und spricht, ist tot.

**Christian Juranek**

**Wolfgang Robert Griepenkerl: Maximilian Robespierre.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach dem Erstdruck Braunschweig 1849 herausgegeben, mit Erläuterungen und einem Nachwort versehen von Eberhard Rohse (= Bibliophile Schriften der Literarischen Vereinigung Braunschweig Bd. 36). Braunschweig 1989. <188 S.; 425 numm. Exemplare>.

Bereits zum zweiten Mal wird Griepenkerl einer Publikation innerhalb der bibliophilen Schriften der Literarischen Gesellschaft Braunschweig gewürdigt. Das erste Mal war es die programmatische Schrift Ritter Berlioz in Braunschweig, die 1974 als Jahressgabe in einer Auflage von 350 Exemplaren erschien. Damals wurde sie eingeleitet und herausgegeben von Ernst Sander, der selbst, wie Eberhard Rohse genau aufweist, ein Griepenkerl-Drama geschrieben hat.

Überhaupt muß auffallen, wie sehr Rohse in der Herausgabe dieses ersten Dramas Griepenkerls Forschungsarbeit geboten hat. Erheblich geht er über das bisher Erarbeitete hinaus, weist aber beinahe minutiös auf alles Geleistete hin. Das Nachwort mitsamt der fulminanten Bibliographie, die als Arbeitsgrundlage für jegliche Beschäftigung mit braunschweigischer Literatur der Mitte des 19. Jahrhunderts dienen kann, muß mindestens als ebenso wichtig erachtet werden als die Herausgabe des Maximilian Robespierre selbst. Auch die Anmerkungen bzw. Texterläuterungen enthalten ein Maß an Gelehrsamkeit, die frappant ist. Ist der Herausgeber Eberhard Rohse bislang vor allem als Forscher über Bertolt Brecht, Wilhelm Busch und Wilhelm Raabe hervorgetreten, so betritt er mit dem Thema Griepenkerl trotz aller Vorarbeiten weitgehendes Neuland und setzt hier hohe Standards. Daß die Anmerkungen manchmal – besonders für eine bibliophile Publikation – allzu gelehrt und bemüht, wirklich alles Mitteilenswerte auch mitzuteilen, sind, muß als leise Tendenz in den neugestalteten Bänden seit Zachariäs Phaeton wenigstens bemerkt werden. Der Band in der vor allem auf Wort- und Schrift aufgebauten Gestaltung ist sehr ansprechend.

Schön für den Sammler macht sich auch bemerkbar, daß die Bände auf dem Buchrücken jetzt in ihrer herausgegebenen Reihenfolge numeriert sind. Etwas traurig wird der Bibliophile ob der zu beobachtenden Tendenz, die Auflage steigen zu sehen.

Griepenkerl wird endlich – zum ersten Mal seit Heinz Amelung immerhin als ersten Band in der Reihe Der Domschatz im Jahre 1921 eine Auswahl aus seinem Werk herausgegeben hat, sieht man einmal von der ideologisch recht fragwürdigen Herausgabe des Robespierre durch Reinhold Grimm und Jost Hermand in dem



Band Deutsche Revolutionsdramen 1971 ab – wieder einmal ediert und darüber hinaus, und das wird vor allem das Verdienst Rohses sein, in eine festgefahrene literaturwissenschaftliche Diskussion gebracht. Daß Rohse vor allem literar- und geistesgeschichtlich fragt, wird niemand zum Vorwurf machen wollen, denn er leistet Großartiges. Das mentalitäts- und sozialphysiognomische des Hintergrundes bleibt weiterhin spannend. Aber endgültige Antworten zu geben, ist ja nicht die Aufgabe ernsthafter Wissenschaft.

Der Literarischen Gesellschaft ist mit diesem Band zumindest inhaltlich ein Volltreffer gelungen; und daß weniger als Beitrag zur Zweihundertjahrfeier der Französischen Revolution, da solche Art Feiern eher nur die Tendenz von Lehrplanerfüllungen haben, sondern aus sich heraus. Die neue Gestaltung ist ansprechend, hat aber noch nicht ihr endgültiges, prägendes Gesicht gefunden, ist aber auf dem Weg dazu. Die Typographie allerdings, das sei allenfalls am Rande erwähnt, dürfte für eine bibliophile Kostbarkeit schöner sein. Wer sich an den Druckfehlern und der beigegebenen Fehlerliste stört, möge es tun; komplizierte Texte haben ihre Tücken und was die Literarische Gesellschaft im Aufholen von fehlenden Jahresgaben geleistet hat, spricht für sich und verdient nur Anerkennung.

**Christian Juranek**

**Braunschweiger Theaterzettel, 1711 bis 1911.** Ausgewählt und erläutert von **Ralf Eisinger** (= Bibliophile Schriften der Literarischen Gesellschaft Braunschweig Bd. 37). Braunschweig 1990. <140 S., 400 nummerierte Exemplare>.

Zum dreihundertjährigen Jubiläum des Braunschweiger Theaters gab es verschiedene Publikationen. Darunter befand sich auch der als bibliophile Ereignis angekündigte Ausstellungskatalog der Jubiläumsausstellung im Alten Rathaus der Braunschweiger Altstadt und dem Herzog Anton Ulrich-Museum. Die wirklich buch-künstlerische Publikation hingegen stellt dieser 37. Band der Literarischen Vereinigung dar. Höchst erfreulich ist dabei, daß in der Einleitung von Ralf Eisinger, auch wenn man hier und da andere Akzente setzen würde und andere Wertungen bevorzugte, eine echte Ergänzung zum Ausstellungskatalog vorliegt. Hier wird zum Teil doch recht Neues geboten. Einmal ganz abgesehen davon, daß die Art der Präsentation des historischen Materials bestehend ist. Dies liegt daran, daß immer ein Theaterzettel auf einer Seite abgebildet und auf der gegenüberliegenden Seite ein dazugehöriger Kommentar geboten wird. Diese Darbietungsart befriedigt sowohl die ästhetischen als auch die inhaltlichen Bedürfnisse eines Lesers oder Benutzers. Letzterem wird die Handhabbarkeit durch zwei Register ermöglicht.

Die schöne Bekanntmachung der bedeutenden Theaterzettelsammlung im Stadtarchiv Braunschweig ist ein echtes Verdienst. Selbstverständlich kann im Rahmen einer solchen Publikation nur eine Auswahl aus dem vorhandenen Material aufbereitet werden, aber dies ist geistvoller und schöner als der sich nach und nach in der Wissenschaft einschleichende, schlimmer als jemals zu ‚positivistischen‘ Zeiten sich gebärende Enzyklopädimus.

Mit der Aufbereitung von Material, dem Hinweis und noch dazu in so schöner Form wie in der vorliegenden Art und Weise, ist für den Interessierten viel mehr gewonnen.

Die Art der Photographien verdient gleich der gesamten Aufmachung des Buches besonderes Lob; sind doch viele der alten Theaterzettel, worauf Manfred Garzmann in seinem Abriß der Theaterzettel-Sammlung besonders hinweist, nicht im besten Zustand erhalten geblieben, weil sie oft z. B. als Löschblätter zweckentfremdet wurden. Gerade deshalb aber konnten sie überhaupt überliefert werden. Die Herausgeber des Bandes haben sich offenkundig bemüht, nicht nur Braunschweigische Bezüge in der Auswahl des Materials aufscheinen zu lassen, sondern darüber hinaus sogar Bezüge zu bisherigen Publikationen (wenn vielleicht auch eher untergründig, wie Herbert Blume und Wolf-Dieter Schuegraf in ihrem Nachwort schreiben) der Literarischen Gesellschaft herzustellen.

Schießlich sei noch festgestellt, daß die ästhetische Gestaltung des Bandes in ihrem Schwarz-Weiß-Gelb-Tö-

nungen besonders gelungen erscheint. Jetzt hat die Reihe wohl ihr endgültiges „neues“ Gesicht gefunden, nachdem „wir“ in Braunschweig nun den dritten Band für die Literarische Gesellschaft gestaltet hat.

Christian Juranek

**Siegfried Gehrecke, Ursula Gehrecke: Der Harz – gesehen von Malern (1850–1950).** Bilddokumentation. 272 Seiten, 208 Tafeln, 24×22,5 cm. Verlag Erich Goltze, Göttingen 1990, geb. DM 64,-.

Der Harz im Bild der Malerei zwischen 1850 und 1950. Ein reizvolles Thema und ein verdienstvolles Werk vereinigen sich in besonders gelungener Form in der hier zu besprechenden Publikation. Die Autoren, die bereits mit Werken über Hermann Wislicenus (1987) und Friedrich Klein-Chevalier (1988) wichtige Beiträge zur Kunstgeschichte vorgelegt haben, wollen mit ihrer Bilddokumentation eine Lücke in der kunstgeschichtlichen Harzforschung zwischen 1850 und 1950 schließen. Die zeitliche Einschränkung gilt nach Ansicht der Bearbeiter jener Zeitspanne, die die *„künstlerisch fruchtbarste und vielseitigste der ‚Harz-Malerei‘ geworden“* sei.

Ganz unzweifelhaft ist es jene Epoche, die durch Romantik und Touristik zu einer breiten Entdeckung dieser wunderschönen Landschaft geführt hat. Dies ist bei der Betrachtung der Abbildungen dieses Bandes von Seite zu Seite ebenso spürbar, wie die Begeisterung der beiden Autoren für ihr Werk. Intensive Recherchen in Privatsammlungen, Archiven und Museen gingen der Zusammenstellung voraus, wobei auch die ehemals schwierigen Arbeitsverhältnisse vor der Öffnung der innerdeutschen Grenze kein Hindernis darstellten. Durch die Änderung der politischen Verhältnisse hat diese Dokumentation nun eine besondere Aktualität gewonnen, zumal es für den Leser ohne Schwierigkeiten möglich geworden ist, die Schönheit des Harzes wieder in seiner Gesamtheit und ohne Hindernisse vor Ort zu entdecken. Auch dazu regen die Bilder der „Harzmaler“ zusätzlich an. Im Vorwort weisen die Autoren darauf hin, *„daß das Unternehmen notwendig und der Zeitpunkt seiner Realisierung der letztmögliche war.“* Allerdings wurden aus praktischen Gründen Tier- und Jagdmaler sowie Grafiker bei der Auswahl ausgespart, auch einige weitere Eingrenzungen waren aufgrund der Materialfülle bzw. wegen nicht druckfähiger Vorlagen notwendig. Als Einführung wurde eine Übersicht von Günther Denke aus dem Jahr 1929 gewählt, eine Betrachtung, die nach wie vor lesenswert ist, aber selbstverständlich dem gewählten Zeitraum des Buches nur begrenzt gerecht wird. Tatsächlich wäre es eine dringende Forderung an die Harzforschung, der Harzmalerie eine aktuelle und umfassende Neubearbeitung zu widmen. Dies läßt auch – bei allem Verdienst – die vorliegende Veröffentlichung erkennen. Untersuchungen zu den Malern über biographische Notizen hinaus wären für die Beurteilung der Bilder ebenso wichtig, wie eine kulturgeschichtliche Einordnung von Werk und Künstler. Dies ganz besonders deshalb, weil die Mehrzahl der Gemälde nicht primär von kunsthistorischer Bedeutung sind, jedoch für Zeitgeist und Topographie von unschätzbarem Wert. Bei dem Reichtum des vorgelegten Bildmaterials und dem Informationswert des Buches fallen Ungereimtheiten oder eventuelle Lücken kaum ins Gewicht. Dennoch sollen sie aus Gründen der Objektivität angedeutet werden. So trifft die Aussage, daß *„es auch keine offizielle Sammelstelle für Darstellungen des Harzes“* gibt nicht zu, denn diese Aufgabe nimmt das Braunschweigische Landesmuseum schon seit den Zeiten von Prof. Dr. Karl Steinacker und ganz besonders nach dem Zweiten Weltkrieg wahr. Allerdings wurden bei den Vorarbeiten zu diesem Buch die Sammlungen des größten kulturgeschichtlichen Museums in dieser Region nicht berücksichtigt, denn bis auf zwei Ausnahmen fehlen alle weiteren Belege, darunter so ein bedeutendes Gemälde wie „Der Holzmarkt von Halberstadt“ von Cornelius Springer, das den Autoren offensichtlich völlig unbekannt ist. Entsprechendes gilt für eine reizvolle Malerei des Braunschweiger Architekturprofessors Constantin Uhde. Auf der anderen Seite stellt sich die Frage, ob die Stadt Braunschweig tatsächlich in diesem Rahmen der Betrachtung aufgenommen werden sollte (Nr. 146 u. 147) und warum dann Wolfenbüttel nicht. Wenn man sich jedoch zu dieser Lösung entscheidet, dann fehlen wichtigste Gemälde zur Topographie der Stadt Braunschweig. Diese Anmerkungen sind zwar bei einer Besprechung notwendigerweise zu machen, jedoch beeinträchtigen sie den Gesamtwert des Buches kaum und schmälern in keiner Weise die großartige Leistung der

Bearbeiter. Ein gelungenes Werk also von großer Aktualität und vielleicht Anstoß für eine notwendige weitere Beschäftigung mit einem in seiner Bedeutung bisher verkannten oder unterschätzten Gebiet der Harzfor- schung. Schon aus diesem Grunde gebührt den Autoren Anerkennung und Dank, und fehlen darf diese Do- kumentation in keiner Bibliothek eines Harzinteressierten.

**Gerd Biegel**

**Hartmut Bock u. a.: Die nordwestliche Altmark – eine Kulturlandschaft.** 228 Seiten, zahlreiche, zumeist far- bige Abbildungen. Gifhorn, Kreissparkasse 1991.

Unmittelbar nach der Grenzöffnung hat die Sparkasse des niedersächsischen Kreises Gifhorn diesen Band über die heute zum Land Sachsen-Anhalt der damaligen DDR gehörende, benachbarte nordwestliche Alt- mark bei den besten, dort seit vielen Jahren tätigen Forschern in Auftrag gegeben. Die Sparkasse hat auch die rasche Fertigstellung des reich bebilderten und instruktiven Buches bewerkstelligt. Damit ist eine wesentliche Informationslücke vor allem für den Niedersachsen geschlossen, insbesondere, da das östliche Lüneburger Land und die Altmark landschaftlich und historisch viele Übereinstimmungen haben. Auch besaßen diese in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht einst vielfältige Beziehungen, die inzwischen wieder aufleben.

Der Band, der sich als Landschafts-, Geschichts- und Kulturführer versteht, vermittelt einen umfassenden Überblick über alle relevanten Aspekte der nordwestlichen Altmark. Volker Rattey hat seine Ausführungen zur Naturlandschaft primär unter die Gesichtspunkte des Naturschutzes gestellt, indem er in knapper Form be- sondere Abschnitte den Naturschutzgebieten, den unter Schutz gestellten Parks sowie den geschützten Pflan- zen und der bedrohten Tierwelt widmet. Ratteys Augenmerk gilt so. u. a. den Feuchtschotlandschaften des Dröm- lings, die sich auf niedersächsischem Gebiet ja fortsetzen.

Hartmut Bock, der aus einer alten Altmärker Lehrerfamilie stammt, gibt einen Überblick zur Ur- und Früh- geschichte, der die Ergebnisse jahrelanger eigener intensiver Forschungen auswertet und diese z. T. erstmals einer breiten Öffentlichkeit vorstellt.

Ausführlich beschreibt Hartmut Bock auch – z. T. aus eigenem Erleben – die Sitten und Bräuche im Jahres- und Lebenslauf, die in erstaunlichem Reichtum erhalten geblieben sind. Berichte von Zeitzeugen beleben die- sen Abschnitt des Bandes, der angereichert wird durch zahlreiche historische Fotos von Seltenheitswert. Da hören wir von Strohären zur Fastnacht, vom Osterfeuer, aber auch vom Unfug der Dorfjugend in der Pfingst- nacht und von den Laubgestalten zu Pfingsten. Das alles sind Bräuche, die auch im angrenzenden Gifhorn- Wolfsburger Raum üblich waren und z. T. noch sind.

Ingelore Fischer, die frühere Stadtarchivarin von Salzwedel, entwickelt die Geschichte der Altmark aus dem Gegeneinander der slawischen und der deutschen Besiedlung sowie der Herrschaftsübernahme durch die As- kanier. Die Linien der historischen Entwicklung werden dann bis in unsere Zeit weitergeführt. Außerdem hat diese Autorin zu dem Werk die Geschichte der beiden Städte Salzwedel und Gardelegen beigezeichnet.

Peter Fischer, der Leiter des Freilichtmuseums Kloster Diesdorf, schreibt fundiert über die Dörfer, Burgen und Herrenhäuser, Kirchen und Klöster sowie die sonstigen Denkmale der nordwestlichen Altmark. Der Reichtum an kunst- und kulturhistorisch wertvollen Zeugnissen aus verschiedenen Epochen ist erstaunlich, freilich wird auch schmerzhaft deutlich, was in den letzten Jahrzehnten zerstört oder verwahrlost ist. Das gilt insbesondere für die bedeutenderen Burganlagen, etwa das Festhaus Oebisfelde und die Burg Tylsen der Fa- milie von dem Kneesebeck, aber auch zahlreiche der einst prächtigen niederdeutschen Hallenhäuser, die hier wie in Niedersachsen prägend im Dorfbild waren.

Peter Fischer stellt außerdem die Museen der nordwestlichen Altmark vor. Ein umfangreiches Quellenver- zeichnis rundet den Band ab. Dieser verdient seinen Platz als Standardwerk in der Bibliothek eines jeden Hei- matfreundes.

**Mechthild Wiswe**

## Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1990

Die Jahreshauptversammlung fand am 8. 3. 1990 im Braunschweigischen Landesmuseum statt. Auf eigenen Wunsch scheidet Herr Biegel als Schriftführer des Vorstandes und als Schriftleiter der Braunschweigischen Heimat aus. Die Schriftleitung der Braunschweigischen Heimat übernimmt Herr Wolf-Dieter Steinmetz, der kommissarisch auch die Schriftführung betreut. Die Geschäftsstelle des Landesvereins wechselt an seine Dienststelle, Kanzleistr. 3, 3340 Wolfenbüttel. Herr Dr. Heiko Brunken wird als Beisitzer in den Vorstand gewählt. Bereits mit Ablauf des Jahres 1989 schied Herr Peter Herbeck aus dem Vorstand aus. Sein Nachfolger wurde Herr Hans-Friedrich Meibom.

Im Berichtsjahr erschien der Band 74, 1988 der Braunschweigischen Heimat.

Folgende Veranstaltungen wurden durchgeführt:

- 11. 01. 1990 Vortrag mit Lichtbildern „Hydrobiologie und Grundwasserschutz im Okertal zwischen Vienenburg und Schwülper“ (Dr. Wolfgang Grimmelmann)
- 08. 02. 1990 Vortrag mit Lichtbildern „Stadtbraunschweigische Motive einst und jetzt – 1948 und 1988“ (Dr. Wolfgang Scheffler)
- 08. 03. 1990 Vortrag „Kulturpolitik in den 90er Jahren unter besonderer Berücksichtigung der Heimatpflege“ (Prof. Dr. Birgit Pollmann)
- 28. 04. 1990 Exkursion „Auf den Spuren Kaiser Lothars III.“ (von Süpplingenburg). Leitung: Hans-Friedrich Meibom
- 23. 05. 1990 Stadtpaziergang – Besichtigung von Hollands Garten. Leitung: Dr. Hans-Joachim Tute
- 30. 06. 1990 Geologische Exkursion ins Harzvorland. Leitung: Dr. H. Bombien
- 05. 07. 1990 Führung durch die Gutenberg-Ausstellung im Zeughaus der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. Leitung: Christian Juranek
- 25. 08. 1990 Exkursion „Die ehemals braunschweigische Kreisstadt Blankenburg am Harz, heute Kreis Wernigerode“ Leitung: Hans-Friedrich Meibom
- 13. 09. 1990 Vortrag mit Lichtbildern „Magdeburg – Stadt der Mitte. Ein kulturhistorischer Exkurs“ (Hans-Joachim Krenzke)
- 20. 09. 1990 Führung durch das Klärwerk Braunschweig-Steinhof. Leitung: Baudirektor Dipl.-Ing. Klaus-Jörg Radünz
- 11. 10. 1990 Vortrag mit Lichtbildern „300 Jahre Theater in Braunschweig“ (Dr. Angela Klein)
- 13. 10. 1990 Exkursion in die Partnerstadt Magdeburg. Leitung: Hans-Friedrich Meibom
- 18. 10. 1990 Führung durch die Ausstellung „300 Jahre Theater in Braunschweig“ Leitung: Dr. Angela Klein
- 08. 11. 1990 Vortrag mit Lichtbildern „Waldschäden durch Luftverunreinigungen – Ausmaß, Wirkungsketten, Schutzmaßnahmen“ (Hartmut Kleinschmit)

Der Mitgliederbestand betrug am 31. 12. 1990: 429

**Wolf-Dieter Steinmetz**